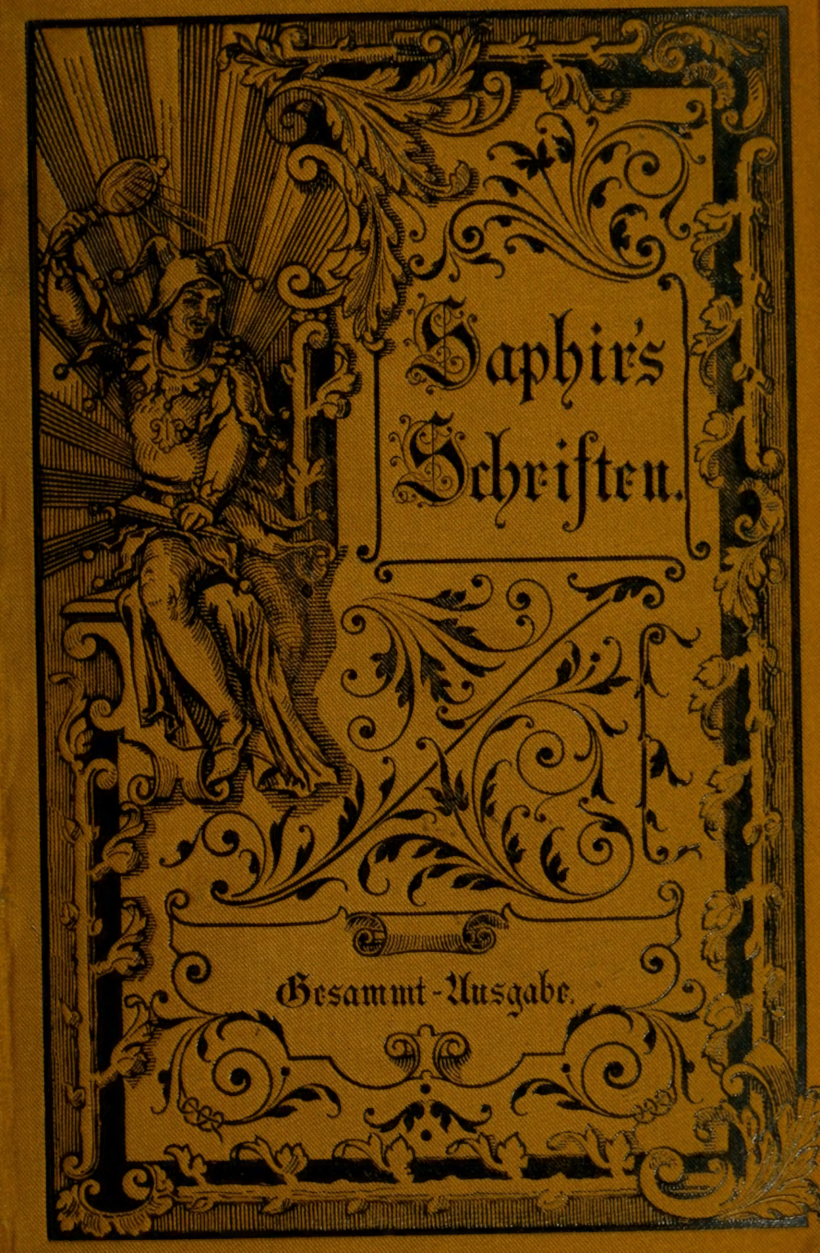
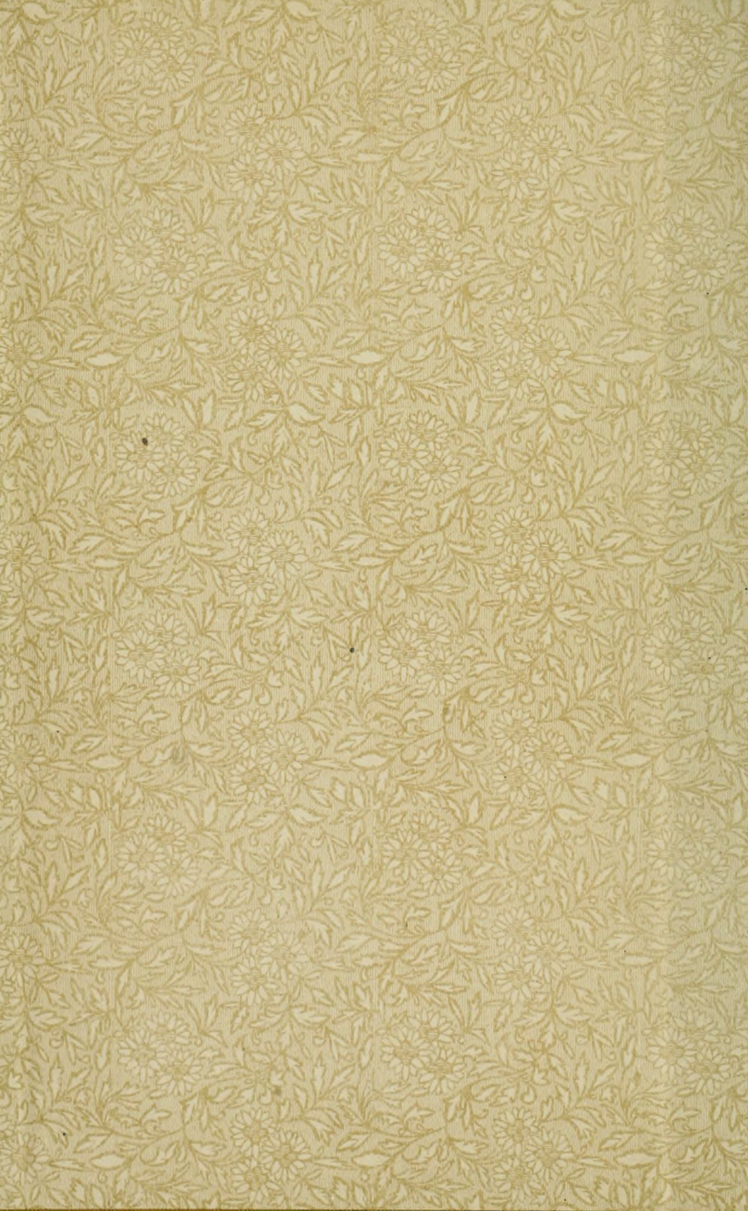
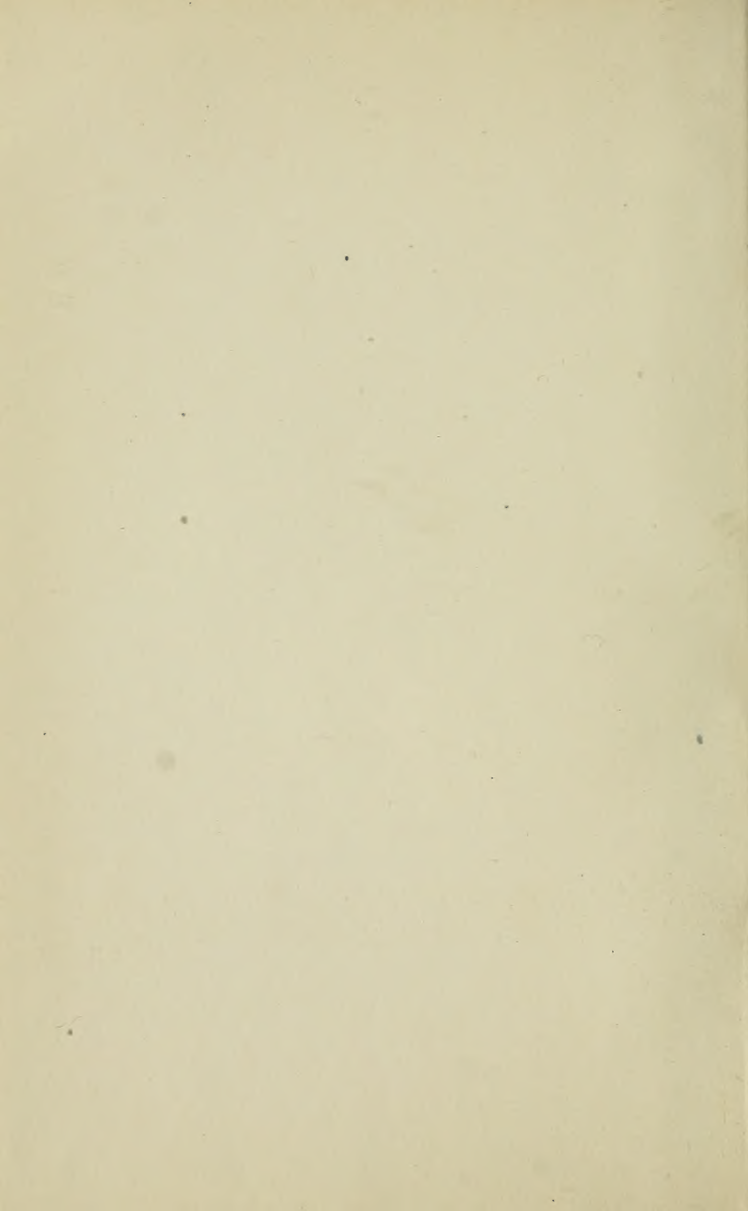

Saphir's
Schriften.
Gesammt-Ausgabe.



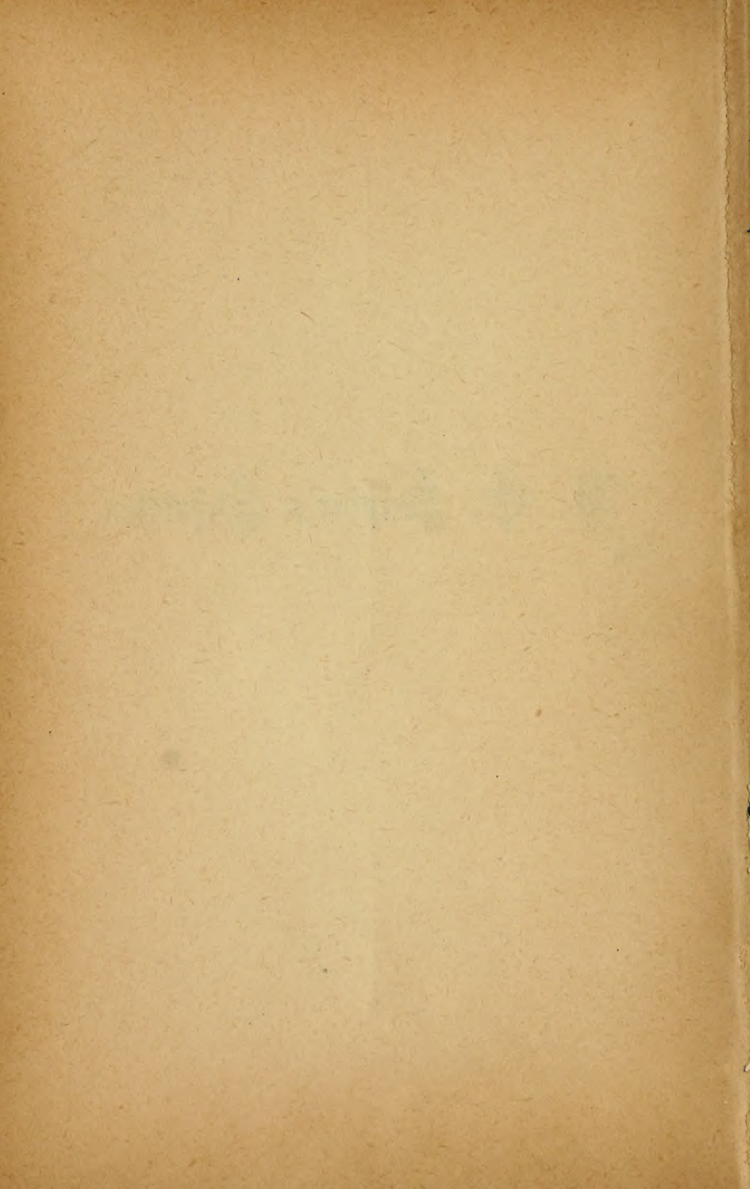








M. G. Saphir's Schriften.



M. G. Saphir's Schriften.

Dreiundzwanzigster Band.

Brünn, Wien & Leipzig.
Verlag von Karafiat & Sohn in Brünn.
Druck von Fr. Karafiat in Brünn.



Meine Memoiren.

Erstes Capitel.

Recept zu einer Selbstbiographie.

Nimm ein großes, schwarzes Küchenmesser,
Den Secirtisch hol' vom Krankenhaus,
Und daneben stell' zwei leere Fässer,
Salz und Pfeffer gehe dir nicht aus.
Schneide dann dich selbst in Stücken,
Und was Gutes an dir ist, das werfe fort,
Denn sich selbst zu loben, wird sich nicht schicken,
Davon glaubt man dir ja doch kein Wort!
Doch das Schlechte, was aus Leib, Gehirn und Seele
Du von dir herauszuschneiden nur vermagst,
Das nur nimm, füll' die Fässer, nichts verhehle,
Und man glaubt dir mehr noch als du sagst!
Dann bestreu', selbstverläugnend, heldenmuthig,
—Nicht mit Mandeln, Butter, Zucker oder Schmalz—
Diese Stücke, lebend, zuckend noch und blutig,
Schon mit Cayenna-Pfeffer und mit Salz.
Wenn du so, was du gethan, gefühlt, gedichtet,
Deines Lebens Inhalt und dich selbst dazu
Hast zerstückt, recht eingepfeffert, zugerichtet,
Dann erst sag' zum Publicum: „Greif zu!"

An der Schwelle meines sechzigsten Lebensjahres — welches am 8. Februar 1855 getagt hat, Gott und der Geldmangel erlaubten es, — sehe ich vor und zurück durch den langen Corridor von sechzig Jahren, durch den langen Lebensgang, — und sehe die Wiege und sehe den Sarg, und höre im Geiste meine Wiegenlieder und meinen Grabgesang, und an der Wiege steht eine Mutter mit dem Thränentuch des diesseitigen Kreuzganges und am Sarge steht ein Vater, ein ewiger Vater mit dem Lichte des jenseitigen Lichtganges!

In dem Maße, wie das physische Auge und Ohr im Alter kurzsichtig und schwerhörig wird, wird das innere Auge und Ohr weitsehend und scharfhörig, und jenes sieht alle Gestalten der Kindheit und Jugend, und dieses hört alle Kinder-Echos und alle Waldgesänge und alles Bachgeriesel aus dem Lande der Jugend! Und so liegt an der Ausgangsthüre aus dem Leben vor dem Menschen eine Auferstehung und hinter dem Menschen eine Auferstehung, und der sterbende, der absterbende Mensch steht zwischen zwei Auferstehungen, und bevor die Seele der Auferstehung vorwärts zustrebt, pilgert Herz, Geist, Erinnerung so gerne noch einmal zurück zur Auferstehung des vergangenen Lebens und die Seele wird zur Willi und aus den Gräbern der Vergangenheit steigen die Gestalten als lauter Willis heraus und tanzen mit ihm den langen, süßen, tödtlichen Brauttanz!

In meinem sechzigsten Jahre geh' ich daran, meine Lebensgeschichte niederzuschreiben.

Für wen?

Wozu?

Für wen? Nicht für Diejenigen, die fragen: wozu? — Wozu? Nicht dazu, daß man frage: für wen?

Ich und die Maria Stuart wir sind „viel geliebt und viel gehaßt" worden; sie ist viel gehaßt worden, weil sie — schön war, deshalb bin ich gottlob nicht gehaßt worden!

Für die, so mich geliebt, für die, so mich gehaßt, schreib' ich meine Lebensgeschichte nieder, auf die Gefahr hin, daß mich nach Lesung meiner Biographie jene so mich lieben, weniger lieben und die so mich hassen, weniger hassen dürften! Die zweite Gefahr ist die größere!

Wozu? Zum Besten meines Ichs! Das „Ich" muß, wenn es lange liegt, aufgeschaufelt werden, es muß gewendet werden, dann sieht es eine lange Zeit aus wie neu, wie frisch!

Wenn der Mensch seinen inneren Menschen bei den Ohren aus sich herauszieht, und ihn vor sich hinstellt und ihn betrachtet und beschaut von der Vergangenheit bis jetzt, so findet er, wie beim Ausziehen aus einem Quartier, so manches Verlorene, Vergessene, so manchen verlegten Schlüssel zu dem Räthsel seines jetzigen Menschen, so manche alte Rechnung der Jugend, welche das Alter jetzt bezahlen muß!

Kein Mensch, kein Individuum ist so unbedeutend, daß seine Lebensgeschichte nicht irgend etwas Interessantes für den denkenden Leser, für den Menschenstudierer enthielte, so wie kein Individuum physisch so klein ist, daß die Anatomie seines Körpers dem denkenden Arzte nicht immer noch neue und interessante Entdeckungen gewährte.

Man wird sagen: „Wie kömmt der Mann dazu, seine Biographie zu veröffentlichen? Dazu haben nur berühmte Leute ein Recht!"

Gerade im Gegentheil! Berühmte Leute sind sicher, an der Tafel der Nachwelt stets einen der ersten Plätze zu finden; unberühmte, wenn sie mit an die Tafel kommen wollen, müssen selbst den Platz belegen!

Ruhm! Was ist Ruhm? Ist es der Kranz, einer Tänzerin geworfen? das Ständchen einer Sängerin? Ist's der Lärm eines Triumphzugs? Ist's der Duft eines Festessens? Ist es der Strahl eines Ordenssterns?

Oder ist Ruhm d e r Kranz, vom Genie mit Thränen begossen, mit Schmerzen gewunden und unter rieselndem Herzblut auf den Knieen erbettelt? Ist es die Dornenkrone des Erlösers? Ist es der Gralsbecher, bewacht von Unholden und Drachen und bebeschützt vor Entweihung? Ist's die Bluttaufe großer, zerrissener Geschicke?

Ruhm?! Wer theilt ihn aus? Ein hirnloser

Buchhändler! Lendenlahme Lexiconsartikel um 2 fl. bestellt!

Ruhm?! Wo ist er zu haben? Auf dem Markt, wo die Theaterkränze gewunden werden; in Journalen, wo Buben zu Gericht sitzen und wo Leidenschaft und Eigennutz die Taxatoren des Ruhmes sind!

Ruhm?! Wann ist er zu haben? Wenn an dem Fleisch und Gebein des Menschen die Würmer oben den Würmern unten Platz machen!

Ruhm?! Was ist von ihm zu haben? Ein Lorbeerblatt, angefressen von den Galläpfeln des Neides und durchnagt von der unsterblichen Scheelsucht!

Ruhm?! Welches sind deine Früchte? Wenn's hoch kömmt, ein Monument nach dem Tode, collectirt im ganzen lieben Vaterlande, die Person zu sechs Silbergroschen ohne Wein!

Selber ist der Mensch sein Ruhm! Sein Leben ist sein Monument und seine Thaten oder Werke machen den Kranz, den er noch lebend auf seinen Grabstein setzen muß!

O gebt! gebt! gebt den Lebenden! gebt den lebenden Talenten Raum und Ruhm! Gebt dem Talente, gebt, o gebt, ihr Großen der Erde, gebt den Stern, so lang ihn der Augenstern noch sehen kann! Gebt, o ihr Menschen, gebt der Liebe, gebt der Jugend, gebt der Hoffnung, gebt der Kraft, gebt dem Streben, gebt wieder Liebe, Ermunterung, Antheil!

Gebt, o gebt, ihr Leser und Richter und Ruhm-austheiler, gebt dem Talent, gebt dem Verdienst, gebt dem Geist Anerkennung, Hingebung, gebt ihnen den Kranz auf's Haupt bevor es einsinkt, gebt ihrer Seele den Ruhm, bevor sie sie aushauchen!

O gebt, gebt, gebt gleich und nicht immer später! Gebt der Jugend, so lang sie grün ist und wartet nicht, bis sie welk wird! Gebt dem Talent, so lange es frisch und wartet nicht, bis es siech wird! Gebt dem Alter und wartet nicht, bis es todt ist!

Diese Biographie ist das Monument, das ich mir selber setze:

„Hier liegt M. G. Saphir wie er leibte und lebte, und wie er zu Tode gelebt wurde!"

„Wie er leibte und lebte?" Wirklich? Zum Sprechen ähnlich? Nicht geschmeichelt? Nichts verheimlicht? Nichts beschönigt? Nicht blos als Engel mit Flügeln am Kopf, nicht nur Bruststück, sondern ganze Figur mit Pferdefuß und Leichdorn?

So nehm' ich mir's wenigstens vor!

Allein kein Mensch weiß wie er inwendig aussieht, selbst wenn er in sich geht! Der Mensch hat eben so wenig ein ganz richtiges Urtheil über seine geistige und moralische, als über seine wirkliche Physiognomie! Kein Mensch kann sich seine Nase gegenüberstellen und diese Nase beurtheilen; seine Nase im Spiegel ist eben seine Nase mit ihm, seine Nase als Abstractum kann er nicht ganz genau beurtheilen,

eben so wenig seinen Geist, sein Gefühl, seine innere Nase, die Seele, das innere honestamentum faciei!

Ich kann dem Leser nur sagen, daß ich den besten Willen habe, mich eben so unverholen zu tadeln, als ungenirt zu leben, meine Leberflecken mit keinem Schönpflästerchen zu bedecken, die innern Höcker, die doppelten Glieder des Guten und Schlimmen in mir eben so zu enthüllen, wie meine Schönheiten und Liebenswürdigkeiten, und das Nest von schlimmen Gästen in mir eben so offen zu beleuchten, wie das Paradezimmer für meine glänzenden und guten Eigenschaften! Uebrigens ist's nicht möglich, daß man sich selbst so weh thut, wie Einem ein Anderer thut! Ich werde in mein Fleisch hinein schneiden, da wo es wild ist, aber ich werde dabei stehen und zu mir sagen: thu' dir nicht zu weh' und streue ein wenig Zucker darauf!

Der Leser weiß ohnehin so ziemlich, daß Mamsell Eigenliebe ihr Näschen überall darein steckt und das Gute noch besser herausputzt, und daß Herr Urian einen langen Mantel umhängt, um den Pferdefuß zu beschönigen.

Leser und Kritiker werden sich schon selbst ihr Urtheil bilden; sie werden von der Biographie abziehen, was der Egoismus, oder der Witz, oder die falsche Scham, oder die Bemäntelung, oder die Leidenschaftlichkeit übertrieb oder unterschätzte, was zu licht oder zu dunkel gemalt ist; sie werden abziehen,

was ihnen ihr richtiger Instinct anzeigen wird, und so dürfte ihnen am Ende ein ziemlich richtiges Netto-bild verbleiben.

Die historische Ruhe eines Lebensbeschreibers darf man bei mir nicht suchen. Zu bedenken ist nur, daß Zeit und Ort, und der Umstand, daß mehrere Personen, die besonders hier in Wien die ersten Einschläge in meinen Lebensfaden machten, noch am Leben sind, zu tausenden Rücksichten und Umschreibungen mich zwingen dürften.

Die Geschichte meiner Literaturlaufbahn und mein persönlicher Lebensinhalt sind nicht sowohl durch bedeutende Ereignisse und große Geschicke als durch Herzbegebenheiten und Gefühlsgeschicke in meinem Herzen innig verwachsen und in mein Gemüthsleben zusammengezweigt.

Wer seine eigene Lebensgeschichte schreibt, unternimmt ein Geschäft, das er nicht zu Ende führen kann, der Tod eines Menschen gehört mit zu seinem Leben, seine Todesgeschichte ist oft der Commentar seiner Lebensgeschichte. Also wer seine Lebensgeschichte schreibt, weiß, er übernimmt ein Bruchstück, das letzte Capitel seines Werkes kann er nicht schreiben, und welche trauernde Feder wird bei meiner Todesanzeige wie eine Witwe anzeigen: „Uebrigens setze ich das Geschäft (der Lebensbeschreibung) nach seinem Tode fort?“ — Das ist traurig und schadet! Wie oft widerlegt nicht eine Sterbestunde den ganzen

Lebenslauf eines Menschen! Traurig, denn wie oft ist die Minute des Todes das Siegel oder der Widerruf eines siebzigjährigen Ruhms, Charakters oder Lebensinhalts! Und schade, denn gerade seinen Tod würde der Selbstbiograph oft mit der größten Satisfaction beschreiben, d. h. nicht sowohl seinen Tod als seinen Leichenzug, sein Begräbniß, seine Leichenrede, und wie dieser Moment gerade der schönste, der froheste seines Lebens war, und wie viel Freunde der Selbstverblichene hatte, und welche Lobeserhebungen der Selbstdahingeschiedene erhielt, und wie viel leere Trauerworte und leere Trauerkutschen dem Selbstverewigten nachfolgten u. s. w.

Es wäre so angenehm, besonders für den freundlichen Leser, wenn der Mann, der seine eigene Lebensgeschichte schreibt, diese Geschichte gleich mit dem Ende, mit seinem Tode anfangen könnte, so wie man einem zubereiteten Häring den Schweif in den Mund steckt, wodurch die ganze Geschichte gleich ein Sinnbild der Ewigkeit bekömmt, ein Anfang, welcher sein Ende in den Mund nimmt!

Ich habe halb und halb auch diese Vorkenntniß zu meiner Selbstbiographie mitgebracht; man hat mich oft todt gesagt, allein es kam nie bis zum Leichenzuge und bis zur Grabesrede, was mir fast eben so leid thut, wie vielen meiner Freunde, denn die Sargwand ist die einzige Wand, hinter welcher der Horcher nicht die „eigene Schand" hört.

Allein es ist nun einmal nicht zu ändern, ich beginne das Werk, das ich nur fortsetzen, aber nie enden kann.

Bei dem Lesen dieser Selbstbiographie wird sich der Leser nach und nach gerade an meinen Styl, an meine Darstellungsweise, an die Buntheit meiner Zeilen gewöhnen müssen. Ich schreibe keine Abhandlung, keine Kritik meines Lebens, ich lüfte nur 60 Lebensjahre aus, hänge sie an Luft und Licht, und halte bald einen Sermon, bald eine Xenie, bald eine Betrachtung, bald eine Erzählung, bald ein Lachen, bald ein Weinen.

Der Leser muß sich an meine Darstellungsweise gewöhnen, hab' ich mich doch auch an den Leser, und nicht ohne Mühe, gewöhnen müssen.

Ich schöpfe aus dem Brunnen der Vergangenheit; wie die beiden Eimer „Phantasie" und „Erinnerung" gerade leer, voll oder halbvoll auf und nieder steigen, so schütte ich ihren Inhalt aus. Ernst und Scherz, Salz und Pech, Champagner und Zuckerwasser, Thränen und Lachen, Gedanken und Gedankenloses, Naives und Bizarres, Anekdoten und Contemporatives, Daten, Facten, persönliche Schilderungen, satyrische Zwischenspiele kurz Bäume und Pflanzen, wie sie in meinem wildwachsenden und von keiner pedantischen Gartenschere und steifen Wänden geformten Phantasiegarten emporwuchern.

Der Styl ist der Mensch, in einer Selbst-

biographie ist die erste Bedingung, daß der Mensch sich ungenirt, also auch der Styl sich ganz als der Mensch präsentire und im Style selbst liegt ein gut Stück Characterzeichnung des Lebensbeschreibers.

Zweites Capitel.

Ich werde die volle und detaillirte Geschichte meiner „Kinder- und Knabenjahre" in meinen „Memoiren" ganz und ausführlich geben, wenn ich sie aus diesen Blättern einst zum „Buch," zum selbstständigen Werk erhebe. Hier werde ich davon nur wenig, nur so viel geben, als gerade nöthig ist, um nicht mit der Thüre in's Haus zu fallen und um die unerläßlichen ersten Lineamente meiner Lebenslaufbahn anzudeuten.

Rousseau hat seine Lebensgeschichte zu „Bekenntnisse" gemacht Er hat einen Diebstahl von sich bekannt. Er hat sich öffentlich an's Kreuz geschlagen. Aber wer sich selbst an's Kreuz nagelt, ist noch kein Märtyrer, man muß an's Kreuz genagelt werden.

Und wie hat man Rousseau's Bekenntniß aufgenommen?!

Man hat ihm diese Selbstbeschuldigung kaum geglaubt! Viele haben ihn von dieser Selbstanklage los-

gesprochen, aber nur deshalb, um ihm dafür ein doppeltes Laster aufzubürden: „Lüge aus Eitelkeit!"

Wie viel Schriftsteller giebt es, die keinen Diebstahl zu bekennen hätten? Ein Gedanke, ein Einfall, eine Idee und andere dergleichen Kleinigkeiten, welche Schriftsteller einstecken, wenn sie bei einem andern Buche einen Besuch machen?

In dieser Beziehung aber ist Niemand ein größerer Dieb als das Publikum, die Menschen, alle Menschen. Fast Alle geben die Gedanken Anderer aus, fast Alle leben von fremdem Geisteseigenthum; fast jeder Mensch spricht, was er gehört oder gelesen hat!

Ich schmeichle mir, keinen Diebstahl zu bekennen und damit keine Lüge zu sagen.

Kein „Verbrechen" hab' ich zu bekennen, aber einen „Geburtsfehler!" Ich bin nämlich von Geburt ein — Jude.

Ich könnte sagen: Ein „Israelite" oder „mosaischer Religion," aber „Hühneraugen" bleiben „Hühneraugen," auch wenn sie unter dem Namen „Leichdörner" unter die Leute gehen.

Als Jude geboren werden ist jetzt, nachdem die Fackel der wahren Aufklärung von Kamtschatka bis weit über Hessen-Cassel hin leuchtet, blos ein „Geburtsfehler;" vor 25 Jahren war es noch ein „Geburtslaster" und vor 60 Jahren war es ein „Geburtsverbrechen!"

Dieses „Geburtsverbrechen" machen alle nach-

träglichen Processe und Appellationen nicht ungeschehen, und höchstens wird man davon — ab instantia losgesprochen!

Börne, Heine und ich sind mit diesem Geburtsfehler auf die Welt gekommen. Wir haben ihn alle drei operirt.

Wer am ersten? Das mag man aus folgender wahren Anecdote entnehmen:

Im Jahre 26—27 waren wir eines Abends in Frankfurt am Main zusammen, Börne, Heine und ich. Wir sprachen vom Judenthum und Christwerden.

Börne in seiner großartigen Gesinnung, Börne in seiner offenen und redlichen Wahrheitsliebe, er hat nie geleugnet, daß er ein Jude war, er sagte mir an demselben Abend: „Der ist mehr Christ, der sich das Christenthum erworben hat, als der es geerbt hat; so wie der mehr Verdienst hat, der sein Vermögen erworben hat, als der es geerbt hat."

Börne war nicht nur von lauterem, über das kleinliche Urtheil des Vorurtheils erhabenem Character, sondern er war auch praktisch genug zu wissen, daß man einen Höcker und einen gestohlenen Hecht durch die Mühe, sie zu verheimlichen, am meisten verräth.

Heine sträubt sich mit Händen, Füßen, Federn und Liedern dagegen, daß er ein Jude ist, er spricht nur von seinen jüdischen „Vorjahren," von seinen Voreltern, die Juden waren.

Ist das nicht kleinlich von so einem großen

Geist, ist das nicht dumm von so einem klugen Kopf?

Zur Strafe für diese seine Albernheit mag hier ein Brief aus der „Leipziger Judenzeitung“ (Nr. 47, 20. Nov. 1854) stehen.

„Hamburg, 9. November. (Privatmitth.) Ich erhalte soeben die Nr. 44 und beeile mich, Ihnen zu bemerken, daß Heinrich Heine bis ungefähr in sein 24. Jahr ein Jude war. Ich habe ihn noch als Juden gekannt, und zwar als etablirten Kaufmann im englischen Manufacturenfach. Er brachte den ganzen Tag im Alsterpavillon zu und ich erinnere mich nicht, ob er am Ende caput ging, oder ob er mit Hilfe seines Onkels, Salomon Heine, noch davon kam. Ein Mäkler in diesem Fach, Namens Joseph Friedländer, hatte ihn eingeklagt, und er rächte sich, indem er ihn in seiner ersten Reiseskizze als den „in Hamburg noch immer ungehängt herumgehenden Manufacturwaaren-Mäkler“ bezeichnete. Hernach studirte er, und ich erinnere mich noch, wie entweder vor oder bald nach seiner Promotion der selige Wohlwill, der ihm sehr befreundet war, fast mit Thränen erzählte, Heine habe sich taufen lassen. Es hat hier in Hamburg lange gedauert, ehe wir ihn anders als wie einen genialen Gassenjungen zu betrachten lernten. Seine Mutter, wenn sie noch lebt, ist bestimmt noch Jüdin, und seine Schwester Madame

Lottchen Moriz Ebden, ist mit ihren zahlreichen Kindern ebenfalls Jüdin.“ —

Ich kam mit diesem Geburtsfehler am 8. Februar 1795 in Ungarn, im Stuhlweißenburger Comitat in einem Dorfe zur Welt, d. h. zur damaligen Welt, in einem Dorfe, dessen Namen die Nachwelt mir zu Liebe nicht auswendig lernen wird: — „Lovasbérény.“

Wer in einer großen Stadt geboren und erzogen wird, der hat keine Jugend-Erinnerung, keine Kindheits-Auferstehung! Seine Erinnerung bringt ihm nur Menschen, Häuser, Steine, Lehrer, Schulkameraden, Prämienbücher, Prügel und höchstens einen Weihnachtsbaum! Seine Wiege stand eingemauert, sein Rollwägelchen rollte zwischen vier Wänden umher u. s. w.; wer in einer großen Stadt geboren ist, der sehnt sich in der Fremde, im Alter, wohl nach seiner Heimat, aber nicht nach seinem „Geburtsort;“ sein Geburtsort wird von der Phantasie, von der Erinnerung mit nichts ausgestattet, nicht mit Romantik, nicht mit Poesie.

Nur wer auf dem Lande, in der Natur, so zu sagen unter freiem Himmel geboren worden ist, bei dessen Geburt die Bäume ihre Zweige als Geburtszeugen zum Fenster hereinsteckten, an dessen Wiege die Vögel des Waldes ihr „Eiapopeia“ sangen, der zu den ersten Kindergespielen die Turteltaube auf dem Dache, den Storch auf dem Kirchthurme, die Perlhühner im Hofe hatte, wer vom Echo der Berge, vom

Rauschen des Waldes reden lernte, wer mit den Dryaden des Waldes, mit den Nymphen des Baches auferzogen wurde, wer auf dem Stickteppich der Wiesen gehen lernte, wer als Kind am großen Teich mit den plätschernden Enten Krieg führte, wer mit andern Kindern auf Bäume kletterte und flinke Eichhörnchen fing, u. s. w., nur der hat in seiner Phantasie eine Landkarte seines Geburtsortes mit grünen, rothen und bunten Farben, mit Landeszungen aus dem Lande der Kindheit, mit allen Grenzen vom Säugling zum Kind, vom Kind zum Knaben; nur der hat in der Fremde Sehnsucht nach seinem Geburtsort, nur vor dem liegt er in der Phantasie wie eine Opferwolke, nur dessen Erinnerung hat Heimweh nach dem Orte, wo er das Licht der Welt erblickte.

Sehr romantisch aber ist die Gegend, in welcher Lovasbéreny liegt, nicht; und ob sein Klima besonders humoristisch ist, bezweifle ich auch! Es brachte zu jener Zeit nichts hervor als „Müßiggänger“ und „Zigeuner;“ zwei Naturproducte, die dem künstlichen Communismus in die Hand arbeiten.

In meiner Kindheits-Erinnerung nimmt das „G'schloß“ in Lovasbéreny eine riesige Stelle ein.

Es war dieses das Schloß des Gutsbesitzers Grafen von Cziraky, in welches man wie in jenes Zauberschloß nicht einmal mit Flügeln zukonnte. Der Garten war mit einem Graben umgeben, und am Thore lagen Hunde und Haiduken von gleicher Geistes-

tiefe, die es einem Menschenkinde schon zweihundert Schritte weit abrochen, ob sein Ahnherr von dem Thiere aß, von welchem sich die damaligen Haiduken nur durch den stets fünfundzwanzig-fertigen Stock unterschieden.

Ich habe auch von jenem Schloß nur das rothe Dach in Erinnerung und von dem Zaubergarten nur das, was alle „Schabbes“ von anderen Judenmädchen erzählt wurde, die in diesen grabenumgürteten, haidukenbeschützten und hundebewachten Park eindringen wollten und von der Besatzung glorreich hinausgesetzt oder geprügelt wurden.

Der Besitzer des Gutes selbst war selten da, und in seiner Abwesenheit schalteten drei Landvögte, drei Natur-Geßler über Ort, Volk, Juden, Zigeuner und Gartengraben-Uebertreter, Ueberspringer und Ueberspringerinen. Diese drei Land- und Natur-Tyrannen waren ein „Hofrichter,“ Tyrann Nr. 1: ein „Rentmeister,“ Tyrann Nr. 2; und ein „Ischpan“ („Gspann“ oder „Kastner“?) Tyrann Nr. 3.

Mein Geburtshaus, wenn man ein langes Gemauerwark mit Rohrdach, in welchem an dreißig Familien wohnten, so nennen will, hieß „die Fabrik.“

Drittes Capitel.

Die Mischung von Güte, Gemüth, Wohlthätigkeitssinn und Gastlichkeit mit Herbheit, Eigensinn,

Trotz und zorniger Unbändigkeit, die in meiner Individualität Wand an Wand athmen und abwechselnd über meine Stunden und Tage, über Schritte und Worte herrschen, habe ich wohl von meinem Elternpaare.

Meine Mutter Charlotte, mit dem Familiennamen Brüll, aus Preßburg, war das lebendige Princip der Liebe, der Milde, der Wohlthätigkeit, der Gastfreundschaft und Duldung überhaupt. Ich erinnere mich ihrer, die ich in meiner frühesten Jugend verlor, wie man sich einer Traumgestalt, eines Traumengels erinnert. Sie war schwach und kränklich, blaß und leidend Sie trank den Wermuth, der ihr in den Lebensbecher gegossen wurde, sie aß das Salz, das ihr in die Lebensschale geschüttet wurde, mit wahrhaft christlicher Demuth, Geduld und frommer Ergebung.

Das Andenken an alle Liebe, an alle Liebkosung, an alle Zärtlichkeiten, an alle Tröstungen, mit welcher sie die dornen- und schmerzvollen Stunden meiner Kindheit überdeckte, durchmilderte und linderte, geht durch mein Leben mit mir wie ein unsichtbarer Wemuthsgenius, der mit rückwärts gewandtem Gesicht lächelt und weint.

Ein Beweis, wie dieses Andenken in der tiefsten Tiefe meines Seins eingefestigt ist, mag folgender Moment aus meinem spätern Leben zeigen.

Als ich nämlich 9—10 Jahre alt war, war ein großes „Talmud-Examen" bei dem bürgerlich be-

fugten „Rabbi Lebisch," Doctor der angewandten Ochsenziemer und Magister der ununterbrochenen Prügel!

Meine Wenigkeit bekam von ihm am Anfang jeder Woche, ohne alle Rechtsgründe, ohne Verhör und Urtheil eine Tracht Prügel anticipando, und auf die Klagen meiner Mutter sagte er: „Ich schlag' ihn deßhalb, weil ich weiß, daß er die ganze Woche nichts lernen wird und am Freitag doch Alles besser wissen wird wie alle Anderen!" Diese schmeichelhafte Vorprüglung währte aber die ganze Woche lang!

So wie die jüdische Kochkunst nur aus zwei Dogmen besteht: „Mandeln und Zibeben," so besteht der jüdische Talmud-Unterricht nur in zwei Dogmen, in „Schelten und Schlagen!"

An einem solchen Freitag, der einem Sonntag folgte, an dem mein Rücken einen besondern braunen und blauen Montag feierte, ging ich aus dem großen General-Talmud-Examen hervor wie ein junges ruhmvolles Spanferkel, braun und glänzend! Der Ruf meines Sieges über 48 oder 50 andere Talmudlinge war mir vorausgeeilt, und als ich nach Hause kam, liebkos'te mich meine Mutter, band mir ein neues blaues Halstuch um den Hals, tröstete mich, legte die Hand auf meinen Kopf und sagte: „Ich bin versichert, Gott wird dich hundert Jahre leben lassen!"

Dieser Augenblick der mütterlichen Zärtlichkeit und Segnung blieb mir, sonderbarer Weise genug, vor Allem im Gedächtniß.

Im Jahre 1831 lag ich in München am Nervenfieber todtkrank darnieder. Ich war ganz entmuthigt und fast apathisch. Se. Majestät der König Ludwig schickte mir in seiner hochherzigen Theilnahme seinen Leibarzt Dr. Wenzel, den ich aber in meiner Stumpfheit nicht anhören wollte.

Ungefähr in der zwanzigsten Nacht meiner Krankheit lag ich im Zustande voller Betäubung und Seelenlichtlosigkeit, das Zimmer war von einer Nachtlampe matt erhellt und Freund Jermann war an meinem Bette eingeschlummert.

Da hörte ich die Zimmerthüre leise aufgehen, meine Mutter trat herein, so wie sie an jenem Freitag vor mir stand, ein lichtblaues Kleid, in einer bunten, alles Haar verbergenden Haube, mit zwei breiten Seitenflügeln, in der Hand hatte sie ein blaues Halstuch wie dazumal, sie beugte sich über mich, band mir das blaue Tuch um den Hals wie dazumal, tröstete mich, legte die Hand segnend auf mein Haupt und sagte wie dazumal: „Ich bin versichert, Gott wird dich hundert Jahre leben lassen!" und verschwand.

Diese „Vision" oder „Fieberphantasie" machte eine wundersame Wirkung auf mich. Es schien mir kein Wunder, ich dachte nicht darüber nach, ja mir fehlte sogar die klare Erkenntniß, daß meine Mutter todt ist, allein von diesem Augenblicke an kehrte eine unerklärliche Beruhigung, eine solche fromme Zuversicht in mein ganzes Wesen ein, es wurde klar und licht

in mir, die Dumpfheit meines Zustandes war wie eine Decke weggehoben. Von dieser Minute an war ich ein Anderer und selbst mein Arzt fand am Morgen darauf, daß eine ganz wohlthuende Nervenumstimmung bei mir stattfand, und von da an genas ich.

Bei dieser Gelegenheit sei eine an diese Krankheitsgeschichte geknüpfte Anecdote erzählt. Nachdem ich schon mehrere Tage ausging, begegnete ich im „englischen Garten" Sr. Majestät dem König Ludwig. Nach seiner Gewohnheit herablassend und gütig, geruhte Se. Majestät mir zur Genesung Glück zu wünschen und fügte hinzu: „Aber warum haben Sie denn meinen Arzt nicht haben wollen, haben Sie kein Vertrauen zu meinem Leibarzt?"

Ich verneigte mich ehrfurchtsvoll und erwiederte: „Nein, Euer Majestät! Zu dem Leibarzt Euer Majestät habe ich kein Vertrauen, denn er ist gewohnt Unsterbliche zu behandeln!"

Mein Vater, Gottlieb Saphir, war eine stattliche, imposante Gestalt, er war ein Mann voll des schärfsten Verstandes, im Besitze eines wunderbaren Scharfsinnes, so daß er — er bekleidete das Amt eines Oberlandes-Steuer-Einnehmers der damaligen Kopfsteuer, „Malkegeld" geheißen — von einem großen Umkreise der Bewohner der umliegenden Comitate in allen Dingen zu Rathe gezogen wurde.

Er besaß ungewöhnliche Kenntnisse und war wegen seiner hohen Redlichkeit und Charakterlauterkeit

allgemein sehr geachtet und geschätzt. Uebrigens war er, bei aller Geistesfülle, orthodoxer Jude; die finsteren und marternden Auslegungen der jüdischen Gesetze fanden an ihm einen fleißigeren Befolger als die heiteren und genußerlaubenden.

Lachen war bei ihm fast antireligiös. Wir Kinder bekamen selten die „Erlaubniß zum Lachen."

Auf unsern Unterricht verwendete er viel und gern, natürlich im „Talmud" und „Bibelstudium." Seine höchste Sorgfalt verwendete er darauf, uns „schön schreiben" lernen zu lassen!

Da fand er nun an mir, seinem Benjamin, leider eine Quelle von Verdruß und Betrübniß!

Die jüdischen Schriftbuchstaben sind viel malerischer, viel charaktervoller als die deutschen. In der deutschen Schrift kann man die Buchstaben eines ganzen Wortes verbinden, sie in einem Zug hinschreiben; jedes Wort ist eine verbundene kleine Gemeinde. In der jüdischen Schrift muß jeder Buchstabe für sich allein hingestellt werden, jeder Buchstabe ist ein „Balbohs" (Hausbesitzer) für sich.

Mein Vater hatte Lieblingsbuchstaben, z. B. das „K" („Kuhf,") das „P" (Pee,) das „n d" (nun-dallet) u. s. w.

Diese drei Buchstaben waren meine ärgsten Feinde auf der Welt! Wenn ich ein „Pee" machte, schien es mir Gesichter zu schneiden, mich anzugrinsen

und anstatt das es, fertig gewunden, aussehen sollte wie eine Boa Constrictor, die sich zirkelmäßig zusammenrollt, sah es aus wie ein verdorbener Krautstrudel, der in seiner Entwicklungsperiode doppelte Glieder bekam und sein Dasein zwischen Pantoffel- und Pudelmützen-Gestalt hinfristete!

So oft mein Vater ein solches naturwidriges „Pee" sah, wie es aus dem schwarzen Rachen meiner Feder auf das Papier hintrat, seufzte er tief über die Entartung meiner Menschenwürde: „Wer ein solches „Pee" macht, wird sein Lebtag kein ordentlicher Mensch!"

Also dieses „Pee" ist Schuld, daß ich ein Schriftsteller wurde!

Meine historisch-literarische (! !) Bildung aber bekam ich als Kind bei meinem Großvater, und das hängt mit „Josephus (Flavius) und Alexander von Macedonien" wie folgt zusammen.

Viertes Kapitel.

Mein Großvater hatte besondere Zärtlichkeit für mich; ich war nämlich sein jüngstes Enkelchen.

Seine Zärtlichkeit manifestirte sich glänzend! Er besaß bei seinem Hause einen Garten, der mein Paradies war. In diesem Paradiese stand auch ein Apfelbaum, welcher kostbare Aepfel trug.

Wenn nun mein Großvater von Zärtlichkeit überfallen wurde, durfte ich mit ihm in's Paradies gehen und dort auf den Baum der Erkenntniß klettern und e i n e n — z w e i Aepfel vom Zweig brechen.

Aber der Drang nach Erkenntniß in mir war stärker als der Befehl: „nicht mehr als zwei, oder ich jag' dich mit der Stange herunter!" Die Scene endete gewöhnlich mit Vertreibung aus dem Paradiese. Aber ich war ein kleiner Trutzkopf!

Mein Großvater besaß den Josephus (Flavius) mit hebräisch-deutschen Lettern, und ich mußte ihm denselben vorlesen! An jedem Abend nach einem „verlornen Paradiese" wurde ich so stockheiser, daß ich den Josephus nicht vorlesen konnte.

Dann gingen die Unterhandlungen an, die gewöhnlich damit endeten, daß ich für den kommenden Tag freie Aepfelfahrt zugesagt bekam und ein kupfernes Fünfzehnkreuzerstück als Kriegsentschädigung.

Dann begann die historische Prälection und mein Großvater hörte mit derselben Aufmerksamkeit die vielleicht zum zwanzigsten Male wiedergelesene Geschichte von der Zerstörung Jerusalems und wie „wegen ein Hendel Jerusalems Tempel ist zerstört worden!" Jedesmal überzog tiefe Wehmuth das Antlitz meines Großvaters bei dieser wundersamen, von „Josephus" historisch beglaubigten Thatsache! „Wegen ein Hendel!" lamentirte er beständig!

Wenn ich damals schon so ein witziger Gelehrter

und so ein gelehrter Witziger gewesen wäre wie jetzt, so hätt' ich ihm gesagt: „Lieber Großvater! kleine Ursachen, große Wirkungen! Wegen eines Apfels ist der Tod auf die Welt gekommen, wegen ein bischen Linsen ist ein großer Völkerstreit entstanden, wegen „ein Hendel" ist Jerusalem und wegen „ein Gansel" Troja zerstört worden!"

Während mein Geist auf diese Weise den ersten Trank aus dem Busen der Weltgeschichte sog, bekam meine Phantasie und mein romantisches Herz einen abenteuerlichen Grundgeruch durch den alten Kammerdiener der Grundherrschaft von Lovasberény. — Er war nahe an achtzig Jahren und war auch „Lovasberényer Postmeister," aber nur einmal die Woche, wenn die Briefe für meine sämmtlichen Contemporains, von Totis, glaub' ich, abgeholt und die Briefe ausgetheilt wurden.

Er war Tyran de Lovasberény No. 4, er ließ stundenlang auf die Briefe warten, oft sagte er: „Packt Euch zum Teufel und kommt morgen wieder." Dieser Tyrann war aber auch Romantiker, er besaß eine Bibliothek! d. h. ein einziges, dickes, einbandloses Buch ohne Titelblatt. Es waren „Historien," „Märchen" wie ich jetzt glaube. Er war passionirt, sie vorzulesen: und so entflammte sich meine Phantasie an zwei Erzählungen: „Der grüne Serpentino" und „die Prinzessin Perrinette."

Ich saß stundenlang mit geschlossenen Augen und hörte auf die peinlich verwickelten Geschichten.

„Der grüne Serpentino“ war ein grausamlich garstiges Mannsbild mit grünen Haaren. Er war der einzige Sohn eines mächtigen Königs; so grausamlich häßlich er war, ebenso grausamlich tugendhaft, ritterlich und edelmüthig war er. Er liebte die einzige Tochter des mächtigen Königs Zamaburgo, aber die böse Fee „Fanserlüsche“ hat ihm grüne Haare geschenkt, damit ihn kein weibliches Wesen liebe. Aber Liebe ist stärker als Feen, in den Augen der echten Liebe sind rothe Haare, blonde Haare und grüne Haare gleich! Die Prinzeß Brambilma liebte den grünen Serpentino, der für sie erst durch einen brennenden Wald in eisernen Stiefeln ging und ich weiß nicht mehr zu wie viel Riesen und Drachen sagte: „Allez-vous-en!“ und sie dann in denselben brennenden Wald trieb und ihre Herzen auf einem Spieß von „Glasgold“ (?) an Brambilma übersendete.

Die „Prinzessin Lerrinette“ war eine wunderschöne Prinzeß, die auch von einer bösen Fee in ein Unthier verwandelt wurde, bis zum Leib reizendes Weib, dann bis zu den Beinen Klapperschlange und das Piedestal eines Donaukarpfen! Sie wohnte in einem gläsernen Kürbiß, in welchem sie auf das Rührendste sang und Zither spielte. Die Erlösung sollte dem gelingen, der sie aus dem Kürbiß befreit, ohne sie zu berühren und den Kürbiß zu beschädigen.

Mit brennender Neugier lauschte ich athemlos der Lösung, da — o entsetzliches Geschick! — alle

Blätter fehlten bis zum Anfang der Erzählung „Einunddreißigel!“

Meine Tage und Nächte waren nun bevölkert mit „grünen Serpentino“ und „Prinzessin Lerrinette!“ Fieberhaft dachte ich nach, wie ich noch die Prinzessin aus dem Kürbiß holen könnte, ohne den Kürbiß zu zerbrechen, und ich erinnere mich sehr gut, daß ich an großen wirklichen Kürbissen verschiedene Versuche und Kaiserschnitte machte.

In jedem Mädchen sah ich eine Lerrinette und ich war der „grüne Serpentino!“ Ich hätte eine Welt darum gegeben, wenn ich grüne Haare gehabt hätte, um zu erproben, ob „Frumetel“ mich trotz grüner Haare lieben und heiraten würde; und — für Geld bekömmt man Alles! — ich bekam über Nacht grüne Haare!

Der Erzählung dieser Schöpfung meiner grünen Haare sei deshalb ein Plätzchen in meinen „Memoiren“ gegönnt, weil sie ein Beweis sein mag, wie beschränkt mein Verstand in meiner Kindheit gewesen sein muß, ja, ich erinnere mich gewisser Züge von Dummheit aus meinen Jahren von 8—10, die an's Unbegreifliche geh'n, da ich in denselben Jahren doch die erstaunenswerthesten Proben von Auffassung, Scharfsinn und schneller Erkenntniß in allen jenen Fächern entwickelte, die mein Studium ausmachten.

Mein älterer Bruder Leopold benützte diese meine leichtgläubige Beschränktheit auf's practischste.

Als jüngstes Kind wie jüngster Enkel, als Nestheckchen und Muttersöhnchen hatte ich immer ein paar Groschen in der Tasche. Bruder Leopold — etwa um acht Jahre älter — wußte diese Groschen des Benjamins ganz geschickt in seine Taschen zu bringen.

Sollte man glauben, daß ich ihm Geld dazu gab, Gänsefedern zu kaufen, sie anzubauen, sie täglich mit einer von ihm verfertigten Wundertinctur zu begießen — damit lebendige Gänse emporwachsen!

Als Vertrauter meiner Liebe zu „Frumetel" und meines sehnlichen Wunsches, „grüne Haare" zu haben, sagte er eines Tages: „Ich könnte machen, daß dir grüne Haare wachsen, aber das kostet wenigstens sechzehn Groschen!"

Durch besondere Liebkosungen erschmeichelte ich mir dieses Capital und am andern Nachmittag nahm mich mein Bruder in die Mache. Ich weiß nicht, welche „Löwenpomade" er erfand, aber nach einer halben Stunde war ich „grüner Serpentino der Zweite!" Mein Kopf sah aus wie eine ungekämmte Stachelbeerhecke!

Ich war glücklich! Und eilte nun zu „Frumetel", ob sie mich noch lieben wird!

Frumetel erging sich eben im „Kukuruzgarten" und sah nach, wie lange sie noch auf einen Maisstengel warten müsse.

Ich stürzte ihr wie eine gelbe Rübe mit grünem Haarbüschel, ein „Riquet à la houpe." entgegen, das

Herz von Glück und Sehnsucht geschwellt, aber — curioser Gusto! — Frumetel erblickte mich, schrie auf, schlug die etwas erdigen Hände, beim Anblick ihres Sohnes der Wildniß, über ihren Kopf zusammen und schrie: „Motzi*) bistu meschugo? (verrückt). Geh' mir aus den Augen, du Mießnik!" (Unhold!)

Ich war wie vom Donner gerührt! „Und darum grüne Haare? und darum sechzehn Groschen ausgegeben?"

Noch größer war der Lärm in meiner Familie, als der kleine Benjamin als „grünliches Meerweib" nach Hause kam.

Es war ein großes Gewitter, welches oft einschlug. Aber ich blieb vier Wochen lang grüner Jüngling!

Dieser Vorfall war die Veranlassung, daß beschlossen wurde, mich auf die „hohe Schule" nach „Páks" zu schicken, um Frumetel aus mir heraus- und noch mehr Talmud in mich hineinzupeitschen.

Fünftes Capitel.

Es wurde also im Familienrathe beschlossen, mich auf die hohe Rabinatsschule nach Páks zu schicken.

Wieviel Thränen diese Resolution meiner Mutter

---

*) Hätschelname für Moriz.

erpreßte, ist unsäglich. Es ist mir von dieser Trennung nichts im Gedächtniß geblieben als eben der zärtliche Schmerz meiner Mutter und all' ihre kleinen Zärtlichkeiten in Ausstattung und Mitgabe zu dieser meiner Universitätsfahrt, und die Erinnerung an eine Sibylle, an eine Prophetin, an die Lenormand Lovasberénys, an eine Zigeunerin, welche vor dem Antritt meiner Studentenreise um meine Zukunft befragt wurde.

Zu jener Zeit waren die „Zigeuner" noch eine romantische Staffage auf dem flachen Lande Ungarns, und viele größere Dörfer hatten am äußersten Ende oder in der Entfernung von 50 - 100 Schritten eine kleine Colonie dieser romantischen Vagabunden. Man nannte diese Colonie immer das „Zigeunerdörfel."

In diesem „Zigeunerdörfel" durften sie sich Hütten (Rauchhütten) anlegen, doch keine Einfriedung, keinen Zaun, kein Gehöfte um diese Hütten haben. An gewissen Tagen, namentlich an Markttagen, durften sie nicht in den Ort kommen.

Diese Vergünstigung, einen Ansiedlungspunct haben zu dürfen, verdankten die ungarischen Zigeuner der Weisheit und Menschlichkeit der großen Maria Theresia. Sie sollten auch nicht mehr „Zigeuner," sondern „Uj-Magyar" (Neu-Ungar) heißen. Die Kinder der Zigeuner sollten in die Schule geschickt werden u. s. w. Die Grausamkeiten, mit welchen die humanen Intentionen Maria Theresia's von den executiven

Nächten ungarischer Dörfer vollzogen wurden, waren mehr geeignet diese Race ganz zu entmenschen und zu verwildern, als sie an das Band der geselligen Ordnung zu knüpfen.

Die Zigeuner überhaupt haben nur eine Tugend: „Kindesliebe," sie lieben ihr Kind über Alles, aber diese Tugend wird bei ihnen zum Laster, sie ist die Liebe der Thiermutter, bis zu einem gewissen Alter, dann wird das Kind sich selbst überlassen, Stehlen und Vagabundiren sein Spielwerk.

Fast überall, wo ein solches „Zigeunerdörfel" war, befand sich unter ihnen auch eine „Javasné."

Eine „Javasné" war Alles in Allem, sie war „Viarda" und „Meg-Merillis," sie war Wahrsagerin, Kartenlegerin, Wunderdoctorin, Thierarzt u. s. w. Zu ihr nahm man Zuflucht, wenn man bestohlen wurde, wenn die Kuh keine Milch gab, wenn die Kinder das kalte Fieber hatten, wenn man einen Handel abschloß, wenn man wissen wollte wie die oder der Zukünftige beschaffen sein wird, wenn man eine Reise machte, kurz die „Javasné" war das Orakel. Wo kein solches Zigeunerörtchen war, da kam von Zeit zu Zeit eine „Javasné" auf Gastrollen. Ein kleiner Karren, von einem Hunde oder einer Ziege gezogen, war ihr Dreifuß, diesen Karren pflanzte die „Javasné" vor dem Dorfe auf, und zu ihr wallfahrtete Alles, was ein Anliegen an die Zukunft, an ein Geheimniß oder ein Gebrechen hatte.

Man führte ihr die kranken Kinder, das kranke Vieh zu. Zu Wohlhabenden ging die „Javasné" wohl auch in's Haus. Sie sagte aus der Hand wahr, man opferte ihr bald Geld, bald auch Victualien. Eine solche Javasné oder Seherin hatte ihr Dodona auch in dem Zigeunerdörfel zu Lovasberény, und zu ihr wurde ich geführt, um meine Zukunft zu erfahren.

Ich weiß mich nur der Lehmhütte zu erinnern, voll Rauch, und der alten Javasné, die in einem rothen Kopftuch auf einer Art Truhe oder Koffer saß und ein schwarzes Schwein zur Seite hatte, denn bei den wahrsagenden Zigeunerinnen vertritt stets ein schwarzes Schwein die Stelle der bei denandern Wahrsagerinnen und Kartenlegerinnen unvermeidlichen großen Katze.

Welches Horoscop sie mir stellte, weiß ich nicht mehr, das schwarze Schwein nahm meine Aufmerksamkeit in Anspruch. Doch muß die Prophezeiung befriedigend ausgefallen sein, denn meine Mutter sagte mir im Nachhausegehen: „Wollte Gott, es würde wahr!"

Bei dieser Gelegenheit, da ich von dem ungarischen Ziegeunerleben spreche, sei noch einer der denkwürdigsten Zigeuner-Persönlichkeiten jener Zeit, einer Zigeuner-Celebrität gedacht, eines Virtuosen, dessen Eigenthümlichkeit wunderbar genannt zu werden verdiente, des Violinspielers „Bihary," des „Zigeuner-Paganini's." Ich erinnere mich seiner aus meinen

frühesten Kinderjahren und auch noch späterer Zeit, als die drei Alliirten in Pest waren, und er vor ihnen spielte und große Sensation erregte.

Er war ein großer, stattlicher Mann, von der dunkelsten Färbung, mit blitzenden Augen und einer Physiognomie, welche die höchste Schlauheit, aber auch eine große Intelligenz verrieth.

Bihary war der ungarische Orpheus, sein Name war die Losung zur Bewunderung, und wenn er in einer Csárda, auf einem Bocso erschien, war Fanatismus und Verzückung.

Er wurde gewöhnlich von noch drei fiedelnden Zigeunern begleitet und reiste im Lande umher.

Die Art seiner Spielweise ist unbeschreiblich. Aus seiner braunen Fiedel zog er — der specielle Charakter seines Spieles war eigentlich ein gewisses elegisches Ziehen der Töne — die erschütterndsten, schmerzlichsten und rührendsten Weisen hervor, während andere seiner Spielweisen, seiner Tanzspielweisen, Begeisterung, Jauchzen und betrunkene Füße hervorbrachten.

Im ganzen Lande kennt man eine Melodie, die blos „ein Bihary" hieß. Auf den Marktplätzen oder in den Vendógfogadó standen die dicht gedrängten Kreise um ihn, athemlos horchend, wenn er den „Palgos" anspielte und die übervolle Brust der Hörer entlud sich endlich in einem Beifallswüthen. Ich erinnere mich, daß bei einer Werbung, die im Hofe

meines Großvaters stattfand, in welchem die neuen Recruten ein Fest bekamen, Bihary ein „Hármas táncz" aufspielte, der eine Art Tarantelismus bewirkte.

Er war ein Naturalist und hat erst in spätester Zeit Noten kennen gelernt. Aber er war ein Zauberer. Seine kleine braune Fiedel war bald Dämon, bald Engel, bald lachendes Mädchen, bald weinende Muse! Seine Töne wühlten im Busen des Hörers herum, sie wühlten die tiefsten Schmerzen, die tiefsten Gelüste, die sanfteste Wehmuth, die wildeste Begier auf!

Aus dieser kleinen braunen Fiedel beschwor der kleine Bogen Bihary's alle Geister der nationalen Erinnerungen, die schmerzlichsten und wildesten heraus!

Bei den ungarischen Hochzeiten in Dorf und Stadt gehörte es zu dem Stolz der Hochzeiter, wenn Bihary mit seiner Bande da war. Dann zog wohl auch, wenn die Freude hoch gestiegen war, die ganze Hochzeitsgesellschaft durch den Ort, Bihary voran — einen Csárdás oder dergleichen aufspielend, und wo der Zug vorüberging, schlossen sich Männlich und Weiblich an, und begannen sich im Tanze zu drehen, und so wuchs das Ding zum Knäuel an und jauchzten „Éljen Bihary" fort und fort.

Bihary selbst nahm nichts an, d. h. von der Menge, diese schüttete ihre Gaben in die Cymbal des unermüdlichen Cymbalschlägers, der mit Bihary umherzog.

Noch in seinem hohen Alter erfreute sich Bihary

einer Auszeichnung von Sr. Majestät dem Kaiser Franz.

Mehr über diesen wunderbaren Naturkünstler dürfte vielleicht in Gräffer's National-Encyclopädie zu finden sein, obwohl ich zweifle, daß er viel von ihm zu sagen wußte.

Sechstes Capitel.

Noch bevor ich meine Wanderung aus dem elterlichen Hause antrat, starb meine Mutter. Sie starb, wie sie gelebt hatte, leidend, schmerzenreich, sanft, fromm und duldend.

Ich war noch zu viel Kind, um diesen Verlust in seiner ganzen Bitterniß zu verkosten; ich weiß, daß ich weinte, viel weinte, und als man mich aus dem Zimmer der Sterbenden entfernte, von ihrem Bette gewaltsam weggebracht werden mußte.

Mit dem Tode meiner Mutter zog der gute Familienengel aus unserem Hause.

Mein Vater siedelte von Lovasberény nach Ofen über, mein ältester Bruder zog nach Pest und meine Schwester lebte in Preßburg.

Mein Vater schritt zu einer zweiten Heirat und übersiedelte von Ofen wieder nach Moor im Stuhlweißenburger Comitat, wo er eine reiche, in Jahren vorgerückte Witwe heiratete.

Ohne noch eines Urtheils fähig zu sein, erschrack ich vor dem Gedanken an eine „Stiefmutter."

Zwei „Mütter" haben das Unglück der Maria Stuart, sie sind vielleicht besser als ihr Ruf: Stief- und Schwieger-Mütter.

Mutter Eva war deßhalb die glücklichste Ehefrau, weil sie keine Schwiegermutter hatte, und Ismael war der erste, der von einer Stiefmutter ausgetrieben wurde.

Eine Mutter ist die Perlmutter des Hauses, eine Schwiegermutter aber ist die Essigmutter des Hauses.

Es ist eine vielfach bestätigte Erfahrung, daß die Schwiegermütter mehr Tyranninnen für Schwiegertöchter als für Schwiegersöhne sind. —

Jede Mutter verheiratet sich und ihr Kind zugleich.

Wenn also der Sohn heiratet, bekömmt er so zu sagen zwei Frauen, die Mutter betrachtet die Schwiegertochter gewissermaßen als Hagar, und wenn der Enkel einmal da ist, so hat der Mohr seine Schuldigkeit gethan und der Mohr, die Schwiegertochter, kann gehen.

Die Schwiegermütter sind eifersüchtig, es ist die Eifersucht auf die Liebe des Sohnes, die sie zu Feindinnen der Schwiegertöchter macht. Es sind gewissermaßen Nebenbuhlerinnen.

Ueberhaupt kann jede Frau jede Frau nicht leiden, die geliebt wird, und besonders wenn diese Frau von dem eigenen Sohne geliebt wird, den man nicht mit Liebe und Zärtlichkeit erzogen haben will, damit er diese Liebe und Zärtlichkeit auf eine Andere übertrage.

Ganz anders ist es mit dem Schwiegersohn. Die Söhne werden von den Müttern geboren und erzogen, um sie zu behalten, die Töchter werden von den Müttern geboren und erzogen, um sie los zu werden!

Ein „Schwiegersohn" ist das letzte Mittel für diesen Zweck! Und es ist ein Stück Dankbarkeit, daß die Schwiegermütter die Schwiegersöhne liebevoller behandeln als die Schwiegertöchter.

Eben ein solcher Unterschied waltet zwischen „Stiefmutter" und „Stiefvater" ob.

Ein „Stiefvater" sieht in dem Stiefkind nichts als ein Pflichtexemplar, welches ihm die Frau zubrachte; ohne Liebe und ohne Haß nimmt er dieses Pflichtexemplar auf. Eine „Stiefmutter" aber sieht in dem „Stiefkind" ein Hinderniß, ein unglückliches Ereigniß, welches aus dem „status quo ante" in den „status quo" hineinwächst!

Ich bewahre mich hier alles Ernstes davor, als bezögen sich diese Betrachtungen auf meine Stiefmutter. Ich glaubte den Schatten meines seligen Vaters zu beleidigen und dem Schatten jener Frau Unrecht zu thun, wenn ich die leiseste Anklage über

sie laut werden ließe. Es war eine kreuzbrave Frau, kinder-, also liebelos. Sie fürchtete Gott, heiligte den Sabbath, liebte das Geld, achtete ihren Mann und sah die Genüße der Welt als ganz unberechtigt an, inclusive essen und trinken.

Sie hat, so viel ich weiß, nie sich stiefmütterlich böse gegen meine Geschwister benommen, und dankbar muß ich es ihr nachrühmen, daß sie meinem Vater die sorgsamste, pflegevollste Gefährtin bis an sein Ende war.

Als ich das väterliche Haus verließ, stand blos die Schreckgestalt: „Stiefmutter“ im Allgemeinen vor mir.

Ich kann auch nicht sagen, daß ich gerade deßhalb die Heimat verließ.

Unbändigkeit meinerseits, verbunden mit jenem dunklen Drang, sich fortzubewegen, der in allen Dingen liegt. Es ist der „Wille in der Natur,“ der „Wille,“ der in Menschen, Pflanzen und selbst in leblosen Körpern lebt, der Wille zur Veränderung, der auch in Steinen lebt.

Ich verließ mein väterliches Haus wie ein Schiffchen, das ohne Ruder ohne Compaß, Segel Mast, selbst ohne bestimmtes Ziel vom Ufer in die Wellen treibt.

Ich hatte keine klare Idee: wozu? wohin? weßwegen.

An einem schönen Morgen verließ ich Ofen,

omnia mea bestanden in zwei rüstigen Beinen, einem Wanderstab und etwa acht oder zehn Gulden Wiener Währung, und so pilgerte ich per pedes apostolorum wie ein Land-Columbus immer fort, bis der „muthige Segler" auf leichten und zerrissenen Sohlen in Preßburg ankam.

In Preßburg angelangt nahm mich der Bruder meiner Mutter, Onkel J. Brüll, mit väterlichem Wohlwollen auf, obwohl ich nicht ganz appetitlich aussah.

In dem Hause meines Onkels fand ich die liebevollste Behandlung. Er war einer der reichsten und angesehensten, zugleich einer der gelehrtesten und achtungswerthesten Männer jener Zeit. Gastfreundschaft und Wohlthun waren die zwei Hausfreunde dieser Familie.

Ich mußte im Hause wohnen, wurde neu überzogen und hergerichtet und lebte da ein flottes Leben. Doch sollte dieses Haus meines edlen vortrefflichen Oheims nicht zu meinem „Capua" werden, obwohl — mein allezeit liebebereites, aber nicht allezeit getreues Herz da einen kleinen Kinder-Roman durchmachte.

Mein Onkel hatte nämlich ein Töchterchen „Pepi," ein allerliebstes Exemplar von einem Brünettchen!

Sie sehen, sie lieben, sie heirathen wollen, war das Geschäft von drei Minuten!

An einem Freitag Abends kam ich in Preßburg an, am Sonnabend besaß Cousinchen „Pepi" schon

einen Liebesbrief von mir, acht Seiten stark, geschrieben mit allem Aufgebot an fingerdicken Buchstaben, und jeder Buchstabe sah aus wie ein „Sohn der Wildniß," der von Parthenia geschoren wird. — Was ich auf diesen acht Seiten schrieb?

Die zimperliche Emilie Galotti sagt: „Was er gesprochen und was ich erwiedert, ich weiß es nicht, mein Vater!" Ich weiß nicht, was ich sagte, oder was ich gesagt haben konnte! Es kam auch weiter zu keiner mündlichen Verhandlung zwischen uns, nur so viel weiß ich, das wir oft stundenlang beisammen saßen, ohne ein Wort zu sprechen oder etwas Anderes zu thun als — „Haselnüsse" zu knacken!

Haselnüsse waren nämlich Cousinchen Pepi's Leidenschaft, und also wurden sie auch meine Leidenschaft!

Wenn der gute Werther es zum Entzücken fand, wenn Lotte den Kindern „Butterbrod aufstrich" und er die „kleinen Rotznäschen" hätte küssen mögen, dann weiß ich nicht, warum für einen jungen Schwärmer nicht auch in dem Anblick seines haselnußknackenden Ideals ein stiller Zauber liegen soll?

Indessen ging die Zeit der jungen Haselnüsse und meine Zeit auch vorüber, und ich ging einem Weg entgegen, auf dem ich ganz andere Nüsse zu knacken bekommen sollte.

Nachdem ich, um das Gleichniß mit dem Schiffchen fortzusetzen, nachdem ich in Preßburg neu kalfatert und ausgebessert wurde, von Onkel und Tante neue

Takelage und etwas „b a a r e s" Schiffszwieback in die Tasche bekommen, segelte ich von Preßburg ab. Cousinchen Pepi, die in meiner späteren Biographie noch erwähnt werden wird, vergoß, wie ich glaube, einige Thränchen, welches mich sehr rührte; aber noch mehr rührte es mich, daß sie den Inhalt ihrer kleinen Sparbüchse in meine Hand leerte und sagte: „Moritz, glückliche Reise! sei brav, führ' dich gut auf, lerne etwas, und wenn du was brauchst, so schreib' mir!"

Daß ich brav war und blieb, ist mein Geheimniß; daß ich was gelernt habe, ist der Welt ein Geheimniß; und daß ich Cousinchen Pepi später oft schrieb, ist unser beiderseitiges Geheimniß.

Ich reiste mit einem Lohnkutscher, nahm meinen Sitz neben ihm auf dem Kutschbock und gelangte nach a c h t T a g e n in Prag an.

S i e b e n t e s C a p i t e l.

Als ich nach Prag kam, hatte ich, wie Cortez, alle Silberflotten hinter mir verbrannt. Ich selbst war ohne Geld- und Unterstützungsquelle, von zu Hause abgeschnitten.

Ich kam in Prag mit einigen Gulden in der Tasche an und hatte nicht die leiseste Ahnung, von was leben, wenn diese zu Ende sein werden.

Doch brachte ich d r e i C a p i t a l i e n mit: die Sorglosigkeit der Jugend, eine unzerstörbare Lustig-

keit des Gemüthes und talmudische Gelehrsamkeit, wie sie bei meinem damaligen Alter als Wunder angestaunt wurde.

Ich glaube, es dürfte für jeden Leser von Geist nicht ganz ohne Interesse sein, hier bei dieser Gelegenheit über das Wesen dieses Nebelbildes „Talmud" eine kleine Andeutung zu lesen, von Jemand, dessen Muttermilch sie von der tausendbrüstigen Dame Gelehrsamkeit war.

Der Talmud umfaßt Alles, Civilgesetz, Criminalrecht, Religionslehre, Sittengesetz, Tempeldienst, Ehrenrechte, Medicin, Ehegesetz, Astronomie, Agrar- und Culturgesetz, Priesterrechte, Satzungen über Rein oder Unrein: kurz fast Alles!

Die Entwicklung, Deutung, Erörterung, Auslegung und Discussion der 6 Grundtractate oder „Ordnungen" (Mischna) bildet die „Gemora" und das ganze Heer der großen und kleinen Exegesen, die alle sich und die Andern anders auslegen, das ganze Heer der Milbensucher und Silbenklauber, deren Name Legion ist, und die alle sich wie ein Rattenkönig ineinander verbeißen und einen Knäuel unentwirrbarer Sophismen, Antithesen, Subtilitäten und Windfangerei bilden: das ungefähr ist es, was man „Talmud" nennt.

Wie der Justinianische Codex erhielt auch der Talmud sein Glossatorium und Commentatorium. Während die „Mischna" im jüngern Hebräisch ge-

schrieben ist, ist die Gemora im aramäischen Idiom abgefaßt.

Wenn man diesen Wust von Gelehrsamkeit und Unwissenheit, von Scharfsinn und Bornirtheit, von Weisheit und Frivolität, von unerforschlicher Geistestiefe und unglaublicher Schalheit durchstöbert, so erstaunt man über die Gesetzlosigkeit der Gesetze des Denkens, über die Vereinbarung der höchsten Intelligenz mit der tiefsten Finsterniß, über den Mißbrauch des tiefsten Scharfsinns, der angehalten wird, die crasseste Dummheit zu beleuchten, und über die Verschwendung des allesumfassendsten, oft vierzigjährigen Studiums, welches sich zur Aufgabe macht, Windeier auszubrüten, mit einem Ernst, als ob ein Göttergeschlecht aus diesen Eiern hervorgehen sollte.

Wenn man z. B. den Patriarchen Jehuda den Heiligen oder den Ordner der Mischna „Rabbi" oder den späteren Commentar, der blos „Raschi" geheißen wird, nimmt, so bleibt man bei dem Phänomen stehen, welch' ein unbegreifliches Volumen der Kopf, das Gedächtniß, die Auffassung dieser Männer haben mußte.

Die sinnige Sprache der Weisheit, die lauterste Moral, die sinnigsten Parabeln und Sprüche des Talmuds haben Herder u. A. genugsam an's Licht gezogen.

Das Räthsel, wie es möglich ist, so viel Geist- und Sinnvolles mit so vielem Läppischen zusammen

zu würfeln, wird erklärlich, wenn man in die Entstehungsgeschichte dieses Amalgamas zurückgeht.

In der babylonischen Gefangenschaft zogen sich die sogenannten Hochschulen in entlegene Orte zurück, wo jeder Rabbi eine Schule von mehreren Hunderten Schülern hatte; der Vortrag bestand nun über irgend einen Paragraph der Mischna oder die Deutung eines Ritual- oder sonstigen Gesetzes, und das Thema wurde allen Schülern als Gegenstand nächster öffentlicher Disputationen anheimgegeben. Jeder dieser Schüler, unter welchen sich auch Rabbis und Gelehrte befanden, überbot nun den Anderen an Deuteleien, an Subtilitäten, an minutiösen, aber scharfsinnigen Auslegungen, Wendungen und Verrenkungen des aufgegebenen Themas, Dogmas oder Spruches.

Man kann sich also denken, wie viel Abstruses, Verflitztes und Verschnitzeltes neben dem lauteren Geist und der lichtvollen Erkenntniß mit zur Sprache kam, und das um so mehr, da der den Gelehrten dieser Nation eigene Witz und die ihnen ebenso eigene zersetzende Kaustik in dieser Disputation durch Scheinwitz und Geistesspielerei eine große Rolle spielte.

Ich bin sogar überzeugt, das es Satyriker unter diesen Rabbis gab, welche in dem Lehrhause selbst die Ironie als Waffen gebrauchten. So halte ich einen der ersten jener Talmudgründer, den Rabbi Jermia, für einen wahren „Humorist," welcher sich über die Anderen Lustig machte, indem er anscheinend voll

Eifer und Einfalt im Lehrhause Fragen aufstellte, die als wahre Parodie des Themas zu betrachten waren.

Nur ein Beispiel möge hier diesen Kautz bezeichnen. Es handelte sich um das Thema von „Rein oder Unrein," und welche Dinge in einem Leichenhause oder durch die Berührung eines Todten als verunreinigt zu betrachten, und das Schlußgesetz lautete: „Im Naturzustand nimmt nichts die Verunreinigung an; ist ein Ding aber durch Formen u. s. w. Gefäß oder dergleichen geworden, dann ist es in der Disposition die Verunreinigung anzunehmen."

Als dieser Orakelspruch gefällt wurde, warf der sarcastische Rabbi Jermia mit dem Anschein des heiligsten Ernstes folgende Disputationsfrage auf: „Wenn eine Ziege grüne Gerten vom Zaune fraß und sie, in Gestalt eines Geflechtes, der Natur wieder zurückgiebt, ob dieses Product zum Contagium disponirt ist oder nicht?!"

Der gute Rabbi Jermia hatte freilich das Schicksal, daß er dann immer aus dem Lehrhause („Beth Hamedrasch") hinausgeworfen wurde.

Der Talmud hat aber nicht nur seine Satyriker, sondern er hat auch seinen „Münchhausen," den Herrn Rabbi „Bar=Barchone." Dieser war der männliche Sherezade der Schule; er erzählte Märchen, die an Lüge und Unwahrscheinlichkeiten Alles übertreffen, was

Münchhausen je zu denken wagte. Er erzählt zum Beispiel von einer Meerfahrt, die er machte. Er fuhr auf einem Schiff, welches zweihundert Meilen in der Minute zurücklegte; da begegnete dieses Schiff einen Fisch, welcher ihm entgegen kam, und dieser Fisch schwamm auch zweihundert Meilen in einer Minute, so segelten Schiff und Fisch in entgegengesetzter Richtung aneinander vorüber, und das Schiff segelte zwei Jahre bis es von den Vorderfloßfedern des Fisches bis an seine Hinterfloßfedern kam.

Nicht unbemerkt kann ich hier lassen, daß es vielleicht für den Erfinder der Dampfschiffahrt etwas bedenklich sein könnte, wenn man den Lügen dieses talmudischen Münchhausens einige Realität unterschieben wollte. Denn er erzählt auch, er habe einmal auf dem Meere ein Schiff gesehen, welches sich wie ein Blitz fortbewegte und er sah nichts als eine Feuersäule („Nure chiwerte"), die es forttrieb!

Ueberdem sind von einer Masse Autoren und Literaten Plagiate an dem „Midraschim" begangen worden. So z. B. befindet sich der Stoff zu Schiller's „Bürgschaft" in der Handschrift von „Midrasch Kaheleth," welche der Gelehrte Menachem Consaro besaß. Die Sage der „Weiber zu Weinsberg" (natürlich nicht zu „Weinsberg" spielend) findet sich in „Midrasch Schir Baschirim." Die berühmte Proceßgeschichte des geliehenen Geldes, welches sich in eivem Stock befand, die im „Don Quixote" des

Cervantes ist, ist fast buchstäblich im „Talmud Nedorim“ zu lesen und unter den Talmudkennern als die Sage von „Kanne debeh Rabbe“ bekannt.

Genug davon und zurück zu meinem Debut in Prag.

Die hohe Schule des Talmuds in Prag stand unter dem Principat des Oberappellanten Samuel Landau, eines der geachtetsten Gelehrten Prags. Er hielt zuweilen am Samstag eine Disputation in seinem Hause, auf ein vorher kundgegebenes Thema. Ich drängte mich mit in den Disputationssaal und disputirte mit dem alten ehrwürdigen Mann, voll Geist und Feuereifer, aus allen Kräften und ganz ungenirt. Das Auditorium sah den kecken Jungen ganz verduzt an, der Rabbi aber sagte am Ende, ich möchte Mittag bei ihm bleiben.

Da nahm er mich in's Verhör, gab mir verschiedene Themata auf, die ich sofort zu seinem Erstaunen löste. Abends schrieb er mir eine Karte, ein sogenanntes Bequartirungs- und Verköstigungsbillet, auf drei Monate für das reiche Haus M. Fischels.

Am andern Tag bezog ich mein Winterquartier und wurde von der Tochter des Hauses, eine wahre Rose Jeschuruns, mit Namen Blümele, in mein Logement installirt. Es war eine vortreffliche, edle, liebenswürdige Familie.

Ich gewann bald die Zuneigung Aller und besonders des weiblichen Hauspersonales; sowie ich auch

bald im Hause des Oberappellanten und bei seiner dito wunderschönen Tochter bald heim und hause war.

Ich hab' in meiner Kind- und Jugendzeit das Glück gehabt, überall gerne gesehen zu sein und besonders die Protection des schönen Geschlechtes zu genießen.

Daß es nicht meine Schönheit, weder meine römische Nase noch mein Rosenmund war, welche dieses Wunder bewirkten, wird man mir glauben. Was war es denn? Es war die Lustigkeit meines Wesens, die Lustigkeit und Sorglosigkeit mit einer sich gleich zu erkennengebenden guten Gemüthsart, die überhaupt nie ihre Wirkung verfehlt!

Zu jener Zeit lachte mein ganzes Wesen, Alles an und in mir war lustig und ich trug diese innere Lustigkeit auf Alles, was mir nahe kam, über; Alles erschien mir lustig, sogar der Hunger!

Ich hatte in Prag auch trübselige Zeiten, aber ich lachte nur! Ich lachte den Hunger aus, ich lachte die Kälte aus! Ich war drollig und lustig auch mit mir selbst und wenn ich allein war!

Ich erinnere mich einer Faschingsnacht, ich wohnte in einem Dachstübchen auf dem Fischmarkte, mein Zimmer war von einem Oellämpchen kärglich erhellt, auf einem kleinen Hängofen lag der zukünftige Vierundzwanzigstundeninhalt meines Magens in der Gestalt von drei bis vier Erdäpfeln. Von der Redoute, die gerade gegenüber war, klang ein lustiger Deutscher

zu mir herüber, da faßte ich meinen Holzstuhl an und walzte mit ihm seelenvergnügt durch's Zimmer!

Was war das?

Es war die Jugend! Die früheste, die sorgloseste Jugendzeit!

In der Jugend ist der Hunger nichts als Spaß, der Durst eine Neckerei, die Kälte eine Erfrischung!

Was ist das Leben? die Jugend!

Was ist vom Tag schön? sein Morgen!

Was ist von der Sonne schön? ihr Aufgang!

Was ist von der Rose schön? ihre Knospe!

Was ist von der Liebe das Liebste? ihr Beginn!

Was ist vom Leben das eigentliche Leben? die Jugend!

Die Jugend ist das Paradies und nur in ihr blüht der Baum des Lebens, und nur in diesem Paradies hört man die Stimme Gottes durch die Welt gehen, und man hört, was die Vögel sprechen, was sich die Blumen erzählen, was die Bäume lispeln und die Bäche plaudern. Das spätere Leben ist nichts als der Auszug vom „verlorenen Paradies“ und jede Sehnsucht und jede Wehmuth und jedes ungestillte Bangen ist nichts, als die Weisung: Suche „verlorenes Paradies“ Seite so und so!

Achtes Capitel.

Einige Monate waren seit meiner Ankunft in Prag unter Talmudstudien und Blümele-Huldigung verstrichen. Blümele, so hieß nämlich die Tochter des Hauses, an welches mich die absolute Gewalt des Oberappellanten und Ober-Landesrabbiners auf drei Monate einquartirte, und in welchem ich eben so viele patriarchalische Gastfreundschaft als herzliches Wohlwollen fand.

Ein Sohn des Hauses, Anselm, fand besonders Wohlgefallen an mir, und ich an Blümele, die Braut war und deren Hochzeitstag herannahte.

Blümele war eine wahre Blume Sarons; der Sänger des Liedes der Lieder hätte nicht verschmäht ihr zuzurufen: „Küsse mich mit Küssen deines Mundes, denn deine Reize sind süßer denn Wein!“ Schlank wie eine Gazelle, üppig wie Carmels Weizenfelder, Zähne wie Lämmer, die aus der Schwemme kommen, und Augen, Augen! — und dieses Compendium von Schönheit war Braut!

Es ist eine ganz eigene Sache um die Art und Weise, wie eine Braut in einer israelitischen Familie betrachtet wird. Sie führt die Suprematie des Hauses, sie wird mit einer heiligen Zärtlichkeit behandelt, wie eine Gottgesegnete verehrt, man möchte sagen wie ein zum Opfer erkorenes Wesen betrachtet.

Eine Braut ist die Alleinherrscherin, mit Lust

und Liebe unterordnen sich ihr Eltern, Geschwister und Hausgesinde; ihre Wünsche werden ihr am Auge abgesehen und ihr leisestes Begehr erfüllt. Die Juden haben eine Sage: In der Familie, wo eine Braut ist, geht ein Engel umher und streut Liebeskörner aus und legt Liebeskörner auf die Schwelle (an die „Mesuse“), um den „Schedim“ und der „Lilit“ (Hexen) den Eingang zu wehren.

Diese Sage ist sinnig und poetisch, und mag wohl die Ursache der besonderen Brautveneration sein.

In Prag lebte damals für jüdische Brautleute ein Fatum mit Fleisch und Bein, ein symbolischer Gott der Ehe, ein Herr Peter Beer; derselbe Peter führte den Schlüssel zum Ehetempel; er hatte ein Buch geschrieben: „Bne Zion“ die „Kinder Zions,“ und dieses Buch mußten alle jüdischen Brautléute studiren, daraus bei Herrn Petrus Prüfung machen und nur auf dessen Zeugniß durften sie getraut werden.

Es war diese „Bne-Zions-Steuer“ eine fette Kuh im frommen Stalle seines Verfassers! Und wie melkte er diese Kuh! Mit allem Fleiß eines Talmudisten, mit aller Orthodoxie eines Rabbiners und mit aller Pfiffigkeit eines Monopolisten!

Wenn die Töchter Zions den Vater der „Kinder Zions“ sahen, bekamen sie den Heiratskrampf, den Bne-Zions-Tanz!

Ein jeder Bräutigam, eine jede Braut mußte vor Allem ein Exemplar kaufen; erste Ausbeute!

Dann nahmen die Wohlhabenderen beiderlei Geschlechts aus politischen Gründen bei Herrn Beer Unterricht; zweite Ausbeute! Dann mußten sie von Herrn Beer sich prüfen und Zeugniß geben lassen; dritte Ausbeute!

Und wie beackerte Herr Peter Beer seine Domänen! Mit welchem Feuer und Schwert ging dieser Heiratswürgengel an sein Geschäft!

Die armen Judenbräute in Prag! Für sie waren die süßen Tage des Brautstandes verdüstert! Wie ein Dämon stand „Bne Zion" vor den Augen der Bräute! In ihre süßesten Träume mischte sich der Alp in Gestalt des „Bne Zion!"

Ich für meine Person, — ich liebte Blümele und verabscheute die „Bne Zion," und der Erzieher dieser „Bne Zion" war mein Todfeind!

Nach Peter Beer, dem Bne-Zions-Dränger, gab es noch eine zweite Person, die für die israelitische Bevölkerung von Wichtigkeit war, mit ihr in stetem Verkehr war und die mich zuerst auf die Bahn leitete, auf welcher ich noch wandle; es war dies ein ehrwürdiger Geistlicher bei den Piaristen, „Pater Sch—," der den Buchhaltereiprüfungen beiwohnte und sie abhielt, und also eo ipso viel im Ghetto zu thun, zu unterweisen und zu prüfen hatte.

Auch er kam zu uns in's Haus, um Anselmo in die Urweisheit der Bücher und ihres Haltens und Gehaltenwerdens einzuweihen.

Pater Sch— war von umfangreichem Körper und sein Antlitz sah wohlgefällig auf eine gehörig arrondirte Leibesbeschaffenheit herab. Aber sein ganzes Wesen war mild und freundlich, eine heitere Leutseligkeit lächelte aus diesem gutmüthigen Angesicht, und so war auch sein Anstand fromm, froh und gutmüthig.

Es traf sich oft, daß in der „grünen Stube" — das Familienzimmer — drei Gruppen sich bildeten.

An einem Tische saß die Lilie Jeschuruns: Blümele, und neben ihr der Vater der „Kinder Zions," ihr das Manna seiner Steuerbögen löffelweise einträufelnd; am andern Tisch Anselm, der „doppelte Buchhaltungscandidat," und an seiner Seite Pater Sch— mit den heitern, lustigen und freundlich blinzelnden Augen, von denen ich es nicht verschwören will, daß sie nicht zuweilen vom „Soll" und „Haben" zu „Bne Zions" mit einem „Hätt' ich!" hinüber desertirten.

An dem Fenstertisch aber saß ich in einem Folianten halb vergraben, sah auf Blümele und „Soll" und „Haben" und dachte über mein Nichtshaben von beiderseits nach.

Mein stiller, kindischer Grimm gegen den Erfinder der Zwickmaschine „Bne Zion," den ich für die Ursache hielt, daß Blümele Braut wurde, und meine wilde Ungezogenheit ließ mich oft, wenn die schöne Braut stockte, die Antwort hinüber rufen und

irgend eine Neckerei über den Inhalt des „Ave Zion" dazu.

Der Vater der Buchhalterweisheit hörte mit stillem Wohlgefallen manches treffende Wort, welches ich erwiederte, wenn mir Herr Peter unwirsch mein „Inalleshineinreden" verwies.

Eines Tages ließ sich der Pater von mir die Bücher nach Hause tragen. Er wohnte in der Jesuitengasse im ehemaligen Jesuitencollegium.

Er nahm mich mit in sein Zimmer, befragte mich um Vieles, schien mit meinen Antworten sehr zufrieden zu sein, gab mir einen Guldenzettel und sprach: „Du bist ein gescheiter Kerl, du dummer Junge!"

Ich küßte ihm die Hand und fragte: „Gnädiger Herr, ist das für den „gescheiten Kerl" oder für den „dummen Jungen?"

Lachend fragte er: „Warum fragst du?"

„Nun für den gescheiten Kerl ist's genug, aber für den „dummen Jungen" — zu wenig."

Er entließ mich mit einem gütlichen Backenstreich und sagte: „Gescheiter Kerl, lern' was!"

Das Schicksal schien diesen vortrefflichen Mann zu meinem ersten Mentor ausersehen zu haben.

Er hatte mir eine deutsche Chrestomathie und eine lateinische Grammatik geschenkt mit dem Bedeuten, er würde sehen, ob ich mir selbst forthelfen könnte und ich sollte in ein paar Tagen wieder kommen.

Am darauffolgenden Tage schmollte ich mit Blümele, blieb nicht zum Mittagsbrod, sondern kaufte mir auf dem Brodmarkt ein weißes Brod, ging vor das Vorschitzer Thor, gegen Liben zu hinaus, legte mich mit meiner lateinischen Grammatik an das Ufer der Moldau hin und verzehrte mein Brod mit allem Wohlbehagen eines Glücklichen!

Dabei lernte ich und repetirte auswendig das Gelernte. So auf dem Bauch im Grase liegend, die Grammatik vor mir, wurde es fast Abend, als ich plötzlich einen leisen Schlag verspürte; ich kugelte mich um und das lachende Antlitz des Herr Pater Sch— sah mich an. Er ging nach Liben, wählte den Fußpfad am hellen Strand und ertappte mich über Brod und Grammatik in flagranti. „Was liegst du und hast Maulaffen feil?" — Ich sprang auf: „Gnädiger Herr! das müssen Sie nicht sagen, daß ich „Maulaffen" feil habe; wenn Jemand vorbei ginge und vor mir Niemand sähe als Euer Gnaden, so — so —" Der freundliche Pater, anstatt über diesen ungeziemenden Scherz ungehalten zu sein, erwiederte: „Du bist ein dummer Junge, steh' auf und komm' mit."

Im Gehen überhörte er, was ich gelernt habe und schien nicht nur befriedigt, sondern überrascht. Auf grünem Wege, am sonnigen Ufer ließ er sich mein ganzes Bischen Lebensgeschichte erzählen und das Resultat war, daß er mir anbot, mich dreimal in der Woche selbst zu unterrichten, mir Bücher u. s. w.

zu geben und sich mit meiner Ausbildung ernstlich zu beschäftigen.

Von dieser Stunde an verließ ich nach und nach das Studium des Talmuds u. s. w., die Synagoge sah mich seltener, die Disputationen fanden einen lauen Theilnehmer an mir. Ich hatte von dem Baume der Erkenntniß das erste Aepfelchen gepflückt. — Das Paradies des Lebens schlug seine Thür hinter mir zu, — eine Stimme aus dem Paradiese rief mir nach: „du sollst Schriftsteller werden, mit Schmerzen sollst du Kinder gebären“ u. s. w.

Meine Memoiren.

(Neuere Folge.)

Ich übergehe die fernern Wanderjahre, die ich in Prag zubrachte, getheilt zwischen Diät und drei Grammatiken.

Mein guter Mentor Pater Sch— hatte mir nämlich eine deutsche und eine lateinische Grammatik gegeben, ich selbst schaffte mir eine französische an, und so trottirte ich wie ein schwerer Paßgänger sogleich durch die Klassiker dieser drei Sprachen, indem ich im Lesen die Wurzel der Worte aus den drei grammatischen Wörterbüchern grub, und so mit Hacke und Spaten von Geduld und Gedächtniß die drei Acker auf einmal bearbeitete, pflügte und durchwühlte

Nebenbei trieb ich Geschichte, Geographie, Mythologie, Philosophie u. s. w. Kurz, ich stopfte von jedem Gericht der table d'hôte des Wissens und der Lektüre so viel in mich hinein als nur möglich.

Während dieser Zeit diente ich von der Pique auf. Ich hatte nämlich eine Anstellung! Die Haushälterin und Köchin, der weibliche Majordomo des Hauses Tedesco, brauchte einen Unterstaats-

sekretär, einen Verwaltungsrath, und ihre Wahl fiel auf mich. Ich hegte dazumal noch den süßen Wahn, die Schönschreibekunst wäre auch für gescheidte Menschen erfunden, ich war noch im Besitze der vollkommenen Herrschaft über die fünf Species, das Einmaleins hatte noch nicht allen Reiz für mich verloren, und so bestand ich das Examen und wurde Oberrechnungsführer der Haushälterin des Hauses Tedesco.

Aber: „Es entwickelt ein Talent sich in der Stille," ich stieg durch verschiedene Gestaltungen der Dinge bald vom Heerd zum Putztisch, von der Küche in's Boudoir, vom Accessit der Feuerkönigin zum ersten Preis des Hauses Tedesco empor, ich wurde der Liebling des Herrn und der Frau des Hauses. Der Durchgang durch das Küchenbuch in das Salon-Album war geschehen, und dadurch wurde ich mitten — von der Schlacht bei Kulm versetzt.

Der Leser möge nicht erschrecken, daß sich meine Biographie plötzlich an die Mantille der Dame „Weltgeschichte" hängt und sich einen Augenblick lang von ihr fortschleifen läßt.

Der Leser möge auch nicht verwundert sein, wenn er den noch ohrfeuchten Bücherwurm dreier Grammatiken auf einmal im Lager des Mars findet, umgeben von Kosaken, in Melnik, wo die drei Alliirten, der Kaiser von Oesterreich, der Kaiser von Rußland und der König von Preußen zusammenkamen, und

daß er dem Tode des französischen Coriolan, des Generals Moreau in Laue bei Prag mitbeiwohnte.

Es ist verwunderlich, aber keine Zauberei!

Sei ruhig, lieber Leser, ich werde weder Politik noch Weltgeschichte schreiben!

Ich hasse die Politik und verachte gründlich jene vieltausendjährige, versteinerte Lüge, die man „Weltgeschichte" nennt. Diese alte Dame mit falschen Locken, eingesetzten Zähnen, mit falschen Höhen und Tiefen, mit Schmintpflästerchen und hohen Absätzen, diese alte Kokette, welche, wenn ihre Kammerfrau: die „Wahrheit," ihr einmal alle Hüllen auszöge, in einer ganz andern Gestalt vor uns dastehen möchte!

In jeder Mythologie sind drei Viertheil Geschichte, in jeder Geschichte sind sieben Achtel Mythologie!

Wenn man, ohne gerade Historiker oder Forscher zu sein, wenn man blos mit offenen Augen und offenem Sinn, mit der klaren Brille der Beobachtung und mit dem Alpenstock der Erfahrung 50 Jahr so neben der eben wachsenden Weltgeschichte hergegangen ist, wenn man so was die Historiker ein „Jahrhundert" nennen, an der Wiege gekannt hat, dann in den Knabenjahren, dann in den Flegeljahren, wenn man die Kinderpossen, Jugendstreiche, Mannesthaten dieses Jahrhunderts 50 Jahr lang mit angesehen hat, wenn man seine dummen Streiche mit ansah, Zeuge seiner Großthaten und seiner geschossenen Böcke war, wenn

man alle die Riesen und Zwerge, Unsterblichkeiten und Gloriositäten kennt und kannte, wenn man den ganzen Troß von Thaten, Geschehnissen, Persönlichkeiten, Werkführer und Maschinenlenker kennt, welche das Hackfleisch bilden, mit welchen die Historiker ihre lange Wurst füllen, wenn man 50 Jahre lang die Quellen, Pfützen, Tümpel, d. h. die Zeitungen, Berichte, Bulletins, Acten kennt, die Weise wie sie entstehen, die Art wie sie Lüge und Wahrheit zusammenkoppeln, die Bodenlosigkeit, mit welcher sie alle von krassestem Egoismus dictirt, von Speichelleckern in die Welt gesetzt, von krasser Flachheit und Kurzsichtigkeit großgezogen sind, und bedenkt, daß aus diesen Spottgeburten von Lüge, Beschönigung, Herrendienerei, Heuchelei, Kurzsichtigkeit, Widerspruch, Anmaßung, Erdichtung, grundloser Anschuldigung und grundloser Glorifikation, wenn man bedenkt, daß aus diesen Ingredienzien, welche die Gegenwart mit Achselzucken und höhnischen Mienen liest, die Zukunft das aufbaut, was man „die Blätter der Geschichte" nennt, dann hat man das vollste Recht, mit seinen Schlüssen zurückzugehen bis an die ersten Zimmerplätze der Universalgeschichte und zu zweifeln, ob die großen Männer und Thaten, die sie in ihrem Atelier aufstellt, wirklich aus dem Holz vom Baume der Erkenntniß und Wahrheit geschnitzt sind!

Wenn man in der Geschichte von 50 Jahren mitgelebt und erfahren hat, daß die Weltgeschichte nur

einen Beichtvater hat: den Erfolg; der Erfolg, der alle Sünder absolvirt, der den Frauenräuber mit einer Aureole umgibt und den Unsterblichen im Exil dem Hohn überliefert; der Erfolg, der blinde, der zufällige Erfolg, der so oft Unsterblichkeiten aus dem Himmel schüttelt und das größte Genie als scheintodt der Vergessenheit überliefert; wenn man so manche Handlanger kennt, welche die Steine liefern zum Bau der Weltgeschichte, und den Steinbruch, aus dem sie diese Steine brechen; kurz, wenn man die Vögel alle kennt und beobachtet, wie sie Halme, Stroh, Wasser und Erdreich zusammentragen zu dem Nest der Weltgeschichte, dann liest man eben alle Bücher der Weltgeschichte mit eben dem Glauben wie man „Therese Krones" oder „Meister Strauß und seine Geige" liest. Haben wir doch in neuester Zeit Beweise erhalten, daß Cromwell ein edler Mann mit den lautersten Herrschertugenden war, daß Wallenstein ein hochherziger Patriot gewesen, daß Machiavell die Humanität als Basis der Politik annahm!

Wissen wir doch, daß der „Tyrann von Syrakus" einer der hochherzigsten Regenten war, und nennen doch die Juden „Titus den Gütigen" nur „Titus den Boshaften!"

Nennt doch die Geschichte Marc Aurel „den Philosophen," obschon seine Philosophie Tausende von Christen morden ließ; beschenkt sie doch König Heinrich mit dem Beinamen: „der Gottgegebene," ihn, der

dem Gott Priap alles gegeben, was die Götter des Fleißes und der Arbeit seinen Unterthanen gegeben haben; bekleidet doch die Geschichte Harun Al Raschid mit dem erhabensten aller Titel: „der Gerechte" und er mordete blos seine Schwester Abassale, ihren Mann, den Abiiden Jahir und ließ das ganze Haus der Barmeciden umbringen!

Wie schrumpft bei solchen Betrachtungen der Nachruhm, das Fortleben in der Geschichte zu einem armseligen Denkpfennig, zu Bastarden von Parteigängerei und Mißgunst herab!

Und doch studirt man Weltgeschichte und gibt der guten Klio einen eisernen Griffel in die Hand.

Frau Tedesco — die Mutter des berühmten, glänzenden Pianisten Tedesco in Hamburg — war eine eben so liebenswürdige als vortreffliche Frau, die aber Nerven hatte, welche der Zeit um ein Vierteljahrhundert voranseilten, Nerven wie sie jetzt nur eine reiche jüdische Banquiersfrau hat, welche so nervös ist, daß sie, wenn im Theater geschossen wird, ihrem Manne oder dergleichen in die Arme fällt, der sich nur dadurch entschuldigen kann, daß er ihr versichert, er habe das Pulver nicht erfunden.

Frau Tedesco litt an dem Wein-Krampf, d. h. sie mußte oft weinen, wozu sie gar nicht Ursache hatte, sie war reich, schön, ihr Mann liebte sie als ob sie ihm eine ganz Fremde gewesen wäre, sie hatte hübsche Kinder und war Beschützerin der

schönen Künste und Wissenschaften, welche in meiner Person in's Haus aus und eingingen.

Die Aerzte hatten dazumal noch nicht so ganz ergründet, daß der Mensch nichts ist als eine Garn-Niederlage, welche voll von „weißen Fäden" ist, die man „Nerven" nennt, die in lauter „Bündeln" nebeneinander aufgestößelt liegen, und das ganze Leben nichts als ein „Geschäft" ist, das Geschäft dieser Bündel und Fäden, das Geschäft des „Nervensystems."

Diese oft ganz unschuldigen weißen Zwirnfäden müssen oft die Sündenböcke machen, auf die Alles geschoben wird, wenn den Aerzten der Faden ausgeht.

Wie gesagt, damals hatten nur die höhern Stände Nerven; dennoch erklärten die Aerzte, daß Frau Tedesco an Nerven leide, und da die Nerven das Bad ausgießen mußten, so wurden ihr dagegen die Teplitzer Bäder ordinirt. Frau Tedesco ging mit ihrem fünf- oder sechsjährigen Töchterchen Lisette nach Teplitz, da das ausgedehnte Geschäft des Herrn Tedesco es ihm nicht möglich machte, sie zu begleiten.

Es war im Jahre 1813, im Jahre wo die blutigen Würfel auf dem grünen Tisch der Schlachtfelder rollten, die Flammen von Moskau und die Wogen der Berezina waren Napoleon's Feuer- und Wasserprobe geworden und sein 29. Bulletin rollte und grollte durch Europa hin, großartig und erhaben wie der letzte Donnerschlag eines majestätischen Un-

gewitters, in welchem aber zugleich die ganze Elektricität sich erschöpft.

Man wußte damals noch nicht, wie sich Oesterreich erklären werde, und ganz ruhig und unbesorgt wurde Teplitz besucht, dieser Ort, unfern von Dresden, dem Mittelpunkte fast der verbündeten französischen Armeen. Die Kriegserklärung Oesterreichs an Napoleon im August 1813 verwandelte die Sorglosigkeit der in Teplitz sich amüsirenden Badegäste in einen panischen Schreck.

Die kriegerischen Massen zogen sich unmittelbar in der Nähe von Teplitz zusammen, alle Badegäste flohen wie aufgescheuchte Tauben aus dem warmen Neste fort und bald war in Teplitz kein Fuhrwerk mehr zu bekommen, die Forteilenden fortzuschaffen.

Angst und Besorgniß herrschte im Hause Tedesco's, welches die Herrin und Gemalin allein und schutzlos mit dem kleinen Mädchen in Teplitz wußte und ohne Nachricht von ihr war.

In diesem Moment der Wirrniß wurde beschlossen, ein Fuhrwerk in Prag zu miethen, welches sie von Teplitz abholen sollte und ich wurde ausersehen, diesen Zug zu leiten, zu führen und die schöne Frau sicher und besonnen ihren Penaten wieder zuzuführen.

Mit aller blinden, nichtsdenkenden Sorglosigkeit der noch kindischen Jugend unterzog ich mich dieser „Odyssee,“ stülpte eine Heldenkappe mit der

unternehmenden goldnen Trobdel lustig auf das linke Ohr, steckte ein paar Bücher und ein paar kalte Kalbsbraten, — Heu und Hafer für Leib und Seele, — in die Wagentasche, warf mich in die Kutsche und rief dem Kutscher zu: „Len hibaite!“ (fahr' zu!) und „hurtig, mit Donnergepolter entrollte der tückische Menoides!“

Ich könnte nicht sagen, daß ich, junger Apoll, mit einem „flammenhufigen Gespann“ fuhr. Es war was man „einen Kasten“ nennt; die Pferde, die dazumal durch die elektrischen Telegraphe zu keinem edlen Wettstreit angespornt wurden, nahmen von der Weltgeschichte und von meiner Sehnsucht nach Teplitz keine Notiz, und so kam ich langsam wie die Belohnung der guten Thaten vorwärts.

Wir, ich und die Pferde, mochten uns ungefähr so einige Minuten weit gegenseitig getäuscht haben, ich überließ mich dem Gott mit den Mohnkörnern, träumte von Bade-Nymphen und Aktäons-Szenen, da erweckte mich ein Lärm, ich erwachte und befand mich inmitten eines Pulks von Kosaken!

Von Nymphen in nassen Gewändern zu Kosaken mit zottigen Bärten ist derselbe eine Schritt, der vom Erhabenen zum Lächerlichen, von Tugend zu Laster, von Reichthum zu Armuth, und von der Poesie zu einem dummen Streich ist.

Ich könnte nicht sagen, daß mich meine Umgebung sehr erquickt hätte, allein ich war genugsam

in die Politik eingeweiht, um zu wissen, die Kosaken sind jetzt meine Freunde, und ich faßte so viel Muth als ich eben zu fassen im Stande war und fragte den Kutscher: „Was gibt's?" — Ich hatte die Frage aber irrthümlich gestellt, ich hätte fragen sollen: „Was nimmt's?"

Ein Kosak, der mir ein Offizier schien, machte ganz ungenirt den Wagenschlag auf und setzte sich an meine Seite. Ich erschrack, aber die Kosaken waren ja meine Freunde, und ein Freund an der Seite ist angenehm!

Der Kosak bemühte sich, mit mir deutsch zu sprechen, ich bemühte mich, mit ihm französisch zu sprechen, und so verstanden wir gegenseitig nicht eine Silbe von unserm interessanten Dialog,

Es kamen bald mehrere Kosaken an den Wagen, denen der Kosak an meiner Seite den Kalbsbraten aus der Wagentasche reichte. Was war zu thun? Die Kosaken waren ja meine Freunde, die Freunde unserer Freunde sind unsere Freunde! Guten Appetit, liebe Freunde!

Indessen bemerkte ich zu meinem Erstaunen, daß ein Freund sich zum Kutscher setzte, ihm die Leitung meiner Staatsmaschine aus der Hand nahm und eine ganz andere Richtung in dem Weg meiner Regierung einschlug!

Es entstand ein Moment aus der Periode Babels! Der Kutscher sprach böhmisch, mein Freund im

Wagen deutsch, meine Freunde um den Wagen kosakisch, ich böhmisch-deutsch-französisch; Keiner verstand den Andern, nur die zwei Pferde verstanden, was mein Freund auf dem Kutschbock ihnen auf den Rücken zusagte, sie schlugen die Richtung ein, welche ihnen mein Freund vorschlug!

Kurz, die Freunde brauchten Pferde und Wagen; anstatt nach Teplitz mußte ich nach Melnik gehen, wo ich freilich durch den höchst interessanten Anblick reichlich entschädigt wurde, da die drei Alliirten und den General Moreau zu sehen.

Aber meine Leiden waren noch nicht zu Ende! Meine Freunde gaben mir meinen Reisebündel in die Hand behielten das Fuhrwerk bei und mit sich, und „Roß und Reiter sah ich niemals wieder!"

Mit Freunden muß man es nicht so genau nehmen, besonders wenn die Freunde Bärte sind, welche Kosaken tragen und russisch mit dem Lanzen-Accent sprechen!

Ganz Teplitz war in Alarm, die Bestürzung allgemein, am Himmel war der Widerschein einer großen Feuersbrunst sichtbar, aber Niemand wußte etwas Näheres, und, wie das bei ähnlichen Anlässen immer ist, Verwirrung und Durcheinander anstatt Nachforschung und Erkundigung.

Für mich war diese Nacht der Tag der Vergeltung, dies irae. Frau Tedesco, dem Bette in einem Negligé entronnen, welches eben auch nicht

geschaffen war, Feuer zu löschen, hatte aufgehört Weib und begann Furie zu sein.

Es war ihr nicht zu verargen. Durch meinen grenzenlosen Leichtsinn wurde sie und ihr Kind bewogen, bis zu diesem Moment der höchsten Gefahr in Teplitz zu bleiben.

Wenn häßliche Frauen Furien werden, so ist das ein Kinderspiel, es ist kein Widerspruch in der Sache, was sollen häßliche Frauen anders sein als Furien? Ja, es ist ihre Pflicht, Furien zu sein. Aber wenn schöne Frauen Furien werden, dann ist Auszichzeit, dann muß man gleich das Feld räumen!

Je schöner die Locken, desto wilder die Schlangen, in die sie sich verwandeln, je perlweißer die Zähnchen, desto spitziger die Hauzähne, zu welchen sie sich verlängern, je sanfter die Gesichtszüge, desto entmenschter die Gewaltspuren des Teufels, in welche sie sich umwandeln.

Ohne Alekto, Megära und Tisyphone, diese drei Euripidischen Furien, im mindesten beleidigen zu wollen, übertraf Frau Tedesco in diesem Augenblick des Grimmes alle drei an Erhabenheit des Ausdrucks und an Urwüchsigkeit des Furienthums. Sie mißhandelte mich, ihren Liebling, ihren Auserwählten.

Allein die Frauen im Allgemeinen sind wie Jehova, der Gott der Juden. So wie dieser das Volk vorzugsweise plagte und quälte, welches er aus-

erwählte, so plagen und quälen die Frauen vorzugsweise jene, die sie erwählt haben.

Frau Tedesco schalt mich Mörder, Kindesmörder, Vaterlandsverräther, Mordbrenner, mit dem Feind einverstanden, Räuber, Plünderer!

Zu meiner eigenen Beschämung muß ich gestehen, und ich thue es widerstrebend und blos von der Achtung vor der biographischen Wahrheit beseelt, auf mich machte ihr Jammer weit weniger Eindruck als ihr Negligé! Ich war ein heilloser Leichtsinnling, und nur die eindringliche Vorstellung ihrer zehn Nägel vermochte es, mich nun wirklich nach Mitteln umzusehen, wie man aus Teplitz augenblicklich fortkommen könnte.

Von Pferd und Wagen war schon einige Tage früher keine Spur im ganzen Umkreise zu finden.

Ich stand hilflos in der Wüste meiner Verzweiflung da; hoffend, daß der Himmel, der schon einmal in der Wüste Wachteln mit Polenta regnen ließ, uns vielleicht jetzt auch Pferde regnen lassen werde, aber es geschah nicht!

Frau Tedesco sprach: „Schaffen sie Rath! Geld soll's kosten, noch so viel! Sparen Sie nichts!"

„Geld soll's kosten noch so viel!" Das ist Hilfe! Geld sind Wachteln, Geld ist Manna in der Wüste des Lebens! Mit Geld stampft man Pferde aus der Erde, läßt man Chaisen auf flachen Canapés wachsen!

Geld ist in der ganzen Welt eine Macht, in einem Ghetto aber eine Zaubergewalt.

Ich stürzte mich in die Teplitzer Judengasse und — nicht nur die Liebe, sondern noch mehr das Geld macht erfinderisch; vermittelst dieses Zauberstabes verwandelte ich ein wohlgepolstertes zweisitziges Canapé zu einem Reisewagen, — und acht jüdische „Träger" als Eckensteher in acht arabische Pferde, welche abwechselnd als Relais-Juden, diesen Roßhaar-Phaeton bis nach Billin tragen sollten, wo ich Pferd und Wagen zu finden hoffte.

Mit dieser achtspännigen Phantasie-Equipage, phantastischer als die, in welcher Fee Mab über die Nasen der Träumer fährt, kehrte ich zu Frau Tedesco zurück, triumphirend und schmollend zugleich.

Die schöne Frau war von dem Siedpunkt der Wuth herabgefallen auf den Punkt der kalten Resignation, die Furie wurde wieder Thränenweide, und die zehn Finger, welche vor Kurzem ihre zehn Gebote auf die Gesetztafeln meiner Wangen zu schreiben drohten, wühlten demokratisch in ihr schwarezs Rabenhaar.

Nach Zaudern und Widerstreben bestieg sie mit der kleinen Lisette das Conapé, vier Juden trugen es, vier gingen daneben her und ich voraus. Es war ein romantischer Zug! Der Palankin mit seiner kostbaren Last, die alttestamentarischen Kameele, die ihn trugen, und ich an der Spitze voran, durch

Nacht und Dunkel daherschreitend wie Fingals Geist über die Haide.

Wir erreichten Billin früh am Morgen, ich fand glücklicherweise einen Bauer der dumm genug war mir zu glauben, daß in zwei Stunden die Franzosen da sein und ihm gewiß die Pferde requiriren werden; von dieser Furcht und von dem Geldklang beseelt, spannte er seinen Korbwagen an um uns nach Prag zu bringen.

Ich übergehe die Gefahr dieses Rückzugs nach Prag, bei welcher wir mehrmals in die Truppenzüge, in die Munitions-Trains der verbündeten Heere hineingeriethen, die von dem Gebirge herab nach Teplitz hinzogen Unser so stets aufgehaltener Zug dauerte mehrere Stunden.

Am zweiten September waren wir in Laue, einem kleinen Städtchen in Böhmen, und an diesem Tage starb da Moreau, dem eine Kanonenkugel in der Schlacht die beiden Beine wegriß. Wir kamen in Prag zugleich mit dem gefangenen General Vandamme an, der eben so wenig auf dem Schlachtfelde sterben sollte, welches den Helden Moreau tödtete, als Wallenstein auf dem Felde fallen sollte, auf welchem der edle Gustav Adolf fiel.

Endlich langten wir in Prag an, wo wir die Familie Tedesco in der tödtlichsten Angst um die Hausfrau und um meine Teplitz-Expedition vorfanden, eine Angst, die sich nun in Freude und Dank auflöste.

Zur Steuer der Wahrheit sei es gesagt, die Frau Tedesco hatte kein Gedächtniß für meinen Leichtsinn, schilderte vielmehr meinen Eifer, meine Aufopferung, meine Umsicht u. s. w. mit den glänzendsten Farben, so daß ich unter den Augen der Familie als ein Salvator, ein Wundermann erschien.

Wer weiß zu welcher colossalen Favorit-Höhe ich mich noch in diesem Hause der Frau Tedesco erhoben hätte, wenn nicht die Götter plötzlich links gedonnert und meiner nächsten Laufbahn auf einmal eine andere Richtung gegeben hätten.

In der Erzählung von meinen Reisenabenteuern blieb ich der Natur aller Reisebeschreiber treu, ich schilderte mit dem romantischsten Pinsel die ausgestandenen Gefahren, ich tauchte diesen Pinsel in Blut, Flammen und Thränen, ich machte mich zum Martyrer, und das Alles, um zum Schutz der schönen Frau herbeizueilen, und so wirkte ich durch entflammte Phantasie und großartige Schilderung auf das Mitleid, auf die Rührung derselben, die mir einige Tage der Erholung nicht versagen konnte.

Um aber auch der historischen Wahrheit zu genügen, muß ich dem Leser unter dem Petschaft der Verschwiegenheit gestehen, daß mich noch ein Beweggrund in Teplitz zurückhielt — die Liebe! — denn was nennt man nicht alles „Liebe"?

Ich hatte in Prag auf einer Hochzeit eine Teplitzer Maid kennen gelernt: Mamsell Raudnitz. Soll ich sie dem Leser schildern? Ach:

„Wir malen mit Augen der Liebe und Augen der
Liebe müssen uns auch beurtheilen"
sagt der Maler in „Emilia Galotti."

Wozu die Phantasie meiner kühlen Leser entflammen? Wozu Wünsche in ihnen aufstacheln, welche doch Mamsell Raudnitz nicht mehr niederzustacheln im Stande ist?

Ich sage nur so viel: sie ließ sich am Tage jener Hochzeit wägen und sie wog auf der Wage der geschichtlichen Gerechtigkeit einhundert und zweiunddreißig Pfund, sie hatte also das Beiwort „üppig," welches die Wiener mit dem unbeschreiblich pikanten Wort „m o l l e t" übersetzen, bis auf jenen Grad der Vegetation getrieben, die man die tropische Zone des Fleisches nennen könnte.

Wenn in einem „schönen Leib eine schöne Seele" wohnen muß, so muß in einem dicken Leib eine dicke Seele wohnen, und dicke Seelen sind immer zur Gegenliebe geneigt; diese Wahrheit beruht auf Erfahrung.

Die Extreme ziehen sich an, ich war mager, so mager, daß mich meine Geliebte an einem Freitag hätte z u m F r e s s e n lieb haben können ohne dadurch die Fasten zu verletzen.

Ich und Mamsell Raudnitz waren für einander geschaffen, denn:

Wo das Dicke mit dem Magern
Sich vereint zusammen lagern,
Da gibt es einen Seelenbund!

Auf jener Hochzeit tanzte ich meinen ersten „Deutschen" mit Mamsell Naudnitz, und unbefangene Zuschauer genossen einen Anblick als wie wenn auf den Meereswogen ein Linienschiff tanzt, an welchem sich ein kleines „Schinakel" angekettet hat.

Diese Mamsell Naudnitz sah ich in Teplitz wieder.

Wie verschiedene Wirkungen bringt der Gram der Liebe und der Schmerz der Trennung auf verschiedene Wesen hervor! Mich hatte der Gram der Liebe noch magerer, die Mamsell Naudnitz noch dicker gemacht.

Ich kam gerade zur rechten Zeit, denn, wenn der Gram der Liebe noch drei Tage an ihr gezehrt hätte, sie wäre zerplatzt!

Ich war glücklich wie ein König im Schachbrett! aber ein Frosch, ein miserabler Frosch sollte mein Paradies zerstören.

Die Geschichte ist höchst unbedeutend, aber da ich in meinen Memoiren das Angenehme mit dem Nützlichen, die Unterhaltung mit der Belehrung verbinden will, so erzähle ich die Begebenheit, wie ein Frosch im Mondschein die Herzen zweier Liebenden auseinanderreißt, damit meine holden Leserinnen daraus Lehre und Moral mögen machen, und erkennen, aus welchen dünnen Fäden oft das Narrenseil der Liebe besteht, und wie das Herz eines Liebhabers, besonders wenn ein Stück Poet in ihm steckt, durch den kleinsten Schritt von ihnen sich abwenden kann!

Im Clary'schen Garten zu Teplitz war großer „Ananas-Ausverkauf." Man befürchtete einen feindlichen Ueberfall, und die reichen Ananasleute gaben ihre schönsten Früchte um einige Kreuzer preis.

Eines Abends gingen wir, — wir von Amors Gnaden gar nicht unseres Selbst Herrscher, in den Clary'schen Garten und machten in Liebe, Mondschein und Ananas.

Der Mond ist der Gott der Liebenden, entweder wegen seiner Wandelbarkeit, oder weil er mit seiner Diebslaterne den Liebenden voran geht auf den Wegen zu der Spinnerei, deren Gespinnste nicht an's Licht der Sonne kommen; der Mondschein ist eine Art Einlösungsschein der Schwüre und Versicherungen. Der Mandschein hat etwas unbeschreiblich Interessantes für junge Mädchen und für alte Schwärmer.

Es war also Mondschein erster Klasse mit Vorzug; Mamsell Raudnitz, anzuschauen wie ein kolossaler Dom vom Mondlicht übergossen. Wir wandelten unten so ruhig wie oben der Mond, mit dem Unterschied, daß der Mond keine Ananasse aß, wir aber mit allem Feuer jugendlichen Ungestüms Ananasse verzehrten.

So schritten wir, von Zärtlichkeit und Ananas erfüllt, durch die herrlichen Anlagen des Parkes fort, unschuldig wie Adam und Eva, bevor sie die erste Sünden-Ananas kennen lernten.

Eben als wir so still und selig dahingingen, hüpfte ein großer, grüner Laubfrosch über den im Mondlicht schimmernden Kiesweg.

Mamsell Raudnitz riß sich von meinem Arm los, setzte Fuß und zertrat mit mächtigem Fußtritt den armen, auch im Mondschein wandelnden Laubfrosch, der vielleicht auch eben im Begriffe stand, sich zu der Laubfröschin seines Herzens zu begeben!

Dieser eine Fußtritt aber zertrat nicht nur den Laubfrosch, sondern mit ihm zugleich auch alle Tauben der Venus und alle Nachtigallen der Liebe in meinem Herzen!

Als Mamsell Raudnitz von diesem empfindsamen Seitensprung zu mir zurückkam, schien sie mir nicht ein Bischen schön und dick mehr zu sein, es war mir, als wäre mein Herz ein Laubfrosch und läge nun plattgequetscht in meiner Brust; aus, rein aus war's mit der Liebe, mit dem Mondschein!

Meine liebenswürdigen, lernbegierigen Leserinnen werden aus diesem „Sommernachtstraum" aus dem Leben der Liebe und der Frösche lernen, daß man nie in Gegenwart eines Geliebten, und besonders im Mondschein, einen friedlich wandelnden Laubfrosch zertreten soll, denn das Herz der Männer ist ein kurioses Ding, und viele von ihnen schließen von solchen kleinen Ausbrüchen des weiblichen Heroismus auf die ganze Struktur des Charakters!

— Jener Frosch gab mich mir selbst wieder; ich trennte mich kalt von Mamsell Raudnitz, warf mich aus ihren Armen in die des Schlafes, allein auch aus diesen sollte mich jene Nacht aufschrecken. Ein

gewaltiger Lärm auf der Straße weckte mich; ich sprang auf, riß die Fensterflügel auf und hörte den Ruf:

„Die Franzosen kommen!“

— — — — — — — — — — — — —

In den Tagen meiner Zurückkunft nach Prag wurden da Volksfeste gefeiert.

Die Nachricht von dem Sieg bei Kulm war ein Volksfest, die Einbringung des gefangenen Generals Vandamme, des Tigers von Bremen, war ein Volksfest.

Dem Volke wird Alles ein Fest; das Einziehen eines Siegers wird ein Fest, das Ausführen eines Verbrechers wird ein Fest; zur Huldigung und zur Hinrichtung strömt das Volk wie zu einem Feste; die Gerichtsverhandlung eines großen Verbrechers, das Stehen am Pranger, die Morgue, die Brandstätte einer großen Feuersbrunst, die brausenden Fluthen einer Ueberschwemmung, der Schauplatz jeder Verwüstung, — Alles wird zum Fest, wo die Masse strömt und sich erlustrirt, und das schöne Geschlecht ist dabei immer in der Mehrzahl vertreten und erfreut wie zu einem Ball- und Tanzfest.

In Prag herrschte in Folge der Krieges und der vielen eingebrachten Verwundeten und Kranken das tödtliche Spitalfieber und in der Stadt herrschte Schreck und Sorge, Vertheuerung und Geschäftslähmung. . . . .

In diesem Moment erhielt ich auch den strikte- sten, unabweisbaren Befehl meines Vaters, zu ihm zu kommen.

Er war alt und kränklich, konnte seine Geschäfte nicht selbst führen, ich war sein einziger unverhei- rateter Sohn, ich wurde heimberufen.

Es war nicht zu umgehen. Der verlorene Sohn kehrte nach Hause, aber es wurden keine fetten Kälber bei meiner Rückkehr geschlachtet.

Mein Vater, welcher in Ofen wohnte, als ich nach Prag zog, hatte eine zweite Ehe geschlossen und wohnte jetzt in Moor, in einem stattlichen Dorfe im Stuhlweißenburger Comitat, am Anfange des be- rühmten Bakonyer Waldes gelegen.

Da sich in Moor die ersten Flügelschläge meiner Muse entwickelten und mein erstes an das Licht der Welt geschickte Büchlein: „Poetische Erstlinge" der gräflichen Familie von Lamberg gewidmet war, der Gräfin Lamberg, Mutter des edlen, hochherzigen, un- glücklichen, auf der Pester Brücke so schändlich grau- sam gemordeten Grafen Franz v. Lamberg, so werden meine Leser erlauben, daß ich länger bei dieser Wiege meiner Muse verweile und bei den Umgebungen, in welchen ich einige Jahre lang, getheilt zwischen Han- del, Studium, Diät und Poesie verlebte.

Die Lage Moor's hatte nichts besonders Schwung- haftes oder Romantisches. Die Gegend ist ziemlich prosaisch und flach, wenn man auch den Csoka-Berg einen Berg gelten lassen will.

Spaziergänge gab es gar nicht, im ganzen Orte gab es nur zwei Gärten, den gräflich Lamberg'schen und den Klostergarten. In den ersten gelangte man nur durch hohe Bewilligung und in den letzten nur durch Uebersteigung einer Gartenplanke.

Um in jenen ersten Garten zu gelangen, mußte man sich tief bücken, um in den zweiten zu kommen, mußte man hoch klettern.

In dem gewöhnlichen Lebenslauf stehen zwar jene zwei Fähigkeiten in der sympathetischsten Wechselwirkung: je geschickter ein Mensch im im Tiefbücken ist, desto höher klettert er an der Kletterstange des Glückes und der Auszeichnung empor. Die Eichkätzchen sind die Symbole jener glücklichen Naturen, die am Baume des Lebens leicht und bis in die höchsten Zweige emporklettern. Das Eichkätzchen vereinigt von der Katze den Katzenbuckel, von dem Hund den Schweif zum Wedeln und von dem Wettrenner die Geschwindigkeit, damit klettert es lustig empor, knabbert und knackt die härtesten Nüsse und macht die kuriosesten Sprünge.

Das Schicksal ruft bei der Geburt eines jeden männlichen Kindes aus: „Du sollst einen Rückgrat haben aus Kautschuck" oder: „Du sollst einen Rückgrat haben aus einem Ladstock!" Der erste „duckt und buckt" sich, kömmt überall gut durch, der andere geht gerade aufgerichtet und stößt sich überall den harten Schädel an.

Ich konnte mich nicht bücken und ich wollte nicht klettern, und da mir die hängenden Gärten Moors verschlossen blieben, so waren meine Spaziergänge dahin beschränkt, zwischen den flachen Korn- und Roggenfeldern herumzuwandern, da laut zu lesen und laut zu denken, so daß die im Dorfe wohnenden Bauern über mich das Verdict aussprachen: „Der junge Eisler ist närrisch!“

Ich hieß der „junge Eisler,“ weil meine Stiefmutter eine Eisenhandlung hatte.

Die Staatsverfassung Moors war, vor ungefähr einem halben Jahrhundert eine ganz eigenthümliche.

Es waren zwei Herrscherfamilien, die gräflich Lamberg'sche und die Baron Lusensky.

Es durften im ganzen Orte nur zwei Arendatoren sein, d. h. zwei Gewölbe oder Handlungen, eine Schnitt- und Materialwaarenhandlung, welche an einen Herrn Rosenthal, und ein Salz- und Eisenverschleiß, welcher an die Witwe Sara oktroyirt wurde.

Diese Letzte wurde die zweite Gemalin meines Vaters und meine Stiefmutter.

Das Haus, welches nun mein Vater bewohnte, hatte ein Stockwerk.

Vor einigen Jahren befand sich in der Wiener „Kunstausstellung“ eine gelungene Abbildung dieses „Geburtshauses M. G. Saphir's“ von einem sehr talentvollen jungen Maler, der auf einer Durchreise durch Moor den Einfall hatte, dieses Haus einer Abzeichnung werth zu halten.

Ich weiß nicht, was aus dem Bilde geworden ist, welches ich gerne an mich brächte, da es gewiß für den Besitzer keinen andern Werth haben kann, als den, welchen es als Kunstwerk hat, für mich hätte es aber ein besonderes Interesse.

Aber der Künstler irrte sich, wenn er es mein „Geburtshaus" nennt, ich bin nicht in Moor geboren, und um die Nachwelt nicht in die Verlegenheit zu setzen, daß sich um mich wie um Homer sieben Dörfer streiten, sei es wiederholt, daß ich in Lovasberény, auch im Stuhlweißenburger Comitate, geboren bin.

Meine Stiefmutter war eine höchst rechtliche, für ihre Zeit und Geschäft höchst verständige Frau, welche meinen Vater auf's treueste und liebevollste pflegte und wartete, wofür ihr meine volle Anerkennung wurde.

Für P o e s i e, L i e b e und A p p e t i t hatte sie keinen Sinn, für diese drei Genien des Lebens und der Menschheit.

Salz und Eisen waren die beiden Pole ihrer Lebensachse.

Den Appetit betrachtete sie als den Fluch, den Gott dem Menschen mitgab, und das Essen als die traurige Folge dieses Fluches.

Sie haßte den Appetit, und es war eine Art Rache, wenn sie bei sich und bei Andern diesen ungestümen Gläubiger, der täglich zwei Mal anklopfte

und mahnte, mit Verheißungen, mit Erstreckungen hinhalten, und wenn er dringend wurde, mit den ungangbarsten, abgegriffensten Münzen, in den kleinsten Raten, befriedigen konnte.

Ohne von Liebig und Moleschott etwas zu wissen, ohne den Stoffwechsel und die Chemie zu kennen, hatte sie aus ihrer Küche eine Art Labaratorium gemacht, oder vielmehr eine homöopatische Apotheke.

Das Pflanzenleben ging ihr über Alles, Salat, Spinat und gedörrte Fisolen waren die Recepte, welche sie jedem Magen, jedem Appetit und in jedem Stadium des Hungers verschrieb.

Fleisch war nur für hohe Festtage ein — Unglück, wie sie es nannte, und ich glaube, es gab Stellen in ihrem Magen, wohin der Name: „Brathuhn" nie gedrungen.

Junge Poeten aber, wie bekannt, fressen wie die Wölfe; Wölfe aber, wie bekannt, sind nicht immer geneigt, Salat und gedörrte Fisolen als Abschlag von der höhern Magenforderung anzunehmen!

Man ist nie hungriger als wenn man eben die Natur oder eine Geliebte besungen hat!

Ein lyrisches Gedicht verfassen macht mehr Appetit, als eine Klafter Holz hacken. Die Gehirn-Nerven stehen mit den Magen-Nerven in dem lebhaftesten Handelsverkehr.

Der Himmel aber ist gütig, er speist die Raben, nährt die Lilien und speist auch die jungen Dichter,

wenn das Schicksal sie auf Salat und Worte-Spinat gesetzt hat.

Der zweite Arendator im Orte, der Vermischte-Waaren- und Material-Waaren-Rothschild, Herr Rosenthal, der Bruder meiner Stiefmutter, führte gute Küche und Tafel; und diese wurde das Succursal, in welchem ich für meinen Magen und meine Muse Rath, Trost und zeitweilige Abhilfe fand.

(Nicht weiter fortgesetzt.)

War Socrates ein Weiser oder ein Narr?

Die sonderbar scheinende Frage, ob Socrates ein Narr war, wirft der „Humorist“ nur deshalb auf, weil er kein Narr mehr ist; der „Humorist“ hätte viel näher liegende, gehende, stehende und schreibende Menschen und Unmenschen, von denen er es beweisen könnte, daß sie Narren, daß sie noch etwas Schlimmeres als Narren sind!

Allein lügen darf man nicht, denn der „Himmel“ sagt: „Du sollst nicht lügen;“ — die Wahrheit sagen darf man auch nicht, denn die „Erde“ sagt: „Du sollst nicht die Wahrheit sagen;“ — die „Erde“ sagt, heißt so viel als: die „Menschen“ sagen, denn die Menschen sind ja aus Erde gemacht. Also steht ein „Humorist“ zwischen Himmel und Erde mit offenem Mund und hat Maulaffen feil. Wenn ein Satyriker oder Humorist das Mauf aufmacht und sagt: „Dort geht ein Aff'!“ kömmt gleich ein Mensch und sagt: „Der Aff' bin ich!“ Er klagt, und da man bei der Gerechtigkeit nie gewiß ist, ob sie wirklich blind ist, oder ob sie nicht blos schielt, so kann man nie mit Sicherheit sagen: „Dort geht ein Affe.“

ohne von den Menschen wegen Persönlichkeit verurtheilt zu werden.

Aus den Lebendigen, aus der Gegenwart kann sich die Satyre ihre Beute nicht mehr holen! Wahr ist's, es ist schade, und schade, daß es wahr ist! Ach Gott, wie viel Narren, wie viel Dummköpfe, wie viel miserable Individualitäten, wie viel elende Scribler, wie viel erbärmliche Redakteure laufen noch lebendig herum, die mir alle noch ihre Kopfsteuer nicht bezahlt haben!

Zwar einen Socrates findet der Humor nicht in der Gegenwart; viel eher eine Xantippe. Der Humor muß also wie die Hyäne die Todten aus der Erde scharren und sie satyrisch verarbeiten. Er muß die Weltgeschichte zum Weltgericht der Gegenwart benützen. Socrates ist ein gutes Thema: erstens wird er nicht klagen, denn er ist ein gescheidter Mann; zweitens kann er nicht klagen, denn er ist todt. Also Socrates muß herhalten.

Man sagt: Socrates war ein W e i s e r! Was wir von ihm wissen, scheint uns das Gegentheil zu beweisen.

Socrates war dreißig Jahre alt, als er sich der Weisheit widmete; ein Beweis, daß er kein Schwab' war, die sich erst zu vierzig Jahren der Weisheit widmen. Das ist der Unterschied zwischen den Griechen und den Schwaben, die Griechen wurden um zehn Jahre früher gescheidt! Die Athenienser können

den Stuttgartern und Geisbergern zehn Jahre Weisheit vorgeben!

Socrates hat sich zu dreißig Jahren der Weisheit gewidmet, er war also noch keine dreißig Jahre alt, als er geheiratet hat. Erst nachdem er eine böse Frau bekam, widmete er sich der Weisheit! Das kann jeder Narr auch! Er widmet sich dann der Weisheit und sagt: „Der Kluge giebt nach!"

Socrates Höchstes war: „Lerne dich selbst kennen!" Welche Narrheit! Es geht den Menschen mit sich selbst wie mit anderen Menschen. Man hält von Menschen nur so lang etwas, als man sie nicht kennt; wenn man sie kennen gelernt hat, so sagt man oft: „Hätt' ich nur den Menschen nicht kennen gelernt!" So geht es den Menschen auch mit sich selbst; wenn man sich selbst genau erkennt, so hätte man auch oft Grund zu sagen: „Hätt' ich mich selbst nur nicht kennen gelernt!" Sehr selten hat der Mensch Ursache, zu sich selbst zu sagen: „Es freut mich, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen, ich hab' schon so viel Schönes von Ihnen gehört!"

Socrates faßte den Entschluß, sein ganzes Leben dem Geschäfte zu weihen: „seine Mitbürger aufzuklären!" Nun bitt' ich kann es einen größeren Narren auf der Welt geben?! Aufklären! „Seine Mitbürger aufklären!"

Wer hat ihn dazu angestellt? Wozu ist denn am Tag die „Sonne" und der „Zuschauer," und

bei Nacht der „Mond“ und der „Hans Jörgel“ da? Aufklären? Wenn der liebe Himmel die Leute aufklären will, so braucht er keine Philosophie dazu; da schickt er einen Kometen, der den Menschen seinen Schweif zukehrt, oder gar ein Nordlicht, daß Einem die Augen übergehen, und da geht dem Menschen ein curioses Licht auf!

Aufklären! Seine Mitbürger aufklären! Haben je „Mitbürger“ Aufklärung verlangt? Wenn ein gescheidter Mensch zur Aufklärung seiner Mitbürger etwas beitragen will, so errichte er eine Oelraffinerie, eine Kerzenfabrik oder eine Buchhandlung, die Kochbücher verlegt.

Was ist das Ende, wenn man seine Mitbürger aufklärt? Sie verurtheilen die Socratisten zum Tod! Also ist es gescheidter, daß man seine Mitbürger aufklärt, damit sie uns sterben lassen, oder ist es gescheidter, daß man seine Mitglieder nicht aufklärt und sie so läßt, wie der liebe Himmel und der Magistrat sie zu Mitbürgern gemacht hat, damit man ruhig leben kann?

Socrates hat seine „Mitbürger“ aufklären wollen; ist es auch die Pflicht, blos „Mitzuständige“ aufzuklären? Was meint Socrates dazu?

Socrates wollte ferner die Menschen „über ihre „Bestimmung“ aufklären.“ Socrates soll mir verzeihen, aber das ist eine große Narrheit! Entweder es gibt eine „Bestimmung,“ oder es gibt

keine; gibt es keine, wie kann man Jemand über etwas aufklären wollen, was gar nicht existirt? Und gibt es eine „Bestimmung,“ so ist jede Aufklärung darüber überflüssig. Seiner Bestimmung entgeht man nicht. Nicht einzelne Menschen, nicht ganze Völker. Der Mensch ist bestimmt, zu sterben. Ist der Mensch bestimmt, siebenzig Jahre alt zu werden, so helfen alle Aerzte ihm nicht, er stirbt doch nicht früher. Ist der Mensch bestimmt, niemals reich zu werden, so mag er noch so dumm sein, er bringt's doch zu nichts. Ist der Mensch bestimmt, zum Narren gehalten zu werden, so mag seine Frau oder Geliebte noch so eifersüchtig sein, er wird doch zum Narren gehalten.

Und wie elend, wie erbärmlich fing Socrates es an, seine Mitbürger aufzuklären! In diesem Punkte hätte er von dem miserabelsten Lump in der jetzigen Journalistik lernen können!

Denn hat Socrates je gegen die Juden gesprochen? Und welch' ein schönes Thema wäre das ungefähr 500 Jahre vor Christi Geburt gewesen! Hat Socrates je dafür gesprochen, daß man Haß und Zwietracht in die Gemüther säen muß, daß man das Gift der Vergangenheit stets in die Adern der Gegenwart gieße, daß man Verfolgung der von Griechenland geduldeten Sekten proklamire?

Also kann Socrates in Hinsicht von Weisheit und Tugend von unseren elendesten Schmierern noch Unterricht bekommen.

Womit hat Socrates ferner seine Weisheit an den Tag gelegt?

Er hat die Schuhe verschmäht! Er ist barfuß gegangen? Ist es gescheidt, die ganze Schusterzunft gegen sich aufzubringen? Wer weiß, ob bei dem Geschwornengerichte bei Socrates' Proceß nicht ein paar Schuster mehr die Geschwornen waren, und das war sein Pech! Und glaubte denn Socrates, wenn man keine Schuhe trägt, so weiß man nicht, daß und wo Einen der Schuh drückt?

Socrates war Volkslehrer! ein Schullehrer! Jetzt wissen wir, warum er nicht auch Schuhe hatte!

Seine böse Frau betrachtete Socrates als „ein Uebungsmittel seiner Geduld und Selbstbeherrschung!" Der Narr! Dazu ist auch eine gute Frau ganz zweckmäßig? „Wenn sie tobte, ging er auf den Markt und lehrte Weisheit!" Ist das nicht ein Narr, der anstatt der Frau auf den Markt geht?

Sokrates' Methode war es, die Leute auszufragen! Aber als man bei Gericht ihn selbst befragte, wollte er keine Antwort geben! So sind die Weisen! Pudelnärrisch!

Die Astronomie verachtete Sokrates; das ist auch dumm! Auf der Erde darf man nichts beobachten, also muß man die Gnade haben, wenigstens den Himmel zu beobachten! Der Himmel hat ein gutes Gewissen! Er läßt sich durch die Rippen sehen! Er erlaubt es, daß man Nachricht gebe von dem Gang

der Kometen, daß man seine inneren Angelegenheiten bespreche. Aber warum sollten wir nicht die Sterne beobachten, wir, die wir doch lange keine Sterne sind und doch auch beobachtet werden?

„Sokrates hat die Philosophie vom Himmel auf die Erde geführt!" Da wird sich die Philosophie bedanken! Wenn Socrates kein Narr gewesen wäre, hätte er die Philosophie hübsch in dem Himmel gelassen; denn wenn die Socratesse in den Himmel kommen und keine Philosophie oben finden, da werden sie wie aus dem Himmel gefallen sein!

Und was hat Socrates der Erde genützt, daß er ihr die Philosophie gebracht hat?

Ist die Philosophie gut gegen die Kartoffelkrankheit? Hat die Philosophie die Cholera aufgehalten? Hat die Philosophie die Ochsen vermindert, so hat sie den Preis des Fleisches vertheuert, und um diesen Preis möchten wir lieber keine Philosophie!

Sokrates wies beständig „auf den weisen Bau des menschlichen Körpers hin."

Wer nur halbwegs gescheidt ist, weiß, wie schlecht dieser Bau ist; wenn man dagegen unsere Neubauten betrachtet, z. B. die Wienbrücke, oder den Brunnen am hohen Markt, oder gar den Semmeringbau, der für die Ewigkeit gebaut ist, da die Zeitlichkeit ihn schwerlich lange befahren wird.

Der Mensch ist der zweckwidrigste Bau, den ich kenne! Es ist gerade, als hätte ihn ein Wiener Haus=

herr als Zinshaus gebaut! Lauter Löcher und Winkelzeug! In dem kleinen Raum vom Kopf wohnen fünf Parteien: hören, sehen, riechen, fühlen, schmecken! Die Augen haben keine Doppelfenster, die Ohren keine Spalettladen, die Nase hat eine elende Zwischenwand, der Mund hat nicht Schloß, nicht Riegel, die Empfindung muß im Herzen in zwei festen, engen Kammern wohnen, der Magen hat keinen Sparherd, die Galle hat kein Luftdach, der Bauch, die Hausmeisterwohnung, hat keine Klingel, kurz, der ganze Bau ist verdorben; wenn man den Menschen den Gebrüdern Klein in Pacht gegeben hätte, er wäre solider und besser gebaut worden!

Socrates glaubte an einen „Dämon," doch wußte er nicht, wie er ihn nennen sollte; er glaubte nämlich, daß ihn immer ein Wesen, von ihm ungesehen, begleite und beobachte, und nannte ihn seinen „Genius." Der Narr! Wir haben auch Wesen, die, von uns unbemerkt, uns begleiten und beobachten, aber wir halten sie für keinen „Genius."

Was war das Ende von der Socratischen Philosophie? Er wurde angeklogt und zum Tode verurtheilt!

Ein Dichter, ein Redner und ein Gerber! Meritos, ein Lokaldichter, aber nicht Verfasser vom „letzten Zwanziger" im Josephstädter Theater; Lykon, ein Redner, aber kein Redner in der Aula; und Anytos, ein Gerber und Demagog, aber kein Weißgerber, klagten ihn an.

Und wessen haben sie ihn angeklagt? — Er führe fremde Götter ein!

Die Philister! — Es war also eine reine industrielle Frage, eine Freihandelsfrage! Es handelt sich um die Einfuhr ausländischer Götter!

Und die guten Athenienser! Sie haben „einzelne, aus dem Zusammenhange gerissene Stellen" zur Anklage gebracht und Socrates wurde verurtheilt! — Ja, die Griechen haben's auch verstanden! — Sokrates verschmähte es, sich zu vertheidigen! War das etwa weise? Nein, es war dumm! War es etwa edel? Nein, es war engherzig! Man muß nicht nur sich, man muß in sich das Recht vertheidigen! Wenn man seine gerechte Angelegenheit vertheidigt, hört man auf, eine Person zu sein, und wird eine Sache; man kann wohl seine Person aufgeben, aber man hat kein Recht, die Sache aufzugeben, denn die Sache ist die Sache Aller! Man vertheidigt in sich die Sache, in der Sache das Recht, im Recht den Geist Gottes! Die Athenienser hätten den Sokrates immerhin verurtheilen können, aber seine Sache nicht; der Vertheidiger hätte den Giftbecher getrunken, aber die Vertheidigung hätte fortgelebt für Athen, für die Welt, für das Recht, für uns, für die Zukunft, für die Weltgeschichte, für den Geist aller Richterstühle des Universums!

Socrates hatte kein Recht, seine Sache nicht zu vertheidigen! Er hat ein Verbrechen an dem Geiste

der Gerechtigkeit begangen, er hat ihn frisch und unvertheidigt in die Hände seiner Feinde fallen lassen!

Und wie gelebt, so gestorben! Seine Freunde und Schüler wollten ihn retten, er gab es nicht zu! Er konnte entfliehen, aber er wollte nicht! Reine Narrheit! Narrheit, die wie Weisheit aussieht, Kleinheit die wie Größe ausschaut!

Wenn er überzeugt war, daß er unschuldig sterbe, so mußte er seinen Richtern ein Verbrechen ersparen und entfliehen. Wenn er das Wohl seiner Mitbürger wollte, so mußte er seinen Mitbürgern eine Reue ersparen und entfliehen!

Wenn man das Bewußtsein hat, seine Strafe verdient zu haben, dann ist's ein Verbrechen, zu entfliehen; ist man sich aber bewußt, unschuldig verurtheilt zu sein, dann ist's eine Pflicht, zu entfliehen. Denn einem unverschuldeten Tod entrinnen zu können, und es nicht zu thun, ist nackter Selbstmord! Ob man den Selbstmord durch ein zweischneidiges Schwert oder durch die Vollstreckung eines zweideutigen Urtheils an sich ausübt, ist alles Eins.

Socrates' letzte Worte waren: „Wir sind dem Aeskulap einen Hahn schuldig!" Welch' ein Narr! im Tod denkt er noch an seine Schulden!

Bei dieser Gelegenheit erfuhren wir, daß dem Aeskulap der Hahn als Symbol des Lebens geopfert wurde. Wahrscheinlich deßhalb, weil um den, der dem Aeskulap in die Hände fällt, kein Hahn mehr kräht.

Wir wollen nun dem Leser selbst überlassen, den Sokrates für einen Weisen oder für einen Narren zu halten, und uns auch. Daß es aber Philosophen über Philosophen gibt, beweist der Umstand, daß einer der größten deutschen Philosophen: Hegel, es herausgebracht hat, daß Sokrates mit Recht verurtheilt wurde.

Die Philosophen können Einen wirklich ganz stockdumm machen!

Der Hackelputz.

Sie haben mir zugesagt, meinen „Hackelputz" mit Ihrer holden Gegenwart zu verschönern; der „Hackelputz" kam, aber Sie, Sie? Sie kamen nicht! Ich war verdrießlich! Die Bilder meines Salons sahen mich an und fragten:

„Was hat man dir, du armes Kind gethan?"

Zuerst war ich verdrießlich, dann böse, dann kochte ich, nämlich „Rache!" Rache à tout prix! Aber nicht geheime Rache, nicht Calderonische: „segreta venganza y segreto aggravio!" sondern öffentliche Rache!

Ich will Sie öffentlich beschämen! Die Welt soll wissen, daß Sie zwar eine schöne, eine liebenswürdige Frau sind, aber daß Sie durchaus keine Gelehrte sind! Was sag' ich: keine Gelehrte? Die Welt soll wissen, daß Sie — unwissend sind! Unwissend, so unwissend, wie nur irgend etwas auf der Welt! Ich will's der Welt erzählen, laut in die Ohren schreien, daß Sie nicht verstehen, was ein „Hackelputz" ist.

Als ich Ihnen, meine verehrteste Holdselige, in meinem Salönchen, nachdem Gesang, Declamation-

und sonstiges Salonfutter zu Ende war, voll Ehrerbietung sagte: „Gnädige Frau, wollen Sie mir morgen das Vergnügen machen den „Hackelputz" mit Ihrer Gegenwart zu verherrlichen?" fragten Sie ganz naiv, ohne über ihre Ignoranz zu erröthen: „Ein Hackelputz?" Was ist das: „Ein Hackelputz?"

Shakespeare in seinem Glasrahmen wurde wachsbleich und flüsterte mir zu: „it is horrible!" Wie? der Humorist duldet Wesen in seinem Salon, die nicht wissen, was ein „Hackelputz" ist?

Vergebens, meine gnädige Frau, machte ich Ihre andern leiblichen und geistigen Vorzüge geltend; Shakespeare war unerbittlich, und selbst der kleine Diogenes auf der andern Wandseite schien satyrisch zu lächeln, daß in meinem Salon eine Seele sein kann, die nicht weiß, was ein „Hackelputz" ist!

Ich hätte der Welt nichts davon gesagt, allein Sie, anstatt mich zu besänftigen, was den reizenden Damen doch so leicht ist, häufen Sie das Maß Ihrer Verbrechen, sagen sich sammt Familie zum „Hackelputz" zu und kommen nicht!

Im Leben, meine Hochgeschätzte, ist aber Gnade ein schönes Wort; es gibt Gnade nach Unrecht und Gnade vor Recht; ich will diesmal Gnade vor Recht ergehen lassen und Ihnen doch erklären, was eigentlich ein „Hackelputz" und dessen tiefe Bedeutung ist.

In der Wiener Sprache gibt es manche solche

Worte, die Adelung nicht erfunden, die Academie der Wissenschaften nicht sanctionirt hat, und die doch, wenn auch keine Bürger der deutschen Sprache, doch zu ihr zuständig sind.

Das Idiotikon oder Fremdwörter-Büchlein der Wiener Sprache ist reich an Wortgebilden, die un übersetzbar sind, die nicht von Gelehrten geformt wurden, von welchen man nicht weiß, wie sie entstanden, die im Volke gemacht, vom Volke adoptirt, durch das Volk zum Sprachgebrauch erhoben, ausdrucksvoller, bezeichnender und drastischer sind, als tausend Worte, welche von Sprachforschern und philologischen Gesellschaften in das Wörterbuch eingeführt worden.

„Hackelputz!"

Nicht nur Sie, meine Holde, sondern mit Ihnen wissen vielleicht viele meiner verehrten Leserinnen nicht, was das für ein Thier in der Sprach-Menagerie des Dialectes ist!

Wenn Jemand eine Abendgesellschaft einladet und ihr was zu essen gibt, wie es früher noch hie und da Sitte war, bevor die chinesische Regierung des Thees die Herrschaft des Weines verdrängte, und ehe die blasse Limonade und eine mathematische Biscuit-Linie den Kalbsbraten mit obligatem Wein und Bier verdrängte; also wenn Jemand seiner Abendgesellschaft die angenehme Grobheit erweist, ihr nicht blos die

Gesellschaft selbst vorzulegen, sondern ihr auch zumuthet, daß sie so unmodern sein soll, von acht Uhr Abends bis zwei Uhr Morgens noch mehr zu verlangen, als den Hut in der Hand, den Zwicker im Aug', Clavierspiel in den Ohren und nichts, sage Nichts in dem Magen zu haben; — wenn ein solcher abgeschmackter Wirth seiner Gesellschaft noch zumuthet, sie soll, wenn sie von ihm weggeht, nicht mehr in's Gasthaus stürzen und ausrufen:

„Kellner, zu Hilfe! Ich komm' aus einer Soirée! Geschwind einen Braten, oder was da ist! Ich bin schon halb todt!" sondern er gibt ihr — wirklich zu essen, d. h. wenigstens die ersten Elemente des Essens, die fünf Selbstlauter eines Abendessens: Kalbsbraten, Schinken, Zungen, Salat und Käse; wenn sich in der modernen Gesellschaft noch so ein Rococo-Wirth befindet und bei dieser Rarität sich sodann die noch größere Rarität vorfindet, daß Etwas übrig bleibt, und zu diesen beiden Raritäten sich dann die dritte und größte gesellt: daß der Wirth die intimen Freunde der Gesellschaft einladet, diese der Vernichtungs-Schlacht entronnenen Flüchtlinge am nächstdarauffolgenden Abend sans façon ganz aufreiben zu helfen, so heißt dieses Nachtreffen: „Ein Hackelputz!"

Ich glaube, dieses Wort ist von einer genialen Köchin erfunden worden! Es ist zusammengesetzt von „Hackel!" (kleine Hacke) und von wegputzen, und

bedeutet eigentlich, daß an diesem Abend die Trümmer von gestern verzehrt werden mit allem dem, was das „Hackel" so vom Kalbsbraten, Schinken u. s. w. an Ecken weggeputzt hat.

Der „Hackelputz" ist die Rechnungsprobe der Soiréen: wo nichts für den „Hackelputz" übrig bleibt, da fand die Gesellschaft nicht ihre volle Rechnung.

Der „Hackelputz" ist das Agio der Soirée. Aber zur Soirée ladet man Gönner, Bekannte und Freunde, zum „Hackelputz" nur die „Intimen," den engen Kreis, die Bevorzugten.

Die Soirée beginnt zuerst mit zwei Stunden langem Stimmen der Gesellschaft, bis sie zusammenstimmen; der Eine ist zu hoch gestimmt, der Andere zu tief, der Eine schnurrt, der Andere brummt, der Dritte gibt gar keinen Ton von sich. Beim „Hackelputz" aber beginnt das Stück sogleich; es ist Alles zusammengestimmt, die Unterhaltung wird sogleich flott.

In der Soirée müssen die Leute erst warm werden, die Männer müssen erst in kleinen Häuflein sich in allen Ecken und Winkeln zusammendrängen, wie die Schafe, wenn's wetterleuchtet, bevor sich diese Knäuel entwirren und ein Mann so unternehmend ist, sich einer Dame zu nähern, um sich zu überzeugen, ob sie wirklich lebt. Die Damen müssen sich gegenseitig erst betrachten, die gegenseitige Toilette einem Examen-Rigorosum unterwerfen, Jede muß sich so zu sagen,

an das Klima der andern Damen gewöhnen, bis sie anfangen gesellig zu werden.

Wie anders ist's beim „Hackelputz!" Die Männer sind so gefällig und reden gleich etwas! Die Frauen sind so liebenswürdig und ziehen sogleich die Handschuhe aus.

In der Soirée muß der Wirth für alle Damen gleich liebenswürdig sein — si fabula vera — im „Hackelputz" kann er gegen Alle herzlich und gegen Eine vorzugsweise liebenswürdig sein! In der Soirée darf der Wirth nur Essen und Trinken und Aufmerksamkeit haben, im „Hackelputz" kann er auch ein Herz und einen besondern Gusto haben.

O, wie oft ist der „Hackelputz" amusanter, als die Soirée! Fast ebenso oft, als die Antichambre anziehender ist als der Salon und die Zofe interessanter als die Dame.

Die ganze Menschheit, meine schöne Frau, ist nichts, als eine Sammlung von „Hackelputze!"

Was ist das Leben? Bis dreißig Jahre ein Fest, dann ein „Hackelputz!" aus den kurzen Ueberresten der Jugend!

Was ist die Ehe? Ein „Hackelputz" der Liebe! Einige karge Liebes-Ueberbleibsel für zwei Personen!

Was ist die Hoffnung? Ein „Hackelputz" von Wünschen, Erwartungen und Luftschlössern!

Was ist der Ruhm? Ein „Hackelputz" von Eitelkeit, leerem Schall und Zeitungspapier!

Was ist die Gerechtigkeit? Ein „Hackelputz“ von Prozeßkosten und Büchern in Schweinsleder!

Ich hoffe, daß Sie, meine Verehrte, nun wissen werden, was ein „Hackelputz“ ist; und wenn Sie es wissen werden, dann werden Sie auch kommen, wie ich hoffe. Ich habe Sie doch mündlich dazu eingeladen, an einige andere Damen ließ ich folgende schriftliche Einladung ergehen:

Unseren verehrten Freunden und Gönnern zeigen wir hiermit den Hintritt der „Gebrüder Kalbsschlägel und Schinken“ an.

Sie verschieden gestern Abend nach einem kurzen kalten Fieber an den Folgen des Magenübels einer größeren Gesellschaft. Wer sie im Leben kannte und ihren Wandel und weiß, wie theuer uns die Dahingegangenen waren, wird unsere Empfindung zu würdigen wissen und unsern Schmerz nicht noch durch mehr Theilnahme vermehren.

Die irdischen Ueberreste aber der Dahingeschiedenen werden heute eingesammelt und in den Magen einiger intimer Freunde beigesetzt. Dabei wird ein Kehlen-Amt von „Gluck! Gluck!“ abgehalten werden.

Sie werden eingeladen, heute Abend zwischen 7—8 Uhr sich im Humoristenhaus einzufinden, um dem Sarge mit den Gebeinen der Dahingeschiedenen die letzte Ehre zu erweisen

Der „Humorist“ im Namen seiner unmündigen Witze.

Meine Genesung,

oder:

Die mir vom Himmel verliehene „Leibes-Constitution."

Nichts dauert ewig, nicht einmal eine „Constitution!" In fünfzig Jahren kann man die beste „Leibes-Constitution" ruiniren.

Ich hatte eine „Constitution" bereits länger als fünfzig Jahre getragen, und obwohl ich sie so ziemlich geschont habe, ist sie, wie so manche deutsche Constitution, doch endlich fadenscheinig und abgetragen geworden, und wollte es nicht mehr länger thun. Oberhaus und Unterhaus, „Kopf und „Magen" wollten ihre Functionen nicht mehr recht verrichten; der Minister des Innern, „der Appetit," reichte seine Entlassung ein; der Justizminister „Schlaf" – denn die Gerechtigkeit ist ja nur „ein Traum" — ging auf Urlaub; der Minister der Arbeit: „der Geist," wollte die Verantwortlichkeit für die Abonnenten des „Humoristen," nicht mehr tragen; der Kriegsminister „Humor" erschien gar nicht mehr am Ministertische des geistigen Reichsrathes und die 300 Glieder meines Körpers waren

so wenig thätig, wie gewöhnlich alle Glieder eines Staatskörpers sind.

Ich sah also alle Tage meiner „Auflösung“ entgegen und daß mich unser Herrgott vermittelst seines „car tel est notre bon plaisir“ wieder dahinschickt, wo ich hergekommen bin, nämlich: in die Erde!

Allein unser Herrgott ist ein gütiger und gerechter Gott, er begnadigt Sodom, wenn auch nur ein paar Gerechte in ihm zu finden sind; er wartet auf die Reue bis zum Tode des Sünders, und also fand unser Herrgott es auch für gut, mir für alle geistigen und literarischen Sünden Amnestie zu ertheilen, und mich statt der „Todesstrafe“ zu noch einigen Jahren „Gassenlaufen“ durch die Herbstjahre meines Lebens zu begnadigen. Der liebe Himmel hat mir also in seiner unerforschlichen Weisheit eine Leibes-Constitution bewilligt, von welcher ich hier meinen Lesern die wesentlichen Grundzüge mittheile:

1.

Von den Grundrechten.

1. Herr Saphir hat das „Grund-Recht:“ zu „hören;“ allein er darf blos „hören,“ nicht „horchen,“ welches eine Regal ist und nur von gewissen, eigens dafür besoldeten Leuten ausgeübt werden darf.

2. Herr Saphir hat das Recht: „zu „sehen;“ allein wenn er Etwas sieht, worüber einem Hören

und Sehen vergehen kann, muß er ein Auge zudrücken.

3. Herr Saphir hat das Grundrecht; zu „riechen,“ wozu ihm eine besondere Cubiknase octroyirt wurde; allein dies Recht, zu riechen, werden weise Gesetze durch Schnupfen und Rheuma schon so in den gehörigen Schranken zu halten wissen, damit er die Nase nicht überall hineinstecke.

4. Herr Saphir hat das Grundrecht: zu „fühlen;“ damit aber von diesem „Fühlen“ kein Mißbrauch gemacht werde, denn die Menschen werden von dem Augenblick an gefährlich, wo „sie sich zu fühlen“ anfangen — werden weise Gesetze dieses „Fühlen“ in jenen Schranken halten, in welchen das „Fühlen“ zum Glücke des Individuums ganz abgehärtet wird.

5. Herr Saphir hat das Recht: zu „schmecken;“ damit er aber keinen Mißbrauch von diesem Rechte mache, daß ihm nur das wahrhaft Gute schmecke, werden weise Gesetze dafür sorgen, ihm auch bei Dingen, die ihm nicht schmecken, zuzurufen: „Guten Appetit!“

2.

Von dem Freßgesetze.

Schon bei der allerersten Constitution, welche Vater Adam bekam, war die allgemeine „Freß-Freiheit“ in dem Paragraphe: „Du sollst essen von allen Bäumen im Garten“ durch ein Refressiv-Gesetz beschränkt: „Nur vom Baume der Erkenntniß

sollst Du nicht essen!" Weil er aber gegen dieses Ausnahmsgesetz gefrevelt, und zwar auf Anreizung seiner democratischen Frau Gemahlin, wurde er sogleich des Edens verwiesen; von daher hat der Mensch auch das Recht der Freizügigkeit ererbt!!

Also Herr Saphir hat volle „Freß=Freiheit," welche die erste Basis aller Freiheit ist; allein um jeden Miß= oder Gebrauch dieser gesegneten „Freß=Freiheit" in jenen Grenzen zu halten, die keine Grenzen haben, wird

„ein refressives Freßgesetz"

Herrn Saphir den rechten Gebrauch seiner „Freßwerkzeuge" und „Freßzeuge" anweisen. Er wird daher in seiner „Freß=Freiheit" auf die strengsten Regeln der unschätzbaren „Homöopathie" angewiesen. Streng untersagt ist ihm, sich oder Andern reinen „Wein" einzuschenken, denn im Weine liegt die Wahrheit, und die Wahrheit ist ein aufregendes Gesöffe, welches der Civilisation des Jahrhunderts nicht angemessen ist.

Auch sonstige geistige Dinge, welche anregen, z. B. Kaffee, weil er den Geist wach erhält, ist strengstens untersagt.

Als „Caution," daß er die „Freß=Freiheit" nicht mißbrauchen wolle, wird ihm auferlegt, zehn seiner schönsten Stock= und Backenzähne zu deponiren.

Für seine bissigen Gelüste ist ihm das Fleisch vom „kleinen Vieh," vom „jungen Geflügel" preisgegeben; aber streng verboten ist ihm das schwere

Fleisch von einem „großen Thier," welches ihm eine bedeutende Indigestion zuziehen könnte.

3.

Von der bewaffneten Macht.

Es wird Herrn Saphir erlaubt, sich mit „Geduld," „Entsagung" und „Verzweiflung" zu waffnen.

Die Waffe der „Satyre," des „Scherzes" und des „Humors" darf er behalten; doch werden weise Gesetze darauf bedacht sein, daß ihm selbst alle Lust zur Handhabung dieser Waffen vergehen soll.

Auch seine beiden Myops-Augen darf Herr Saphir bewaffnen; er darf mit bewaffneten Augen frei auf der Straße gehen, jedoch werden weise Gesetze bestimmen, durch welche Brillen ihm zu sehen erlaubt ist.

Es steht Herrn Saphir frei, so oft er will „in Harnisch zu gerathen;" er kann auch „gepanzerte Sonnette" in's Feld rücken lassen, allein weise Gesetze werden dafür sorgen, daß sie auf den Panzerer selbst zurückprallen werden.

4.

Von dem Glauben.

Herrn Saphir steht frei, zu glauben was er will, sogar an die Preßfreiheit, aber nur in häuslicher Ausübung.

Gewissensfreiheit ist ihm garantirt, d. h. es steht ihm frei, sich aus gar nichts ein Gewissen zu machen!

5.

Von den Finanzen.

Alle Pränumeranten müssen für jedes Jahr vorhinein veranschlagt und auf den Humoristenhaushalt gebracht werden.

Jedes Deficit des „Humoristen“ wird stets durch ein zweites gedeckt.

Die Aufnahme von „Humoristen-Anleihen“ findet nur in jenem Falle Statt, wenn sich Jemand findet, der diese Anleihe realisirt.

6.

Allgemeine Bestimmungen.

Die Reichsfarbe des „Humoristen“ bleibt wie sie war: der „Humorist“ wechselt die Farbe nicht, sie bleibt „echt und rosenroth,“ eben so weit entfernt von dem verdammungswerthen Hochroth der Republik, als von dem Eselsgrau der Ultra-Conservativen.

Der Hauptsitz des „Humoristen“ bleibt — so lange es möglich ist — die Stadt Wien, d. h. insoferne der sterbliche, kurzsichtige Mensch jetzt mit Gewißheit sagen kann, wo er morgen oder übermorgen sitzen wird.

Schluß.

Sollte eine „Revision“ dieser dem Saphir neu verliehenen „Leibes-Constition“ nöthig sein, oder Aenderungen, durch welche derselbe in seinen Rechten geschmälert wird, so steht ihm ein suspensives Veto zu.

Der Frühling, auch ein Postillon.

Der Mensch fährt auf der Post durch's Leben, sowohl der, welcher zu Fuß geht, als der, welcher mit Vieren fährt! Wie man sich auf einer Station niederlassen will, kommt gleich der Postillon und bläst und jagt mit uns nach der nächsten Station, wo der Mensch zum letzten Male aus- und einsteigt, aus der Luft in die Erde, und der Lebenswagen in die Remise der Vergänglichkeit geschoben wird.

Aber der Mensch sehnt sich immer nach der Station und nach dem Postillon und gibt gute Trinkgelder, nur damit die Postillone schnell alle Stationen von der Wiege bis zum Sarge durchfliegen!

Der Postillon der Kindheit, der Postillon der Jugend, sie blasen ihre Fanfare, sie schmettern auf ihrem Posthorn, und kaum ist man angelangt, bläst schon der Postillon des reifen, des greisen Alters, bis der letzte Postillon mit der schwarzen Postkutsche kommt und mit dem letzten Blaser — das Licht ausbläst!

Der Frühling ist auch eine Station, der Po-

stillon Lenz bläst, daß es durch Felder und Wälder schallt; da sind wir — auf der süßen, freundlichen, holden Frühlingsstation! Halt, Postillon, halt! Laß uns aussteigen! Laß uns ein wenig anhalten! Nichts da! Schon sattelt der Postillon Sommer seinen Brandfuchs! O halt! Nur einen Trunk milde Luft! Nur einen Schluck Himmelsbläue! Nur einen Bissen warmen Sonnenstrahl!

Aber geschwind! Nur geschwind! So schnell wie auf einer Mittagsstation auf der Eisenbahn, das Essen kaum mit den Lippen berührt!

Trara! Station Frühling!

Frühling, was bist du? Ich bin die Poesie! Poesie, was bist du? Ich bin die Freude! Freude, was bist du? Ich bin die Jugend! Jugend, was bist du? Ich bin die Liebe! Aber Liebe, was bist du? Ich bin der Frühling, ich bin die Poesie, ich bin die Freude, ich bin die Jugend! Ohne mich lacht dir der Frühling nicht, ohne mich singt dir die Dichtkunst nicht, ohne mich blüht dir die Freude nicht, ohne mich grünt dir die Jugend nicht!

Was ist der Frühling dem, der nicht liebt? Eine kalte Herberge, ein grünangestrichenes Stück Zeit, eine Taschenspieler-Vase, die zur bestimmten Minute Blumen wachsen läßt!

Was ist dem, der nicht liebt, Poesie? Eine Harfenistin, die ihre eingelernten Weisen absingt, eine eingeleierte Drossel, eine Spieluhr!

Was ist dem, der nicht liebt, die Freude? Ein Schmetterling, dem die Flügel ausgerissen sind; eine Blume, im Treibhaus gezogen; für das Herz ein Wort mit fremden Lettern!

Und was ist dem, der nicht liebt, die Jugend? Ein für die Seligkeit belegter Platz, auf dem der Gast nie erscheint; eine Anweisung zum Glück, die vom Herzen nicht ausbezahlt wird; eine verschlossene Blume, in welcher eine schöne Prinzessin gefangen sitzt und zu deren Erlösung uns das Zauberwort fehlt!

Frühling! O Postillon, halt! Die Liebe ist da zu Hause! Laß sie da weilen! Der Frühling ist ja nur eine Paraphrase, eine Umschreibung der Liebe in Blumenworten, in Blüthensätzen, in Blätterzeilen!

Im Anfange der Welt war kein Frühling und kein Sommer und kein Winter; die Blumen waren nicht in farbige Kleider, die Blüthen waren nicht in Hermelin gehüllt, die Rose war nicht in Purpur getaucht, das Vergißmeinnicht war nicht vom Himmelblau übergossen; die Bewohner des Waldes, die Vögel, waren stumm, nicht die Lerche stieg schmetternd zum Himmel und nicht Philomele sang aus ihrem dunklen Laubdach ihr Sanctus der Liebe, nicht das Echo tönte vom Felsen zurück, Alles war heiße Goldglut, Sonnenbrand, eintönige Reife an Frucht und an Pflanze. Ein einförmig Grau lag tödtend auf der Oberfläche der Erde, der Bäume, der Pflanzen, der Blumen! Da in diesem einförmigen All' sah das erste Weib

den ersten Mann schlafend im Grase, das Ebenbild des Herrn im Angesichte und die Brust gehoben von dem Vortraum der Liebe, sein Herz ahnte die Nähe der Liebe und pochte laut und hörbar; da wurde das erste Weib überwältigt von einer unnennbaren Empfindung, leise wie ein aufsteigender Nebel zog der erste Liebesgedanke in ihr Herz, eine namenlose Sehnsucht wickelte sich um ihr Empfinden, sie fühlte ihr Herz klopfen und wußte nicht woher und warum und wieso? Sie fühlte ihr Auge sich netzen, und sie wußte nicht woher und warum und wieso? Sie fühlte ihr Selbst zu dem zweiten Sieselbst hingezogen, und sie wußte nicht woher und warum und wieso? Und sie beugte, überwältigt von Sehnsucht und süßer Bitterniß, sich nieder, seufzte und lispelte die noch unverstandenen Worte: „Ich liebe!" Und als dieses Wort gesprochen war, ging die erste Offenbarung der Liebe durch die Schöpfung hin, die Blumen der Felder und die befiederten Bewohner des Waldes schaarten sich um diese Offenbarung, und als das erste Weib das Wort „Liebe" sprach und lieblich heilig erröthend dastand, und aus ihren blauen Augen die erste Thräne auf die Mutter Erde fiel, da nahmen sich die Rosen den Widerschein ihrer Wangen, Lilien und Blätter theilten sich in die Blüthe ihrer Stirne, Veilchen und Vergißmeinnicht tauchten ihre Blättchen in den Abglanz ihres blauen Auges, die Lerche trug das Triumphlied: „Ich liebe dich!" zum Himmel empor,

die Nachtigall flog mit dem Seufzer der Liebe zurück in ihr grünes Gemach und setzte ihn in Musik, in Sehnsuchtsklagen, in Klagen und Lieder ohne Worte, und das stumme Echo sprach zum ersten Male den Wiederhall: Liebe! Und aus der ersten Thräne der Liebe, die zur Erde fiel, schoß die Trauerweide in die Luft, die, stets nach Thränen dürstend, die Zweige niedersenkt. So wurde der Frühling! Ein Geschöpf der Liebe!

Arme Herzen, die ihr nicht liebt, was ist euch der Frühling? Eine Spielmarke! Ein farbiges Band im Knopfloch der Jahreszeiten! Eine gemalte Coulisse in das Spectakelstück: „Leben“ geschoben!

Arme Menschen, die ihr nicht liebt, nicht die Menschheit und nicht die Menschen, nicht alle und auch nicht eine; arme Menschen, deren Herz nicht vom Gase der Blume übergeht, deren Herz nicht liebt: was ist euch der Frühling? Eine italienische Oper! Ihr geht in den Frühling hinein, ihr fahrt in ihn hinein, ihr reitet in ihn hinein, ihr überlauft ihn, ihr kehrt in den Frühling ein, aber der Frühling kehrt nicht in euch ein!

O, ihr Menschen, die ihr lieblos geht durch die Welt, die ihr die Menschen nicht liebt in der Menschheit, und die Menschheit nicht liebt in jedem Menschen, die ihr auch nicht eine einzige Geliebte im Herzen tragt, verhüllt euer Antlitz vor dem Anblicke des Frühlings, denn er ist ein Vorwurf für euch!

Die Blumen, die Bäume, die Blüthen, die Sänger des Waldes sind Prediger der Liebe in der großen Kirche der Schöpfung! Die Blume predigt Liebe, denn wenn der Sturm sie gebeugt hat und sie nach dem Sturme ihr Haupt wieder erhebt, sie duftet doch wieder milde und sendet ihren Wohlrauch in dieselbe Luft. Und die Bäume predigen Liebe, sie fragen den sonnverbrannten Wanderer nicht; „Hast du die Gabe meines Schatten verdient?" sondern sie sagen: „Kommt alle, die ihr matt und müde seid, in meinen Schatten, ich bin hoch; aber ob ihr den Schatten verdient oder nicht, das muß doch erst ein Höherer dort oben richten!" Und die Blüthen predigen Liebe, sie opfern sich selbst gerne, sie geben ihr Dasein hin, um der späteren Frucht Platz zu machen! Und die Sänger des Waldes predigen Liebe, ihr Gesang, ihre Lieder sind die Ursache, daß die Menschen sie verfolgen und einfangen, und doch singen sie aus voller Kehle und blutendem Herzen, um das Ohr der Menschen zu beglücken!

Arme Menschen, die ihr ohne Liebe, ohne Frauenliebe, ohne Menschenliebe durch die Welt geht, geht von dannen, wenn der Frühling offene Tafel gibt und einladet alle edlen Gefühle und alle schönen Regungen, und von dem Obermundschenk Sonnenstrahl vollgießen läßt alle Blumenbecher mit Duft und Würze und Herzinnigkeit, und von der Hofcapelle des grünen Cabinets anstimmen läßt die Völkerhymne der Liebe!

Nur wer liebt, darf den Frühling umarmen wie einen Freund, wie einen Arzt, wie einen Traumdeuter, wie einen Wahrsager, wie einen Propheten! Nur dem, der liebt, ist der Frühling ein Buch, in welchem jede Blume ein Wort, ein Bild, ein Gefühl, eine Erinnerung, eine Mahnung, eine Verheißung ist!

Nur für den, der liebt, hat die Blumenschrift lauter große Anfangsbuchstaben! Die Rose spricht vom Glück der Liebe, die Lilie weckt die Sehnsucht, das Veilchen erzählt von ihrer Schüchternheit, das Vergißmeinnicht von der Erinnerung, die Mimose von ihrer Verehrung, und — die wilde Rose? Was sprichst du, du mein Frühling im Frühling, du mein Frühling im Herbst?! Was sprichst du, wilde Rose, wenn der Reiz des Tages dich in den Tempel des Frühlings lockt; was sprichst du, wilde Rose, wenn die Lotosblume der Nacht dich einhüllt wie die Nacht die Blume, wie die Blume die Dolde?!

Du sprichst gar nicht, du lächelst nur,
So lächelt durch die stille Nacht
Der klare Mond mit seinem Licht
Der Blume zu, die nächtlich wacht.

Du sprichst gar nicht, du siehst nur her,
So blicket aus dem klaren See
Die Wasserrose lieblich still,
Mit ihrem Antlitz weiß wie Schnee.

Du sprichst gar nicht, du neigst den Kopf,
So neigt die Rose zart das Haupt,

Wenn sie dem Liebefreier West
Verschämt den ersten Kuß erlaubt.

Du sprichst gar nicht, du blühest blos,
So blüht der Frühling, blühet stumm,
Doch Sang und Klang und Liederspiel
Ertönt in seinem Heiligthum.

So singt mein Herz, so singt mein Mund
Und Lieder kommen, Lieder geh'n,
Der Frühling und die wilde Rose,
Sie werden beide mich verstehn'n!

Der Morgen im Berliner Thiergarten.

Sei mir gegrüßt, o Natur! in deiner Morgenschöne, in deinem freundlichen, lächelnden Erwachen aus dem dunkelbehangenen Schlafgemache der Nacht! Siehe wie das Licht dich allmählig wach küßt aus dem reizenden Schlummer! Wie der erste Morgenstrahl dir in die off'ne Brust fällt, und der frischkühlende Athem der neugewürzten Luft dich, wiedergeboren aus dem Schooße der Nacht, sanft und milde umwehet! Sei mir gegrüßt, du Garten Gottes, Idylle der Schöpfung, Sorgenfrei des Daseins! Ich habe mich losgerungen aus den verstrickenden Netzen des letzten Morgentraumes und athme dir, unendliche Freie! sehnend entgegen. O, die Nacht, dies Ruhebett aller Tagessorgen, und der Friedensfürst Schlaf, dieser kurze Polstersitz von der langen Bank des Todes, nehmen alle Menschen versöhnend auf und bei jeder Morgenauferstehung liegt das vergangene Leben hinter uns, und zwischen uns die Nacht, das leere Grab, aus dem wir eben entkörpert und reineres Dasein athmend, gestiegen sind; nur die Träume schweben

noch, unkenntlich wie die Geister, um die Ruhestätte des Begrabenen, aus dem schweigenden Kirchhof der Nacht zu uns herüber. Der Mensch als Morgenblatt ist rein poetisch und nur die folgenden Kunst- und Literaturblätter der kritischen Tagessorgen und Mühen verwandeln ihn erst in tiefsinnigen Ernst! Jeder Schlaf ist eine große Cur und jeder Morgen ein Genesungsfest! So eile ich denn auch heute, wenn Aurora ihre Purpurlippe an das Blau des Himmels legt, heiter und neugeboren heraus in deine Frische, kräftiger Naturtempel, herrlicher, lebensmarkiger Garten! Schon von ferne strecken sich mir deine üppigen Alleearme entgegen, mich einladend zur stählenden, köstlichen Umarmung in dem Luftbade des Morgenhauches! Wie entzückend ist hier die Natur in ihrem Morgenneglige! Jede Schönheit wahr und jeder Reiz eigenthümlich! Die Morgenrosen-Gardinen hangen wie Guirlanden um das hohe Himmelsbett; die hohen Bäume geben ihre aufgelösten grünen Locken hin dem Fingerspiel geschäftiger Weste. Die Honigsammlerin steigt aus dem Blumensarg und hebt sich aus Blüthendünen, ihr Morgenlied summend, empor. Blüthen, Reis und Zweige schlagen die Augen auf und blicken freundlich hinauf in das goldene Licht. Die Knospe und der Blumenkelch öffnen die verschämten Lippen, aus denen das Geständniß ihrer Blätterfülle zögernd bricht. Das Thau-Golkonda des grünen Teppichs blitzt und funkelt mit seinem Perlen- und Juwelen-

wasser durch Licht und Schatten hin, und die heiligen Sänger des klargewölbten Doms, die befiederten Luft-bewohner, läuten und rufen aus tausend Kehlen zur anbetenden Hora! O kommt mit mir heraus Alle, die ihr kranken Herzens seid, kommt mit mir heraus an einem heitern Morgen in das Erfrischungs-Comptoir des reichen, blühenden und riesigen Gartens! Reißt herab von euch die Zugpflaster des Schmerzes und legt die brennende Schmerzstelle an den kühlenden Athem dieser üppigen Vegetation! O ihr engbrüstigen Kranken, die ihr kaum mehr athmen könnt in der Stick- und Kellerluft der großen Welt, kommt mit mir heraus und trinkt mit langen, tiefen Zügen in euch hinein den Brusttrank dieser Lüfte, den Aethertropfen des heilthauenden Himmels! O ihr Schaalthiere und Mollusken, eingeschachtet in den Museen und Kunstsälen eurer Zirkel und Gesellschaften, kommt mit mir hinaus in die Menschen-Gleiche: Natur! Oeffnet euere Schaale und nehmet auf den Tropfen der Natürlichkeit, daß er zur Perle des reinen Lebens werde in eurem steinernen Busen! O ihr Verrenkten und Verwachsenen, die ihr in den Spannriemen der Conversation und in den Quetsch-formen des großen Tons verknöchert, kommt mit mir heraus in das große Barmherzigenhaus des gütigen Schöpfers, dehnt euch aus auf dem Streckteppich des sammetenen Rasens, rankt euch hinauf an den kräftigen Stamm der strotzenden, himmelaneilenden Bäume!

Und ihr, ihr Unglücklichen alle, die ihr keinen anderen Vater als den Kummer, keine andere Mutter als die Noth habt, keine andere Freundin kennt als die Thräne und keinen andern Tröster als den Tod, kommt mit mir heraus in das allgemeine Waisenhaus des ewigen Vaters, in die Natur Gottes, seht, von dem Grashalm bis zum Eichenwipfel, von dem Lichtstäubchen, das im kleinsten Thautropfen einen Ocean findet, bis zum großen Sonnenlicht, das, ein kleiner Punkt, am unendlichen Dome hängt, ist alles, alles eines Vaters Werk, und der ist euer Vater! und kein Grashalm biegt sich krumm, und kein Thautropfe versiegt, und keine Thräne fließt in dunkler Nacht über eure Wange, ohne daß er es wisse; und es kommt wieder ein Morgen, da weht der barmherzige Vater einen Kuß hin durch die neubelebte Schöpfung und der hingesunkene Grashalm richtet sich wieder freudig auf, und ein frischer Thautropfe spiegelt sich herrlich im Grase, und die Nachtthräne des Kummers glänzt als Morgenjuwel der Freude auf der Wange des Erwachten! Empfange mich also, heiterer Morgen, du lachender Jüngling mit der laubbekränzten Stirn und mit dem blumengestickten Gewande, nur an deinem Busen lege ich das Gebet der Andacht, das Wort der Muse und das Geständniß der Liebe nieder!

Monolog eines I-Tüpfelchens.

Ich bin doch ein großer Mann, ich kleines Tüpfelchen ich! Ohne mich gäb' es kein Mein und kein Dein! Ich bin nur ein kleines Pünktchen, aber ich dränge mich überall ein und auf. Ich setze mich Dir auf die Stirne, dem Kaiser auf die Nase und der Kaiserin auf den Fuß! Jedes Ding wird nur durch mich, Du kannst nicht Drei zählen ohne meine Hilfe, und wohin Du gehest, ich begleite Dich. Kein Mädchen wird ein Weib, ohne daß ich dabei bin. Kein Jude wird ein Christ, wenn ich fehle; zu Krieg und Frieden braucht man mich, und beim jüngsten Gericht bin ich keiner der Letzten. Es gäbe keinen Wein, wenn ich nicht wäre. Die Philosophie verlöre Kopf und Fuß an mir. Der Himmel finge sich ohne mich nicht an, und das Paradies käme ohne mich nicht zu Ende. Die Juden nehmen ohne mein Hinzuthun keinen Rabbi, und die Christen hören keine Predigt, wenn ich nicht dabei bin. Der Haß kann mich entbehren, aber die Liebe nicht; ich fädle jede Intrigue ein, bewirke Brief und Ring, bin Zeuge der Hochzeit und Gevatter beim Kinde.

So ein kleines Tüpfelchen ich auch bin, springe ich doch dreimal in die Höhe, wo dirigirt wird, und habe bei der Regie das letzte Wort. Jede Skribelei beginne und ende ich. Geklatscht wird ohne mich, doch gepfiffen und gezischt wird nur, wenn ich dabei bin! Das Parquet, das Parterre und die Logen können mich leicht entbehren, nur bei der Gallerie komme ich zuletzt noch zurecht Beim Applaudiren verliere ich mich unter der Menge, und beim Singen und Spielen ist es derselbe Punkt. Der Kritik bin ich doppelt aufsässig, und dennoch ist mein Ruhm so weit verbreitet, daß kein Courier abgeht, ohne etwas von mir abzunehmen. Ja, ich kleines Tüpfelchen bin ein großer Mann! Meine Firma kennt man in Stettin und Berlin, und meine Werke werden dauern, so lange eine Milbe existirt, und so lange Gewürzkrämer Papier suchen. Darum zieht den Hut ab, denn ich bin ein großer Mann, ich ein kleines Tüpfelchen ich!

Betrachtungen

über den Ueberfluß an Mangel weiblicher Schamhaftigkeit bei der Zunahme der Abnahme der Aermel- und Schulterbekleidungen.*)

Unsere deutschen Frauen waren einmal so abgeschmackt, schamhaft zu sein, und so albern, zu wähnen, daß Schulter, Hals und nächste Umgebung nicht auf den Präsentirteller ausgelegt werden müssen. Gottlob, der Geist der Zeit, die Naturphilosophie, der französische „Liberalismus" hat auch hier gesiegt, unsere Frauen fangen schon wieder nach und nach an, aus den Kleidern herauszuwachsen. In dem contrat social steht nichts davon, daß man Busen und Nacken züchtiglich verhülle, und daß die verhüllte Schönheit die reizendste, göttlichste ist. Die Philosophie, die neueste Naturphilosophie, lehrt: je weniger der Mensch braucht, desto mehr nähert er

*) Vorstehender Artikel, im Münchener „Bazar" 1833 erschienen und hier im Auszuge aufgenommen, paßt — leider — heut zu Tage so gut, als ob er eben geschrieben wäre.

sich der Gottheit. Unsere Damen werden nun bald ganz Gott sein, denn sie brauchen jetzt schon um zwei Ellen weniger zu einem Kleide als in vorigen Jahr, und wenn sie einmal gar nichts mehr brauchen, dann ist die Göttlichkeit fertig. . . . Eva war eine rechte Landpomeranze, denn als Gott sie suchte, versteckte sie sich, weil sie nackt war. Wozu verstecken? warum ist sie nicht auf den Ball, in's Theater oder in's Concert gegangen?

Man darf unseren Frauen wenigstens jetzt keinen Vorwurf machen, daß sie ihren Nächsten, den Armen, nicht bekleiden, denn die Nächstenliebe fängt bei sich selber an, da sie sich aber selbst nicht kleiden, so hört es bei dem Nächsten eo ipso auf.

Der Zuschnitt des Ausschnittes ist jetzt so beschaffen, daß die Frau selbst nur ein Ausschnitt genannt werden kann. Wenn man den zweideutigen Charakter eines Mannes dadurch ausdrückt, daß man sagt „er trägt auf beiden Schultern,“ so sind die Frauen jetzt vom herrlichsten Charakter, denn sie tragen gar nichts auf beiden Schultern!

Welchen Einfluß aber diese Mode auf die Witterung hat, ist unbeschreiblich! Erstens verbirgt sich die Sonne aus Scham; zweitens entstehen durch die ungehemmte Transpiration dieser Schultern und Nacken Dünste und Nebel in der Atmosphäre, aus ihnen wird Regen und Schnee und die Windbeutel bekommen freien Spielraum!

Auf der andern Seite aber ist die Tracht, welche fast die Hälfte der Person unerschrocken den Forschungen der Kritik aussetzt, ein Gewinn für uns Männer aus vielerlei Gründen; denn wenn einer solchen Dame der Schelm im Nacken säße, so müßten wir ihn gleich sehen, und wenn der Schelm auch noch so tief säße! Die Frauenzimmer werden uns nicht mehr so gefährlich sein, denn der Feind verliert an Furchtbarkeit, wenn man alle seine Waffen kennt und seinen ganzen Operationsplan vor Augen hat. Ferner da die Neugierde Gelegenheitmacherin des Lasters ist, so hört das Laster auf, wo die Neugierde im Voraus getödtet wird. Nur das unenträthselte Räthsel hat Reiz, jenes, wo die Auflösung dabei steht, ist uns gleichgiltig.

Somit wäre diese Mode nichts als ein neuer, bequemer Weg zur Tugend und Sinnenreinheit. Hoffentlich aber wird das schöne Geschlecht in der praktischen Anwendung dieses Moralsystems nicht noch weiter gehen, denn auch die Moral hat ihre Schranken und gar zu tugendhaft und stoisch müssen sie uns arme Männer doch nicht machen wollen. Ein bischen sündhaft wollen wir schon bleiben, blos um dem Neid einigen Abbruch zu thun.

Mehr aber als das steht zu befürchten, daß unsere bürgerlichen Schönen unempfindlich für diese neue Moral-Lehre sein könnten.

Der altkattunene Sinn der Bescheidenheit und

die bürgerliche hausgebackene Züchtigkeit könnte den Gedanken fassen, die Schamhaftigkeit sei das herrlichste Kleinod des schönen Geschlechtes; sie könnten so abgeschmackt sein, zu wähnen, ein züchtig verhüllter Busen, ein sittsam verschleierter Nacken erhöhe die wahren Reize der Wirklichkeit; sie könnten in ihrer eingepferchten Solidität denken, der Genius der weiblichen Würde entfliehe schamhaft vor dem Frauenzimmer, welches in öffentlichen Ausstellungen Gegenden zur Schau trägt, die kaum dem Auge des Ehemannes gelüftet werden; der reine, unentweihte Sinn der bürgerlichen weiblichen Welt könnte sich so blamiren und fürchten, daß die Engel der Unschuld und Sitte, der heiligen Scham, das erzürnte Antlitz von ihnen abwenden, wenn sie Scham und Anstand mit Füßen treten und die wirkliche Züchtigkeit zur Herzensthür hinauswerfen. O, das wäre schrecklich! Nein, o nein, ihr müßt die schöne Mode auch mitmachen und in Gesellschaften euch so produziren, als wären wir Männer nichts als polizeiliche Weiberfleisch-Beschauer, als kauften wir euch nach Gewicht und Pfund, als wäre aller Sinn für die wahre Würde des Weibes, für den discreten Anblick bescheidener verhüllter Schönheit und für der allein seligmachenden Eindruck des ehrbaren Frauenthums plötzlich in uns gestorben!

Das Lied von dem Theater.

Nach der Schiller'schen Glocke.

Fest gemauert in der Erde,
Steht das Haus, der Kunst geweiht,
Daß ein Stück noch heute werde,
Frisch, ihr Dichter, seid bereit!
Von Geschick und Fluch
Strotzen muß das Buch,
Soll das Volk den Dichter loben.
Doch der Beifall kommt von Oben!

Zu Stücken, die man jetzt soll geben,
Geziemt sich wohl ein Brudermord,
Wenn jeden Act beschließt ein Leben.
Dann fließt das Schauspiel munter fort.
So lasset jetzt mit Fleiß uns zählen,
Wieviel ein Cassa-Stück wohl bringt;
Den schlechten Dichter muß man schmälen,
In dessen Werk kein Teufel hinkt,
Das ist's ja, was ihn engagiret,
Und dazu ward im Holz und Licht,
Daß er in seinem Geiste spüret
Wenn doch der letzte Stock sich bricht.

Nehmet Reime à la Hiller,
Doch Trochäen müssen's sein,

Daß es wie gepreßte Triller
Schlage in's Parquet herein.
Sorget für Geschrei
Schnell den Dolch herbei,
Daß die flüß'ge Schicksalspeise
Fließe nach der rechten Weise.

Was in des Daches höchster Stube,
Mit starrer Hand der Dichter baut,
Tief in des Souffleures Glockenstube
Wird es noch geschrieen laut.
Hin zu den Logen wird es ziehen,
Und rühren vieler Menschen Ohr!
Wird auch noch zu den Gallerien
Vernehmlich schallen hoch empor.
Was unten tief dem Erdensohne
Das Manuscriptum deutlich sagt:
Das schlägt an des Komödianten Krone
Der es erbaulich weiter klagt.

Ha! ich sehe Melodramen,
Wohl! die Cassa bleibt nicht leer.
Das ist etwas für die Damen,
Das befördert den Fureur!
Kauft ein Dichterlein,
Sei es noch so klein;
Daß es verseh' die fremden Brühen
Mit neuen deutschen Melodieen!

Denn mit des Hungers Schnabelwetzung
Begrüßt er das geliebte Stück
Das zu so schlechter Uebersetzung,
Verdammt ein jämmerlich Geschick.

Da ruhen noch in stillen Wogen,
Die schwarzen und die weißen Bogen!
Des guten Scribe zarte Wendung,
Erwartet seine Deutschvollendung. —
Die Thaler fließen unverdient!
Vom Originale reißt sich stolz 's Poetlein;
Er ziert's mit Eignem keck und frisch,
Begabt es sinnig noch mit Zötlein,
Stumm geht er nun vom Schreibetisch!
Und herrlich, in der Jugend Prangen
Wie ein Gebild aus Himmelshöh'n,
Mit züchtigen, verschämten Wangen,
Sieht den Dictionnair er vor sich steh'n!
Da faßt ein namenloses Sehnen
Das Dichterlen, es irrt allein;
Aus seinen Aeuglein brechen Thränen,
Es flieht der Komödianten Reih'n!
Erröthend sucht es die Belehrung,
Und ist, wenn es sie fand, beglückt!
Das Schönste stiehlt es der Erklärung,
Womit es seine Stücke schmückt.
O! zartes Wortbuch! süßes Hoffen!
O kleiner Dichter großes Buch!
Der Dichter hält die Taschen offen,
Es schwelgt sein Leib in feinem Tuch!
O! daß es ewig grün doch bliebe,
Das grüne Stück des Monsieur Scribe!

Wie sie schon da draußen toben,
Durch den Vorhang schau ich 'naus,
Ist es schon gefüllet oben
Tritt nun der Acteur heraus.
Jetzt, Comparsen, schnell!
Prüft mir das Castell:

Ob die Zinnen und die Pforten,
Stehen auch an rechten Orten.

Denn wo Comparsen und Decorationen,
Wo Soffiten noch im ganzen Himmeln thronen,
Da geht es einen guten Gang!
D'rum prüfe wen's Theater bindet,
Ob sich ein Stück zum Stücke findet!
Der Held ist kurz, das Kleid ist lang.

Lieblich, auf gemalten Schlampen,
Dünket euch der Wälder Kranz,
Wenn die hellen Seitenlampen
Scheinen d'rauf mit ihrem Glanz.
Ach! der Lampen letzter Schimmer
Endigt auch den frischen Mai:
Mit dem Vorhang fällts in Trümmer.
Und kein Fetzen ist d'ran neu.
Das Publikum flieht!
Director muß bleiben.
Die Actrice glüht,
Der Held will bleiben.
Nun muß die Regie
Den Zettel noch schreiben,
Muß stoßen und treiben,
Muß fluchen und loben,
Und flehen und toben,
Muß hacken und brocken
Die Leute zu locken.
Da strömen herbei die weiblichen Blüthen,
Es schmückt sich's Parquet mit riesigen Hüten,
Die Glocken läuten, es klappert der Sitz
Und drinnen dreht sich
Das schmächtige Weibchen,

Die Kritik der Musen,
Und zischelt leise
Im weiblichen Kreise,
Und nimmt die Lorgnette
Von gold'ner Kette,
Und nimmt aus dem Fächer
Den fleißigen Stecher,
Und mustert ganz keck
Den kreisenden Geck!
Und leget das Näschen an duftende Büchschen,
Und dreht sich im Kreise mit artigen Knixchen
Und ruft, als wär' sie die mächtigste Fee,
Der harrenden Nummer: Glace au Cafée,
Und blicket herauf und herum und hernieder,
Und plaudert wieder.

Und die Männer mit frohem Blick,
Von des Hauses ablaufender Fläche,
Ueberzählen wohl ein jedes Stück,
Sehen der Hüte ragende Bäume,
Und der Bänke gefüllte Räume,
Und die Logen, wo mit dem Rücken
Damen nach der Bühne blicken,
Drehen sich um und um,
Und urtheilen: das ist dumm!
Doch mit diesen Klapperblechen
Ist kein leises Wort zu sprechen,
Und ihr Zünglein reitet scharf.

Wohl! nun kann die Prob' beginnen,
Die Actricen sind schon hier.
Doch welch' ein Lärmen ist darinnen?
Ist das edle Kunstmanier?
Donner und Malheur!
Ruft den Regisseur.

Glühend in den seid'nen Haaren,
Liegen sich die Künstlerschaaren.

Wohlthätig ist ein Regisseur,
Wenn er die Kunst nur hält in Ehr',
Denn was man siehet, was man hört,
Das wird uns nur von ihm bescheert.
Doch furchtbar wird der Regisseur,
Wenn er in dem Gehirne leer,
Behandelt wie das liebe Vieh,
Die freien Kinder der Regie.
Wehe, wenn er losgelassen,
Lesend, ohne Widerstand,
Durch die schönsten Zeilengassen
Streicht mit der verweg'nen Hand!
Denn die Regisseure hassen
Was der Dichter wohl erfand.
Auf dem Zettel
Klein geschrieben
Steh'n die Lieben,
Auf dem Zettel, groß beehrt,
Prangt das Pferd!
Seht ihr strömen dort den Troß?
Das macht's Roß!
Vollgedrängt,
Ist die Halle,
Das ist nicht des Dichters Werk!
Welch' Getümmel
Stiegen auf!
Dumpf wallt auf!
Harrend mit gespannter Miene,
Glotzen sie nach leerer Bühne,
Auf rauscht plötzlich die Courtine,

Hoch gezäumt den Künstlerrachen,
Kommen Pferde, Bretter krachen,
Schweife wedeln, Füße scharren,
Nasen nüstern, Sättel knarren,
Dielen zittern
Unter Rittern.
Alles baumelt, zittert, zappelt,
Stallgleich wird herumgetrappelt,
Durch der Hände lange Kette
Um die Wette,
Läuft ein Klatschen hoch am Bogen,
Und ein Bravo! kommt gezogen,
Und ein Fuora! kommt geflogen,
Der das Künstlerroß begehrt.
Und als wär' es ihm bescheert
Hallt das Fuora unverloren,
In des Menschen off'ne Ohren.
Und als wollte sein Gewissen
Nicht verhehlen, was das stumme Thier
Sich denkt, kommt er herfür,
Aus den schwankenden Coulissen,
Dankesvoll!
Völlig toll
Weicht der Kunstfreund aus den Logen,
Stürmisch sieht er die Elogen
An die Thierwelt ausgetheilt.

Leer gemacht
Ist die Stätte,
Wilder Rosse rauhes Bette.
In den öden Künstlersälen
Wohnt das Grauen,
Und die Directoren zählen
Nun ihr Geld.

Einen Blick
Nach dem Glücke
Dieser Stücke
Schickt Verfasser noch zurück —
Greift fröhlich dann zum Gänsekiele,
Erbost sich auch die Kritik darob,
Ein süßer Trost ist ihm geblieben,
Er füllt die Taschen dieser Lieben,
Und sieh! ihm fehlt kein wohlfeil' Lob!

Im Repertoir ist's eingeschaltet,
Glücklich ist das Stück vertheilt,
Wird's auch Abends so entfaltet,
Daß der Held nicht stockt, nicht eilt!
Wenn er nicht studiert
Und schlecht memorirt?
Ach! vielleicht beim Wein gesessen,
Hat die Rolle er vergessen!

Dem dunklen Schooß der heil'gen Erde,
Vertrauen den Souffleur wir dort,
Vertraut der Künstler jedes Wort,
Und hofft, daß er's im blasen werde
Hinauf ganz laut an Stell' und Ort!
Noch köstlicheren Samen bergen
Die Dichter in des Helden Roll',
Und hoffen, daß sie nicht wie Schergen
Es treiben auf den Brettern toll.

Von dem Hauen,
Kreuz und queer,
Seufzt die Bühne
Hohl und schwer.
Einst schon haben zehn Coulissen
Gäste in der Hitz' zerrissen.

Ach! der Carl war es, der Räuber,
Ach! es war der wilde Jar'mir,
Es hat dieser Wunderbare
Ausgerissen sich die Haare
Aus dem vollen Künstlerkopf
Den er stets gefaßt beim Schopf,
Den er mit der eig'nen Hand
Selbst geschleudert an die Wand.
Ach! des Hauses zarte Wände
Sind gestürzet hin und her,
Denn es sägen seine Hände
In die Luft die Kreuz und Quer,
Und wenn er im Tod sich windet,
Strampft er mit den Füßen noch.
An der Todtenstätte findet
Man gewiß im Brett ein Loch!

Bis die Oper wird gegeben,
Muß das Schauspiel zehnmal d'ran,
Wie im Land die Vögel leben,
Lebt sich jetzt der Sängermann,
Wenn's ihn nicht mehr freut,
Eine Heiserkeit,
Und die Oper wird vertaget,
Schauspieler sich immer plaget.

Munter holt die letzten Dreier
Aus tiefer Tasch' ein Dilettant,
Für's Billet zur Operfeier.
Lärmend ziehet hin die Horde,
Und der Juden
Schlankgeschnürte, junge Schaaren
Kommen summend
Nehmen ihre Sitze brummend.

Schwer hinein
Schwankt die Jüdin
Schmuckbeladen
Bunt von Räthen
Schwer in Nöthen
Ist der Platz.
Und das junge Volk der Greise
Streicht die Glatz'!
Log' und Stehplatz werden voller,
In Parquets gesell'ger Mitte
Sammeln sich die Enthusiasten,
Und der Sperrsitz schließt sich knarrend.
Zart entfaltet
Sind die Töne;
Doch in der Brust der Menge waltet
Nicht die Lust
Die die Kunst hier hold gestaltet,
Denn ihr Aug' sucht äuß're Lust.

Heil'ges Mieder! Segensreiche
Schneiderstochter! die in's Gleiche
Ripp' und Kreuz und Lende bindet,
Die der Hüften Bau gegründet,
Die herein von seinen Höhen
Rief des Höckers stolzes Blähen,
Hintrat zu den dicken Frauen,
Sie geschnürt zu dünnen Pfauen;
Und das Herrlichste des Weibes
Macht, die Taille ihres Leibes!

Tausend fleiß'ge Hände regen,
Helfen sich im Beifallsbund,
Wie die Herzen sich bewegen
Thut ein süßes Stöhnen kund.

Mäuler regen sich und Hände,
In des Klatschens Harmonie,
Jeder glaubt für seine Spende
Zahle eine Gunst wohl sie.
Klatschen schlägt die Liebesbrücke,
Hände machen Hände wett;
Klatschen die für süße Blicke,
Klatschen wir für's Freibillet!

Holdes Klatschen,
Süßes Bravo,
Weilet, weilet,
Freundlich über diesem Haus!
Möge nie die Nacht erscheinen,
Wo der hellen Pfeifen Töne
Dieses stille Haus durchgellen,
Die Gallerie,
Wo vom Freisitz immer frischer
Beifall schallt,
Von der Pocher, von der Zischer
Wildem Lärmen wiederhallt!

Nun recensirt mir nur den Dichter
Seine Absicht ist erfüllt,
Aergert's euch, ihr Kritiklichter
Daß die Kasse sich gefüllt?
Schwingt die Feder, schwingt!
Eh' die Galle springt,
Wenn sein Fuß soll geh'n in Strümpfen,
Muß der Krit'ker weidlich schimpfen.

Der Kenner kann ein Stück besprechen,
Mit zartem Sinn zur Kunst bestimmt;
Doch wehe! wenn in Tintenbächen
Ein großer Stockfisch schreibend schwimmt.

Blindwüthend mit der Kritik Geißel
Verschrei't er ein verdienstvoll' Werk,
Und mit dem kleinen Zwergenmeißel
Versucht er sich am höchsten Berg.
Wo Journalisten partheiisch walten
Da kann sich Kritik nicht entfalten,
Wo Kritiker Actricen lieben,
Da wird kein wahres Wort geschrieben.
Wehe, wenn in der Brust der Schreiber,
Die Eifersucht ist angehäuft,
Und gröber noch als Maulthiertreiber
Die Rache nun zur Feder greift!
Da senden sie in ihre Zeitung
Correspondenz, daß sie verwundert glotzt,
Daß, einst geweiht zur Lobverbreitung,
Sie nun von Schimpf und Tadel strotzt.
Journal und Zeitung! welche Seiten!
Das kleinste Kindchen greift zum Kiel,
Die Blätter füllen sich, die Zeilen,
Und fad' und schwülstig wird der Styl.
Da drechseln Weiber Logogryphe,
Und reimen zum Entsetzen sie,
Noch ringend mit dem Schulbegriffe
Zerreißen sie die Poesie.
Nichts Heiliges ist mehr, es lösen
Die Charaden sich vom Sehen blos,
Der gute Reim macht Platz den bösen,
Und jeder Schulbub schreibt d'rauf los.
Langweilig ist's den Spieß zu lesen,
Und Kotzebue ist wahrlich matt;
Doch das Schläfrigste was je gewesen
Das ist ein jetz'ges Zeitungsblatt.
Weh' dem, der an die Redactoren
Das kleinste Wörtchen Wahrheit schickt!

Sie drucken's nicht, es ist verloren,
Und wird in lauter Lug erstickt.

Freude hat mir Gott gegeben!
Seht! wie schmuckes Militär
In den Hosen blank und eben
Drängt sich der Choristinnen Heer.
Von den Schenkeln drall
Scheint's elast'scher Ball,
Auch die Waden und die Hüften
Müssen Ruhm dem Dichter stiften.

Herein! herein!
Statisten alle, schließt den Reih'n!
Daß wir das Stück nun tausend weih'n:
Schülerschwänke soll sein Name sein.
Zu Schwänken füge es im herrlichen Vereine
Das Schülerhafte, das Gemeine!
Und dies sei fortan sein Beruf,
Wozu der Dichter es erschuf!
Treu stets dem niedern Erdenleben,
Soll es im blauen Bühnenzelt,
Das Bild uns des Gemeinen geben,
Und sprechen zu der Hosenwelt;
Soll eine Stimme sein von Oben:
Wer in der ganzen Mädchenschaar,
In engen Hosen, nicht in Roben,
Die allerbest Gewachs'ne war.
Nur schmutzigen und platten Zoten
Sind solche Stücke stets geweiht,
Und auch die Lieder uns geboten
Sind Stimmen nur der Niedrigkeit.
Dem Leyrer gleich ist sein Bemühen;
Selbst kopflos, ohne Schamgefühl,

Begleitet er mit schlechten Melodieen
Das Abends schläfrig schlechtes Spiel.
Und wie das Volk von dannen fliehet,
Wenn sie die Hosen ausgethan,
So auch mit seinen Hös'lein ziehet
Den Lorbeer aus der Dichtermann!

Jetzo nun ihr lieben Leute
Bringt aus dem Drucke mir das Stück,
Daß man's bei der Casse heute
Kriege für'n Zweigroschenstück;
Kaufet, reich und arm!
Stück ist frisch, noch warm;
Schlaflos gings aus meiner Rechten,
Schlaf nun bring' es euren Nächten!

Berliner Thiergarten-Melodien
am 1. Mai.

Die Lerche.

Ich bring' dir, Welt! mein Morgenlied,
Du wunderschöne Frau!
Schlag' auf, o Welt! dein Augenlid,
Daß dir der Morgen hocherglüh't,
In's off'ne Auge schau'!

Empfang' ihn freundlich deinerseits,
Du wunderschönes Weib!
Hat er denn nicht auch allbereits
Mit Blumenduft und Farbenreiz
Gegürtet deinen Leib!

Steh' auf, o Welt! zum Frühgebet,
Du Gottanbeterin!
Wie alles ringsum aufersteht!
Im Meßgewand die Lilie fleht,
Der Blumen Priesterin!

Horch' auf o Welt! die Lerche tönt
Den Allerseelenchor:
Ein ew'ger Morgen, lichtgekrönt,
Trägt alle Wesen einst versöhnt
Aus Nacht zum Tag empor!

Der Leiermann.

Wie kurrig, wie schnurrig geht's zu in der Welt!
Der leiert für Ehre, der leiert für Geld,
Am Ende der Leier sind beide geprellt!
Die ewige Leier im Mai ist entzückt,
Vergißmeinnicht, Liebmaaß, die werden gepflückt,
Doch hat man der Schönen in's Herze geblickt,
So wird man vom Mai in April noch geschickt!
Wie kurrig, wie schnurrig geht's zu in der Welt,
Wer leiert für Liebe, ist wacker geprellt!

Wie kurrig, wie schnurrig geht's zu in der Welt,
Daß man für was Neues das Alte noch hält,
Hält Rosen der Wangen für frisch und für neu,
Die alt schon gemalt den December für Mai.
Hält neu ein Gesicht, ein Gedicht, ein Gewand,
Das man doch als alt schon vor Jahren gekannt.
Wie schnurrig, wie kurrig geht's zu in der Welt,
Am Ende hat jeder sich selber geprellt.

Das Blumenmädchen.

Eine Waise bin ich und verlassen,
Einsam steh' ich in der Welt,
Keine Hand kann ich in Liebe fassen,
Gar nichts hab' ich als ein Blumenfeld.
Blumen neigen als Geschwister
Mir das mitleidsvolle Haupt,
Wenn ich wandle, einsam, düster,
Alles Glückes mir beraubt,
Und sie weh'n mich an und nicken:
Kleine Schwester, komm herbei!
Willst du nicht die Schwestern pflücken,
Schwestern steh'n hier frank und frei?

Nicht ein Dörnlein soll sich heben
Dir zu wehren diese Lust.
Trag' uns hin in's bunte Leben,
Leg' uns an der Menschen Brust,
Und wir wollen für dich flehen
Mit der Farben heißer Glut;
Wollen duftig sie umwehen,
Daß sie's fasset menschlich gut.
Dienen wollen wir als Boten,
Wollen Brief und Sendung sein,
Was das Herz dem Herz' geboten,
Wir bestellen's zart und fein;
Und so trag' ich die Geschwister
Auf den Händen hier heraus;
Hört ihr leise ihr Geflüster:
„Nehmt, o nehmt uns mit nach Haus!"

Der Spaziergänger.

Geh' weg, du Balg, mit deinem Quark!
Ich will für's Geld was Bessers können,
Zum Teufel aber, das ist stark,
Mein echter Knaster will nicht brennen.
Mich kostet's Pfund zwar drei Dukaten!
Dafür ist's auch ein Götterrauch!
— Dort kommt sie, ohne ihren Gatten;
Jetzt schlag ich hurtig auf den Strauch!

Die Dame in der Kutsche.

Wie er zu Pferde sitzt, der Schmucke!
Er hat schon zweimal hergenickt,
Der Holde, wenn ich mit den Augen zucke,
So ist er himmelhoch entzückt!

Doch Himmel! welch' ein Phäton glänzt dort ferne?
Ist das Comteß' Dorinte nicht!
Ein neuer Shawl, ein Hut à l'aimée? o ihr Sterne!
Und ihr verhüllt nicht euer Licht?!
He! Jean! zurück! der Herr Gemahl soll's hören!
O alle meine Waffen! tretet in's Gewehr!
Mit einem solchen Phäton will zurück ich kehren,
Mit einem solchen, oder nimmermehr.

Der Miethkutscher.

Die armen Pferde schwitzen!
Den Equipagen muß ja vorgefahren sein!
Sind Ladendiener, Schneider, die d'rin sitzen,
Mit denen hat man schon die liebe Pein.
„Dort fahr' hin, wo die weißen Hüte ragen. —
Zurück jetzt — und jetzt fahr' den Blauen vor —
Geschwind fahr' langsam bei dem grünen Wagen —
Kehr' um, du Kerl! dort wo der schwarze Flor." —
So jagen sie uns die Kreuz und die Quer,
Und dann zu Haus' geben sie vier Groschen her!

Der Verliebte.

Wird sie kommen oder nicht?
Wer kann mir den Zweifel lösen?
Doch ich thue meine Pflicht,
Ich bin einmal da gewesen!
Gestern seufzt' ich doch so prächtig,
Als ich bei der Loge stand,
Wo bedeutend sie, bedächtig
Spielte mit dem blauen Band.
Heute hat sie's schon vergessen,
Was sie gestern mir versprach?
Daß wir unter den Cypressen

Träumen wollen heut' am Bach!
Ewig an dem Putztisch säumen
Willst du, meines Lebens Tag!
Nun! so will allein ich träumen
Bis mich weckt dein Fächerschlag!

Der Sänger.

Ich höre Harmonien in mir rauschen,
Im Busen schlägt ein Nachtigallenchor,
Es lockt die eig'ne Brust mich zu belauschen,
Es ziehen weiche Klänge mir in's Ohr,
Doch soll ich dies Gefühl in Worte tauschen,
Zerrinnt's um mich wie leichter Nebelflor;
Ich will des Regenbogens Schimmer fassen
Und greif' gestaltenlose Wolkenmassen!

Natur, so neige meiner stummen Gabe
Dein fried'umflortes, blumenreiches Haupt!
Gesang zieht durch die Welt am Pilgerstabe,
Der Heimat sieht die Dichtkunst sich beraubt;
Der Lenz ist ihre Welt, der Mai ihr Habe,
Nur Blätter sind zum Obdach ihr gelaubt;
Kein Laut kommt freundlich ihr entgegen,
Als der, den ihre Silbersaiten regen.

Dennoch vor allen hast du den erkoren,
Dem du geschenkt des Liedes Zaubermacht!
Mit jedem Tag wird ihm ein Reich geboren
Und eig'ne Sonnen schafft er seiner Nacht;
Er ruft zurück den Reiz entschwund'ner Horen
Auf daß Vergang'nes weilend bei ihm lacht
Und an des Wortes kettenden Gewalten
Weiß er das Jetzt süßtönend festzuhalten.

Das neue alte „Solo-Lustspiel."*)

Ich bitte ergebenst, hochverehrte Herr'n und Frauen,
Mich gefälligst für eine Zeitung anzuschauen;
Ich bring' nichts Neues, das Neue ist ganz rar,
Jetzt erscheint nicht einmal mehr ein Tartar!
Mit dem Neuen ist es jetzt sehr übel bestellt:
Die Sachen und die Menschen kommen gleich alt
auf die Welt!
Darum wer jetzt will werden ein gemachter Mann,
Der zieht stets einen neuen Menschen an.
Der neue Mensch aber ist aus schlechtem Zeug ge-
macht,
Er hält nicht lang', er zerreißt schon über Nacht.
Wenn jetzt Jemand in der Welt reüssirt,
Hat er in sich selbst zwanzig neue Menschen ruinirt
Wenn er mit sich fertig ist, zerreißt er die Andern
sehr;
Und von da kommen nun all' die Zerrissenen her.
Nichts Neues unter der Sonne, d'rum wird das
Neue vermißt,
Bis einmal wieder eine Sonnenfinsterniß ist!
Es kömmt ein „neues Trauerspiel," neu, funkel-
nagelneu,
Die Leute weinen, als hätten sie Credit-Actien dabei.

*) Umarbeitung des Verfassers.

„Gottlob! Ein Mal ein vaterländisch Stück, ganz originell!'
Ja, gehorsamer Diener! da kommt ein Professor auf der
Stell',
Und beweist, der Römer, der in dem Stücke figurirt
Der hat schon einst in der Arche Noah declamirt!
Ein „Solo-Lustspiel" schrieb Jemand vor längerer Frist,
Aber wer weiß, ob's nicht im Grund von Herrn Bacherl ist.
Denn was alles jetzt erscheint, und macht Glück auf seiner
Bahn,
Alles hat schon früher ein Anderer gethan!
Den schönen Herbst, den die Natur uns jetzt gab,
Den schrieb sie aus einem Manuscript von Bacherl ab:
Das Solo-Spiel, mit dem ich's jetzt hab' approbirt,
Hab'n schon vor mir große Meisterinnen declamirt.
Der Verfasser hat mir's jetzt ein bischen umgestaltet,
Weil manches darin scheint jetzt schon veraltet,
Unter uns, es bleibt beim Alten, es heiß' mir: neu,
Man trägt's jetzt so, man heißt das à la Türkei.
Also ich bitt' um Nachsicht, nicht für den, der schrieb,
Gott bewahr'! ein Bischen mir zu lieb.

Also ich soll ein Lustspiel spielen ganz allein,
Soll Theaterzettel, Personen und Publikum auch sein.
Den Theaterzettel spielen, das ist leicht sich zu erlauben,
Er sagt: ‚Lustspiel," „Trauerspiel," und die Leute müssen's
glauben;
Auch die Personen spielen ist keine große Qual,
Es spielt jetzt Mancher verschiedene Rollen auf ein Mal!
Aber das Publikum vorstellen, das ist schwer;
Soufflíren Sie mir ein Bischen, ich bitte sehr.
Es ist schwer das Publikum zu spielen, ganz exact,
Das Publikum ist oft ein anderes in jedem Act.
Am schwierigsten aber darzustellen um und um,
Da ist fürwahr ein ‚fünfactiges Publikum!"

Im ersten Act ist das Publikum ein Ehemann in den
Flitterwochen,
Er hört noch aufmerksam auf Alles, was in der Comödie
wird gesprochen,
Bis im fünften Act, da wird der Ehemann fertig sein:
Er geht aus, läßt seine Auserwählte allein.
Dieses Solo-Lustspiel hat der Acte nur drei,
Aus purer Großmuth schenkt Ihnen der Verfasser zwei.
Es ist ein Lustspiel in drei Acten und heißt:
„Der Liebe Zucker, der Ehe Sauce und bitterer Pomeranzen Geist.“
Im ersten Act geht die Liebe, im zweiten die Ehe aus
dem Haus,
Im dritten Act endlich geht der Geist auch aus.
Also ich bitte ergebenst, die Zeit ist kurz, und sie verrinnt,
Wir wollen sie gleich länger machen: das Stück beginnt.
(Sie klingelt.)

Erster Act

Bedienter kömmt, er fürchtet sich auf der Bühne allein,
D'rum kömmt wie gerufen das Stubenmädchen herein,
Sie erzählt ihm, was das Publikum nicht zu wissen braucht,
Er erzählt ihr auch, was das Publikum nicht zu wissen
braucht.
Dann, nachdem das Publikum das Nöthigste erfuhr,
Gehen sie ab, und es entsteht eine Lücke in der Natur.
Dann kommt „Er!“ Wer? der da sucht die „Sie!“
Dann kommt „Sie!“ Wer? Nun wer andrer als die Sie!
Nachdem der Er und die Sie beisammen sind,
Könnten sie ganz glücklich sein und friedlich gesinnt!
Um eine Tendenz zu legen hinein,
Müssen sie blasirt, vermählt und ehemüde sein!
Im jetzigen Lustspiel wird nur eine Handlung erblickt,
Daß Alle das thun und wollen, was sich für Keinen schickt.

Und weil es im Leben als unschicklich ist bekannt,
Wird's beim Theaterlicht betrachtet ganz interessant,
Die „Dehors" sind mit den „Dedans" entzweit,
Der äußere Mensch ist mit dem innern Lump im Streit.
Mit Naturgesetzen und verfehlten Lebenszwecken
Sucht man den Mangel an Moral mit Rauschgold zu
bedecken,
Zwei Futterale wurden fest zusammen gebunden,
Deren Inhalt sich nicht zusammengefunden
Sie schauen sich an, als wollt'n sie sich beglücken,
Und kehren plötzlich sich den Rücken.
Sie tänzeln hin und her ein Stündchen so,
Bald face en face, bald dos en dos.
Der Eine seufzt: „Ach Himmel!" der Andere seufzt: „Ach
Gott!"
Die Eine seufzt Sopran, die Andere seufzt Fagott!
Es ist zwar alle Augenblicke Zeit sich zu erklären,
Allein da könnte ja das Lustspiel nicht so lange währen,
Doch endlich will der Eine sprechen gar nicht blöde,
Da schließt der Act, der Vorhang fällt ihm in die Rede!

(Zwischenact.)

Jetzt ist der erste Zwischenact Ich bitt' sich gar nicht zu
geniren,
Sie können auf nun stehen, Sie können discuriren.
Der Eine sagt: „Ich weiß es schon, was jetzund wird
gescheh'n,
Die Eine, so und so die heirath't den und den!"
Der Andere sagt: „Die Sprache ist nicht schlecht!"
Der Dritte sagt und dünkt sich weise recht:
„Ja ich will Ihnen sagen — man könnte glauben —
allein —
Denn sehen Sie — obschon um wahr zu sein —

Der Stoff — ich meine nur — des Lustspiels — ich —
Die Situation — die Grundidee — nun Sie verstehen mich!"
Und so geht's Witz auf Witz, da klingt das Zeichen in das
Ohr,
Man setzt sich rasch, der Vorhang geht empor.
(Sie klingelt.)

Zweiter Act.

Im zweiten Act kömmt noch dazu ein liebend Paar,
G'rad schon wie's zu Adams Zeiten war.
Die Zeiten ändern sich, die Sachen und das Publikum.
Nur ein Liebespaar bleibt sich ewig gleich und — dumm!
Die Liebe ist ein Glück, der Dumme hat das Glück!
Zur Liebesdummheit braucht man nur ein einziges Stück!
Zu jeder Dummheit ist stark der Mensch allein,
Mit Ausnahm der Ehe, da müssen zwei dazu sein.
Also die zwei Liebenden gehen schweigend nun herum!
Die Lieb' erschöpft sich endlich, und wär sie noch so dumm,
Da endlich da — der Himmel leiht uns seine Hand! —
Da endlich legt in's Mittel sich — die span'sche Wand.
„Wo soll ich mich verbergen?" — „Ach Gott, da hinein!" —
— „Ach Himmel, das ist nicht möglich, nein, nein, nein!" —
— „So rett' ich mich hinüber durch den großen Saal!" —
— „Ach Himmel! nein! von dort kommt mein Gemahl!" —
— „Geliebteste! So will durch's Fenster ich auf die
Steine!" —
— „Geliebtester, da brichst du ja die Beine!" —
— „Wo denn? ach, welche Lage! — ah charmant!
Ich stelle mich hier hinter diese spanische Wand!" —
Nun steckt er da, ihm geht kein Wort verloren,
Denn Jeder weiß: „die Wände haben Ohren!"
So eine spanische Wand ist oft des Dichters Glück,
Denn ohne solche Wand zerfiel das ganze Stück!
Der letzte Act, der würde gar nicht aus,

Man ging noch um zwölfe nicht nach Haus,
Da hört er nun, daß er im Lieben sich geirrt,
Daß er im Lieben grade sich verwirrt,
Daß er in großem Irrthum sich befand,
Dann schlägt er seinen Kopf verzweifelt an die Wand, —
Sie stürzt — ein allgemeiner Schreckensschrei:
„Ha, Treulose!" oder: „So, Madame? ei, ei!"
„Hinweg, du Falsche!" — „So hören Sie mich an!"
„Nein," ruft er und beginnt die Hand zu ballen,
„Mein Herr! Ja, Einer von uns muß fallen!"
Das hört der Vorhang mit, und fällt nun ganz exact,
Beschließt also allein den zweiten Act.

(Zweiter Zwischenact)

In diesem Zwischenact möcht' Mancher schon gern wandern,
Sie möchten ihre Ideen austauschen mit den Andern,
Obschon die Meisten überzeugt im Innern sind,
Daß man bei diesem Tauschgeschäft selten etwas gewinnt,
Sie möchten gerne wandern, sie sind aber im Arrest,
Das Stück nicht, aber der Sperrsitz hält sie fest.
Unsere Sperrsitz' sind alle auf des Dichters Seit',
Wer 'mal drinn sitzt, kann sich nicht mehr rühren vor der Zeit,
Nur die Logenbewohner könnten geh'n und besprechen, ob das Stück was werth,
Aber die haben zum guten Glück — gar nicht zugehört;
Nur im Steh-Parterre herrscht noch die Kritik zur Frist,
Natürlich, die spüren ob das Stück auszustehen ist!
Der Eine sagt: „Das Stück würde nicht anzusehen sein,
Das gute Spiel, das rettet es ganz allein!"
Der Zweite sagt: „Nein," indem er zum Geh'n zu sich knöpft,
„Du lieber Himmel, sie haben sich alle erschöpft!"

Der Dritte sagt: „Die Intrigue und diese Liebe
Sie riechen mir ganz und gar nach Scribe!"
Nur im dritten Stock sagt eine Frau ganz schadenfroh:
„Die Männercharaktere sind wahr, der Meinige ist g'rad so!"

(Sie klingelt.)

Dritter Act.

Und wie das Zeichen zum dritten Male schallt,
Der Vorhang wieder in die Höhe wallt,
Da steh'n die Liebespaar, noch immer ganz nett,
Und tanzen auch noch immer ihre Menuett,
Jedoch sind sie schon etwas müd und matt,
Sie haben das Lieben schon herzlich satt,
Und kämen schon, so wie ich glaube,
Ach, gar zu gerne unter die Haube!
Sie wissen gar nicht, meine verehrtesten Zuschauer,
Wie der Geliebten bei uns das Leben wird sauer.
Wenn sie längst schon Frau könnte sein,
Und wenn der Dichter immer noch sagt: „Nein!
Noch nicht! noch eine Garnverwicklung,
Noch eine Knoten-Zerstücklung!"
Wenn die Geliebte im dritten Act
Vom Dichter noch einmal wird angepackt,
Und wird zurückgeschleudert in den ersten Act.
Und warum? Weil der Onkel aus Amerika
Mit seinem Geld ist immer noch nicht da.
Ich hoff', daß durch die Dampfschiff' und Eisenbahn,
Kommen jetzt die Onkel im ersten Act schon an
Da kommt der Onkel, ein Schiffmann, ein fetter,
Der spricht: „Topp, Mädchen, stürmisches Wetter?
Potz Bomben und Karthaunen! Hast hohe See?
Bramsegel aufgezogen, Fockmast in die Höh'!
Mußt kielholen, leewärts legen!
Mein Schiffszwieback bringt Heiratssegen!" —

Ja, so ein Schiffsonkel aus Surinam
Zerhaut den Knoten ganz stramm.
Das ist das Ende auch von meinem Stück;
Gesteh'n sie nur, es ist ein wahres Glück,
Der Onkel kam gerade noch zur rechten Zeit,
Der Dichter hatte schon den dritten Act bereit
So ist das Dings bereits zu End',
Die zwei Paare reichen sich die Händ':
„Mein Karl!" – „Meine Johanne!"
— „Mein Franz!" „Meine Susanne!"
— „Welch' Wonnegefühl!" – „Welche Seligkeit!"
Dazwischen der Onkel mit Heiterkeit:
„Na, Schiffspatron, gefällt die Takelage?
Geh' er zur See mit seiner Herzensbagage!"
Sie bilden eine Gruppe noch zum Beschluß,
Der Vorhang fällt und vermehrt den Genuß,
Und bleibt Jemand bis zum Ende im Haus,
Ruft er allein uns Alle heraus!

(Nach dem Herausrufen.)

Nun, da ich mit dem Ding kam glücklich an's End',
Erschein' ich Ihnen sogar noch als — Recensent.
Beim jetzigen Recensentenwesen kann's leicht geschehen,
Daß auch schwache Geschlechter unter die Recensenten gehen.
Unter den Frauen gibt's gebor'ne Recensenten mitunter,
Kaum kriegen sie was Neues, so reißen sie's herunter!
Sie gehen von einer Handlung in die andere ein,
Und neuer Stoff muß für jeden Aufzug sein!
Da habe ich denn nun eine Masse von Recensionen,
Die gehen alle auf den Verfasser los mit Kanonen
Es versteht sich von selbst, daß, wo man viele Kanonen find't,
Manche davon schon ganz — vernagelt sind.

Der Eine kracht los, und hat gewiß ganz recht:
„Das ist nicht Fleisch, nicht Fisch, nicht Huhn und nicht Hecht,"
Der Andere steigt knietief hinein in die Aesthetik,
Und sagt: „Aristoteles wäre uns jetzt außerordentlich nöthig!
Der Begriff von Witz, der liegt im Prinzip des Contrastes,
Des Scheines, des Ernstes, des Zweckes, des Bombastes!
Dieser Witz aber spielt mit den Formen der Normen des Abnormen,
Im Gegensatze der Reformer des Conformen im Enormen!"
Der Dritte, der weniger gelehrt, aber viel deutlicher ist,
Sagt höflich und kurz: „Der Autor ist ein dummer Mensch, wie ihr wißt!"
Der Vierte mischt gar einen Chirurgus mit ins Spiel,
Und sagt: „Man säg' ihm ein' Fuß ab, er hat einen zu viel!"
Der Fünfte spricht: „Auch der Spaß muß tragisch erheben,
Wie Vöslauer gezogen von Burgunderreben!"
Ich aber, der Recensent aus dem armen schwachen Geschlecht,
Ich weiß wirklich nicht, hat Keiner oder haben alle Recht?
Was meinen Sie? An Sie, als höchste Instanz, will ich mich wenden,
Sie haben mein Urtheil ganz allein in den — Händen,
Und Jeder von Ihnen sein Urtheil jetzt sag'
In dem bekannten Spruch:

„Zwei Hände und ein Schlag!"

Lebens- und Todesgefahr.

Gar oft ist die Sprache ein seltsames Ding,
Trotz Regel und Buch nicht ergründet,
So, daß man zuweilen gewiß gar nicht g'ring,
Den passenden Ausdruck gleich findet;
Das kitzelnde Pünktchen ist aber fürwahr:
Wann saget man Lebens- wann Todesgefahr?

D'rum merke, geliebtester Leser! nur dir,
Wie ich es stets pflege zu sagen:
Einst zog der berühmteste Doktor zu mir,
Ich ließ mir's als Nachbar behagen;
Er wohnte bei mir ein gewichtiges Jahr;
Da schwebte ich, merkt's euch! in Todesgefahr.

Ein reicher Herr Onkel, ein Schiffskapitain,
Der hat mich zum Erben erkoren,
In Jahr und in Tagen war das Schiff nicht geseh'n,
Ich gab schon den Onkel verloren;
Nun hieß es auf einmal: es sei gar nicht wahr!
Da schwebte ich, merkt euch's, in Lebensgefahr.

Allmander, mein einziger zärtlicher Freund,
Ließ heilig von mir sich geloben,
Daß seiner Gemahlin ich werde vereint,
Wenn früher er wandelt nach oben:
So oft er nun kränklich und unpäßlich war,
Da schwebt ich in peinlichster Todesgefahr.

Der Dichterling Hilderich ruft mich zu sich,
Auf wäss'rigen Wein und Gedichte,
Zermartert und peiniget stundenlang mich,
Und leget zum Schluß der Gerichte
In Quart seine Lebensgeschichte mir dar:
Da schwebt' ich in ängstlicher Lebensgefahr.

Einst wette ich armer, ich alberner Tropf:
„Mein Bräutchen ist treu wie sonst keine."
Voll Feuer verwette ich rasch den Kopf;
Doch zu viel vertraut' ich dem Scheine,
Es zog durch die Stadt eine krieg'rische Schaar·
Da schwebte ich nahe an Todesgefahr.

Einst war's mir klar, daß ich ein Sokrates bin,
Ich sah' es an meiner Xantippe,
Da warf sie ein Fieber auf's Krankenbett hin,
Schon sah ich den Freund mit der Hippe:
Erholet jedoch hätte sie sich bald gar:
Da schwebt' ich in schrecklicher Lebensgefahr.

So kann man wohl leicht bei gemäßigtem Blut,
Gefahr von Gefahr unterscheiden,
Am richtigen Ort passet jedes recht gut,
Oft spricht man mit Recht auch von Beiden:
Vermählet auf Leben und Tod am Altar,
Schwebt stets man in Lebens- und Todesgefahr.

Ich lass' es bleiben.

Gar öfters, da wandle ich traurig allein,
Und möchte mich gerne beweiben,
Doch schau ich ins wirkliche Leben hinein:
So laß ich es lieber doch bleiben.

Oft wenn ich die schnäbelnden Täubchen beschau,
Da möcht' ich mich gerne beweiben,
Doch hör' ich der Katzen verliebtes Miau:
So laß ich es lieber doch bleiben.

Oft wenn aus dem Mondschein die Liebe mir lacht,
Da möcht' ich mich gerne beweiben,
Doch wenn ich im Halbmond die Hörner betracht':
So laß ich es lieber doch bleiben.

Oft kommt mir das Frühstück zu spät, oft gar nie,
Da möcht' ich mich gerne beweiben,
Doch denk' ich: dies Stück kommt stets noch zu früh:
So laß ich es lieber doch bleiben.

Oft lösen an Strümpfen die Maschen sich auf,
Da möcht' ich mich gerne beweiben,
Doch löst sich nicht vieles im eh'lichen Lauf?
So laß ich es lieber doch bleiben

Oft winkt mir ein Mündchen, so küßlich und blank,
Da möcht' ich mich gerne beweiben,
Doch öffnet es sich gerne zu Hader und Zank:
So laß ich es lieber doch bleiben.

Oft wohnet mein Bild im Aeugelein klar,
Da möcht' ich mich gerne beweiben,
Doch hat es beherbergt schon männige Schaar,
So laß ich es lieber doch bleiben.

Oft drückt sie die Hand mir mit liebender Gluth,
Da möcht' ich mich gerne beweiben,
Doch Rechte weiß oft nicht was Linke hier thut:
So laß ich es lieber doch bleiben.

Oft hat ein klein Füßchen es mir angethan,
Da möcht' ich mich gerne beweiben,
Doch hat nicht das Füßchen Pantöffelchen an?
So laß ich es lieber doch bleiben

Oft koset ein Pärchen sich öffentlich fein,
Da möcht' ich mich gerne beweiben,
Doch guck ich bei Ihnen zum Schlüsselloch n'ein,
So laß ich es lieber doch bleiben.

Oft bringet ein Weibchen viel Schätze ins Haus,
Da möcht' ich mich gerne beweiben,
Doch denk ich, im Putze geht's wieder hinaus,
So laß ich es lieber doch bleiben.

Oft hör' ich ein Knäbchen, das lallet: Papa!
Da möcht' ich mich gerne beweiben,
Doch merk' ich wie viele sich melden gleich da:
So laß ich es lieber doch bleiben.

Und wie ich so schwankte, und wie ich so sann,
Da that ich mich dennoch beweiben,
Doch schwör' ich, wenn wieder ich wählen einst kann:
So laß ich es lieber doch bleiben!

Der gute Freund.

In freien Versen.

Ach wie haben mich alle Menschen lieb!
Und sie lesen was ich schreib und schrieb;
Und sie loben, hätscheln mich gar sehr;
Grüßen, nicken über kreuz und quer,
Finden mich charmant und lieb und gut;
Geistreich, witzig und ein frohes Blut;
Sie erweisen mir so viel Lieb' und Ehr,
Daß ich oft schon fast verhungert wär'!

Manch vornehmer, adelicher Mann
Nahm sich meiner ganz im Ernste an;
Das will so sagen: wenn man von mir sprach,
Sagte er mir grad nichts Schlechtes nach;
Reichte mir gar oft die noble Hand,
Rühmte wohl auch meinen scharfen Verstand;
Kurz die Vornehmen hielten mich so sehr in Ehr',
Daß ich schon wieder fast verhungert wär'!

Einmal kam sogar ein Millionär,
Sagte, ich wär' unterhaltlich sehr!
Mußte mit ihm oft spazieren geh'n,
Mußt' mit ihm oft die Stadt beseh'n;
Konnte ohne mich fast gar nicht sein,
Schickt mir sogar eine Flasche Wein!
Kurz er nannte mich stets nur: „mon frère!“
So daß ich schon wieder fast verhungert wär'!

Wieder kam ein Mann aus Israel,
Ein Banquier! ein Geldsack ohne Fehl!
„Was der Mann ist?" — schrie er — „wie heißt?
's ist ein Mann von Witz, ein feiner Geist,
Steht doch alle Tag auf meinem Tisch
Wahrlich frei ihm Supp' und Fleisch und Fisch!"
Kurz der Jud liebt mich: „Was ist der mehr!"
So daß ich schon wieder bald verhungert wär'!

Kam ein Fürst, er kam ich weiß nicht wie;
Nannte mich ein einziges Genie,
Reis'te mit ihm in der Welt herum,
Nahm mir manchen scharfen Witz nicht krumm;
Fragte oft mich: Wer? und Wie? und Was?
Sprach ganz huldvoll über dies und das;
Kurz der Fürst liebt' dito mich so sehr,
Daß ich schon wieder fast verhungert wär'!

Endlich kam ein Mann, ganz einfach, schlicht,
Dem es selbst an Geld und Rang gebricht,
Sonst ein braver, ein gescheidter Mann,
Zeigte mir was doch der Mensch wohl kann;
Steht mir bei, verschafft mir Speis' und Trank
Fordert weder Schmeichelwort noch Dank;
Und ich selber bin der brave Mann!
O! den halt' ich fest so lang ich kann!

Gehorsamer Diener, das ist ein Wiener!

Ein Wiener oder kein Wiener? Das sind die Fragen,
Sobald ein Wiener einen fremden Menschen sieht,
Denn da hilft kein Reden, hilft kein Sagen,
Man kennt's am Nasenspitzchen und am Augenlid'
Ob das ein Wiener ist, oder nicht;
Es ist Etwas, das sicher zu uns spricht:
Gehorsamer Diener,
Das ist ein Wiener!

Erwacht Jemand zeitlich, früh am Morgen,
Und ist sein erst' Geschäft in aller Früh,
Daß er das Wetter prüft voll Sorgen,
Und spricht: „Ach heut' ist's nichts mit uns'rer
Landpartie!"
Gehorsamer Diener,
Das ist ein Wiener!

Ein schönes Weib erhebt sich aus dem Bette,
Sie schellt, es muß schon halber Zehne sein,
Und ruft dem Stubenmädchen schnell: „Nanette,
Bring' die Theaterzettel und mein Kind herein."
Gehorsame Dienerin,
Das ist eine Wienerin!

Es steigt Jemand ab; — im Gasthof' angekommen,
Bevor man ihm noch seine Zimmer wies,

Noch auf dem Wagentritt', läßt er den Kellner kommen:
„He! Sie! Was steckt für Braten denn am Spieß?"
Gehorsamer Diener,
Das ist ein Wiener!

Ein Mädchen sitzt auf weichem Sopha, auf dem Kissen
Ist nur französische Lektür zu seh'n!
Und ihr Galan versucht, die Stirne ihr zu küssen;
Sie schreit: „Monsieur! Ob Sie nit weiter geh'n!"
Gehorsame Dienerin,
Das ist eine Wienerin!

Im Kaffeehaus' greift Jemand nach der Zeitung schnelle,
Als wollte er sie fressen mitsammt dem Griff und Holz,
Er lies't nicht Aufsatz, nicht Gedicht und nicht Novelle,
Er suchet bloß: „Was sagt der Kerl von Scholz?"
Gehorsamer Diener,
Das ist ein Wiener!

Bei Herrn Mechetti sucht eine schöne Dame
Durch die Lorgnette sich viel Musikalien aus;
Beethoven, Mozart wirft sie fort zum alten Krame,
„O, haben Sie nichts Neues denn von Strauß?"
Gehorsame Dienerin,
Das ist eine Wienerin!

Ein Buch erscheint, voll Dummheit und voll Lügen,
Es liest in Deutschland schon kein Mensch den Mist;
Da kömmt ein Mann, der schlürft's mit gier'gen Zügen,
Warum? Weil's dumme Buch — verboten ist.
Gehorsamer Diener,
Das ist ein Wiener!

Ein Taschenspieler wirft hinüber und herüber
  Die Sträußchen aus, wohin er traf;
Die Ein' die kein's erwischt, steht auf, und wie im Fieber
  Streckt sie die Hand, arbeitet wie ein Telegraph,
      Gehorsame Dienerin,
      Das ist eine Wienerin!

„Heut' geh' ich ins Theater! Da ist eine Feier!
  Höchst interessant und geistreich auch zumal!
Denn denken Sie sich nur! den „Zauberschleier",
  Den gibt man heut' zum zweihundertsten Mal!"
      Gehorsame Dienerin,
      Das ist eine Wienerin!

Ein junger Mann hat eine Redensart nur angenommen,
  Er sagt das ganze Jahr nichts, als: „Ich küss' die Hand!"
Für Dank, für Bitte, für Abschied und für Willkommen,
  Sagt dieser Redner gar nichts, als: „Ich küss' die Hand!"
      Gehorsamer Diener, .
      Ist das vielleicht ein Wiener!

Aufs Land geht ländlich eine Schöne,
  Das Haar gescheitelt ohne Schlupf,
Im Ridikül, da stecken die romant'schen Pläne
  Ein Tubus und ein Gugelhupf —
      Gehorsame Dienerin,
      Ist das eine Wienerin?

Es ist Concert, wie tausende schon waren,
  Hineinzugeh'n hat niemand ein Gelüst,

Doch gehen Sie hinein zu Schaaren
Ein Jeder sagt: „Weil's für die Armen ist."
Gehorsamer Diener,
So ist der Wiener!

Viel Frauen sparen heimlich und im Stillen,
Sich manchen Gulden für die spätern Jahr:
Da kömmt ein Aufruf: „Um des Himmels willen!"
Da bringen sie ihr Spargeld fröhlich dar! —
Gehorsame Dienerin,
So ist die Wienerin.

Wer applaudiren kann mit Händen und mit Füßen,
Mit Beifall füllen das ganze Haus,
Wer im Vergnügen völlig kann zerfließen,
„Und Bravo!" rufen und „Heraus!" —
Gehorsamer Diener,
Das ist ein lieber Wiener!

(Beim Hervorrufen.)

„Gehorsam ist des Weibes Pflicht auf Erden!"
So spricht das Fräulein Johanna d'Arc;
Sie ward gerufen, und kam von ihren Heerden,
Und neigte sich wohl dreimal noch so stark.
Gehorsame Dienerin,
Vielleicht war's eine Wienerin!

(Beim zweiten Hervorrufen.)

„Ist Jemand wo gut aufgenommen",
So sagt Preciosa wiederum,
„So soll er ja nicht zwei Mal kommen!"
Ich aber wüßte nicht warum?
Gehorsame Dienerin,
Das war keine Wienerin.

Ritter Schlemusalnik.

1.

Ritter Schlemusalnik ist seines einz'gen Vaters Sohn,
Dieses ist er wacker vier und dreißig Jahre schon;
Und wie's bei wackern Rittern ist auch stets im Brauch
Ist dabei er seiner Mutter Sohn noch auch.

Ritter Schlemusalnik hat ein langes, langes Schwert,
Ritter Schlemusalnik hat ein kurzes, kurzes Pferd,
Ritter Schlemusalnik ißt 'ne kalte kalte Wurst,
Ritter Schlemusalnik spürt d'rauf einen heißen Durst.

Ritter Schlemusalnik reitet 'naus ins Lerchenfeld,
Ritter Schlemusalnik bei der „gold'nen Brätzel" hält:
Ritter Schlemusalnik schreit wie ein Stentor: „Kellner 'raus!"
Ritter Schlemusalnik trinkt d'rauf „sieben Maßel" aus.

Ritter Schlemusalnik wird der dicke Kopf so schwer,
Ritter Schlemusalnik weiß gar nimmer, wer er denn so wär',
Ritter Schlemusalnik reitet fern im klaren Mondenschein,
Ritter Schlemusalnik fällt mit Muth in einen Graben 'nein.

Ritter Schlemusalnik schläft bis an's Morgenroth.
Ritter Schlemusalnik's Roß hält ihn für gänzlich todt,
Ritter Schlemusalnik's Roß, das ist ein Ehrenmann,
Ritter Schlemusalnik's Roß, das fängt zu weinen an:

„Ritter Schlemusalnik liegt hier in dem ew'gen Schlaf,
Ritter Schlemusalnik war sein Lebenlang, ach! ein
gutes Schaf,
Ritter Schlemusalnik's Roß auf seinem Grab nun steht,
Ritter Schlemusalnik's Roß harrt, bis er aufersteht."

2.

Ritter Schlemusalnik beißt was hinterm linken Ohr,
Kratzt sich, kratzt sich, kratzt sich beißt ihn wie zuvor:
Kratzt sich querling, mit der ritterlichen, rechten Ritterhand,
Beißt ihn dennoch, daß es eine rechte Ritterschand'.

Kömmt zu Ritter Preuzner und sein Heldenauge glüht:
„Ritter Preuzner, bin des Kratzens längst schon müd',
Kratze du mich mit der tapfern, rechten Ritterfaust,
Kratze du mich, daß so Roß als Ritter d'rob ergraus't.

Schlugst den Recken Schablak ja mit starkem Ritterschild,
Schlugst den Riesen Jemplach, daß er nimmer brüllt,
Schlugst den Räuber Tschiplo ritter=rech'lich gelb und braun,
Kratze mich nun weidlich, wie ein rechter Ritter traun!
ja traun!"

Ritter Preuzner hört es still erst an, dann, traut! ja traut!
Dann kratzt er traut 'runter ihm vom Ohr die Haut,
Kratzt die Ritterhaut vom Ohr ihm wurzaweg,
Reitet dann bewußtvoll um die nächste Gassenecl'.

Ritter Schlemusalnit beißt es nun am Ohr nicht mehr,
Hängt die abgekratzte Haut auf seinen rechten Ritterspeer,
Reitet weidlich, weidlich, weidlich, weidlich auf und ab,
Prügelt d'rauf den Knappen weidlich, weidlich, weidlich ab.

3.

Ritter Schlemusalnik liebt zu seiner rechten Ritterzeit,
Eine schmucke, schmucke, schmucke, schmucke, schmucke Maid,
Und die schmucke, schmucke Maid, sie liebt den Ritter nicht,
Weil er hat ein gräßlich, gräßlich, gräßlich Angesicht.

Und der Ritter singt zu ihr um mitternächt'ge Zeit:
„Maid, o Maid, o meine Maid, o allermaid'ste Maid!
Was geht Dich mein Antlitz an, Du süßes Maidenthier?
Uebers gräßlich Angesicht trägt Ritter sein Visir.

Laß minnen mich, o Maid! im blassen Mondenschein,
Minne wieder nach, o minneselig süße Buhle mein,
Lebst Du Maid denn nicht in uns'rer großen Welt?
Niemals gräßlich, gräßlich ist ein großer Held!"

Und die Maid, sie hört's um mitternächt'ge Stund',
Denn an woll'nen Rittersocken stopft sie grad' die Wund',
Hört's, und tritt ans Fenster wunderzart und still:
„Wenn ich doch nur wüßt', was der große Lackel will!'

Neigt sich engelsmild zum off'nen Fenster 'naus,
Schüttet einen Topf voll Wasser auf den Ritter aus:
Ritter Schlemusalnik versteht also den Text:
Sie begießt die Lieb', auf daß die Liebe wächst.

Schattenriß eines Jesuiten.

Sehet ihr mit krummen Rücken,
Dort ein Männlein tief sich bücken,
Wenn er vor der Majestät
Oder vor den Großen steht;
Doch mit Hoffahrt dann betrachten,
Und mit Hochmuth auch verachten,
Schlichten Mann und Bürgersitt';
Denkt: das ist ein Jesuit!

Sehet ihr im Priesterkragen
Ihn den Blick zu Boden schlagen,
Wie er aber seitswärts schielt,
Und nach seiner Beute zielt,
Ob in ausgelegten Schlingen
Argwohnlos die Leut' sich fingen;
Spähen nach des Nachbars Schritt;
Denkt: das ist ein Jesuit!

Sehet ihr ihn grinsend lachen,
Freundlich euch den Hof wohl machen,
Drücket er ganz fein gewandt
Mit der Linken euch die Hand,
Während er mit seiner Rechten
Ins Verderben euch zu flechten
Lenket euern freien Tritt;
Denkt: das ist ein Jesuit!

Sehet ihr zu euren Söhnen
Oder Töchtern sich gewöhnen,
Heuchelt er dem off'nen Ohr',
Von der Seligkeit was vor,
Während er, um seinen Pfründen
Neue Güter nur zu gründen,
Auf's Testiren überglitt;
Denkt: das ist ein Jesuit!

Seht ihr ihn, vom Glück umgeben,
Hoch und steif das Haupt erheben,
Bäurisch stolz und plump da steh'n,
Uebermüthig um sich seh'n,
Doch in Schicksals Ungewittern,
Beben, zagen, kriechen, zittern,
Feig versuchen Thrän' und Bitt';
Denkt: das ist ein Jesuit!

Huldigung den rothen Haaren.

Ich will dir ein Loblied singen,
Dir, du laut'res Feuerhaar!
Das vor allen andern Dingen
Ungerecht verkannt stets war!

So aus reiner Glut gesponnen
Bringt das Haar Aurora her,
Wenn als Botin klarer Sonnen
Sie entsteigt dem keuschen Meer.

So die Lockenflut gekräuselt
Lächelt Thetis aus der Flut,
Wenn von Liebe hingesäuselt
Hesper auf den Wellen ruht.

Schwarzes Haar ist mitternächtig,
Nacht, in der kein Sternlein scheint,
In dem Dunkel lauert mächtig
Amor als ein arger Feind.

Blondes Haar ist loses Schwanken
Zwischen Finsterniß und Licht,
So auch schwanken die Gedanken.
Trauet blonden Mädchen nicht!

Rothes Haar' das ist entschieden!
Purpur trägt die Majestät!
Morgenröthe ist hienieden
Wo ein reiner Himmel steht!

Wie die Locken, hold entflammet,
Um den Lilien-Nacken zieh'n!
So nur zieht der Scharlachsammet,
Sich um zarten Hermelin!

Wie im Rosen-Sonnengolde
Herrlich flammt der Alpenschnee,
So das Angesicht das holde,
In der Haare Glut ich seh!

Rothes Haar sei nur geduldig,
Denn du zieh'st die Seele an;
Wie im Abendschimmer huldig
Auf der Flut ein Silberschwan!

Zweifel.

Ist es süßer, bei ihr sein,
Ihr die Stunden schenken,
Ist es süßer ganz allein,
Sinnend an sie denken?

Tönt ihr Gang in meinem Ohr',
Rauscht's in ihrem Kleide,
Quillt im Herzen mir empor
Quell der reinen Freude.

Sitze ich und schau' sie an,
Schwinden mir die Sinne,
Ist's als wär' mir's angethan,
Wie ich's auch beginne.

Hebet sie das Augenlid,
Bin ich neu geboren;
Aber wenn sie niedersieht,
Bin ich wie verloren.

Kann ich, treffet mich ihr Blick,
Nicht mich selig wähnen?
Aber zieht sie ihn zurück,
Schwimmt mein Herz in Thränen.

Spricht sie, hör' ich in dem Wort
Harmonien rauschen;
Möchte fürder fort und fort
Diesen Tönen lauschen.

Wenn sie durch das Zimmer eilt,
Folgen ihr die Augen,
Um den Raum denn sie zertheilt,
Gierig einzusaugen.

Wenn sie aus dem Zimmer geht,
Fehlet mir die Seele;
Selbst dem Licht, das mich umweh't,
Scheint mir, daß was fehle.

Doch nun ferne auch von ihr
Ist ein süßes Säumen,
Kann ich ja doch für und für
Wachend von ihr träumen.

Grausam ist die Wirklichkeit,
Täuschung hat Erbarmen,
Schenket uns die Seligkeit,
Traumbild zu umarmen.

Schließ' ich meine Augen zu,
Schließt sich auf die Wonne,
In mir flimmern auf im Nu
Sterne, Mond und Sonne.

Denk' und denke stets an sie,
Denke nicht an's Denken;
Denk' ob sie in Sympathie
Meiner mag gedenken.

Ja, ich denk' sie sitzt bei mir,
Glaube sie zu sehen,
Fühle, wie ein Küssen schier,
Ihres Odems Wehen.

Küss' ich ihr die süße Hand,
Läßt sie es gewähren,
Küsse ihr das Sehnsuchtsland:
Wimper, Aug' und Zähren.

Süß ist's also bei ihr sein,
Ihr die Stunden schenken;
Süßer aber, ganz allein
An mein Liebchen denken

Die Thräne.

Jedwede Lebensfeier
Die Freude wie die Pein,
Hüllt sich in feuchte Schleier
Von warmen Thränen ein.

Es ist ein reicher Segen
Der in der Thräne blüht,
Die lind wie Frühlingsregen
Auf deine Wunde sprüht

Du scheidest recht beklommen
Die Zähre hängt im Blick, —
Beim frohen Wiederkommen
Kehrt sie mit dir zurück.

Das Mädchen trägt ein Sehnen
Im feuchten Augenpaar,
Und steht in süßen Thränen
Als Braut auch beim Altar.

Und unter vielem Weinen
Empfängt die Welt das Kind —
Und auch an Grabessteinen
Entquillt die Thräne lind.

Auch meine lieben Todten
Deckt schon der Rasen zu,
Willkommen Thränen! Boten
Des Trostes und der Ruh.

Der Freiheit Wanderlied.

Vor Gottes Thron, aus Demant und Rubinen,
Stand einst der Engelkreis im Silberlichtgewand,
Da trat hervor die schönste unter ihnen:
Die „Freiheit" mit der Lotosblume in der Hand;
Sie warf vor Gott sich hin mit holden Mienen,
Und bat den Herrn über Himmel, Meer und Land,
Er möge huldreich sie herab zur Erde senden,
Durch sie das wahre Glück der Menschen zu vollenden.

Der Schöpfer lächelt, spricht in seiner Güte:
„So geh' und nimm des Himmels besten Segen mit;
Besuch' die Erd' und streue deine Blüthe
Auf alle Pfade, die durchmißt dein Götterschritt,
Dein eig'nes Wesen aber keusch behüte,
An welche Kreise dich auch trägt dein Freiheitstritt;
Und bleibe dort, wenn sich bewährt dein süßes Hoffen,
Wo nicht, so komm', mein Himmel steht dir immer
offen."

Die Freiheit schreitet durch der Himmel Räume
Den Götterleib umfließt ein luftgewebtes Kleid,
Am Rand des Aethers glänzen Purpursäume,
Vergold'te Wolken geben festlich ihr Geleit;
Am Himmelsdome hängen Sternenbäume
Und die Planeten weichen ehrfurchtsvoll zur Seit',
Wenn, wie die junge Sonne tritt aus Morgenröthen
Die Freiheit kömmt, die dunkle Erde zu betreten!

Die Erde bebt, es rieselt durch die starren Glieder
Ein Schauer ihr, als wenn der Frühling neu erwacht,
Die stummen Wälder singen hohe Freiheitslieder,
Des Wiederhalles Tochter aus den Bergen lacht,
Der Fels erzählt's dem Quell, der Quell dem Bache wieder,
Der Bach erzählt's dem Strom, der Stom mit aller Macht,
Erzählt es laut dem Land unt jubelt's zu dem Meere:
„Die Freiheit naht, gelobt sei Gott und seine Heere."

Und also klang der Freiheit Gruß an die Erde:
— „Sei hoch mir gepriesen, du kleinrunder Kern,
Tief hängend im Raum, ein verlorener Stern,
Ein hängender Tropfen am Eimer der Sonnen,
Dem göttlichen „Werde" gehorsam entronnen!
Und du, der bewohnest den Stern, der verkohlt,
Der kühn sich ein Fünkchen von oben geholt,
Du wunderlich Wesen, aus Staub und aus Geist,
Dem Wurme gleich feig, und dem Seraph gleich dreist,
Und so wie die Erde, dein Herz ist gemacht
Halb Frühling, halb Winter, halb Tag und halb Nacht;
Und so wie die Erde, dein Herz ist gebaut
Mit lieblichen Blumen, mit giftigem Kraut;
Und so wie die Erde, dein Herz ist erfüllt
Vom Vogel, der singt, und vom Thiere das brüllt;
Und so wie die Erde, dein Herz ist ein Kreis
Von feurigen Bergen und Fluten aus Eis;
Und so wie die Erde, dein Herz sich auch dreht
Um sich nur im Kreise, sein eig'ner Planet! —
O, räthselhaft Menschenherz, wunderlich Ding,
So dunkel, so helle, so schwer und so g'ring,
Geknetet vom Teige aus Liebe und Zorn,
Geformet zur Blume aus Duft und aus Dorn,
Begossen mit Thränen, mit Sehnsucht gepflegt,
Von Wünschen umflattert, von Seufzern bewegt,

Zur Sonne erhebend das durstige Blatt,
Zum Staube gezogen von Farben so satt,
Doch jeglichem Hauche zum Raub und zum Spiel
Geh'n Blätter um Blätter vom einsamen Stiel! —
Du frägst dann den Westwind, das Bächlein, die Bien'
„Wo sind meine Blätter, wohin, ach wohin?"
Frag' Vögel, die wandern, frag' Wolken, frag' Duft,
Frag' Nebel, die ziehen, die Fäden der Luft,
Frag' Träume, die fliegen, frag' Lüfte, die weh'n,
Frag' Wünsche, die eilen, frag' Jahre die geh'n.
Das Abendroth frag': „wohin kömmt dein Karmin?"
Nur frage das Herz nicht: „woher" und „wohin?" —
So grüßend läßt die Freiheit sich hernieder
Dort, wo Colombo einst die neue Welt entdeckt,
Dort, wo die Schöpfung ihre Riesenglieder
In Thier und Pflanze mächtig waltend ausgestreckt.
Sie steigt herab, sie wird mit Lust empfangen,
Im Augenblick umringt sie eine dunkle Schaar,
Der Mann in Fell, die Frau in gold'nen Spangen,
Die Kinder nackt mit wild zerrauftem Haar,
Sie fassen Sie mit thierischem Verlangen,
Sie zerren sie an Gürtel und Talar,
Und zagend eingeschüchtert, unter Bangen,
Verweilt die Freiheit da so manches Jahr.
Sie weilt in Städten, Dörfern, Kolonien,
Sie wandelt in Prärien ab und auf,
Sie geht mit Männern, die in Wäldern ziehen,
Sie folgt der Riesenfläche dunklem Lauf;
Und sieht die freie Menschheit vor dem Golde knieen,
Und sieht im freien Land den Sklavenkauf,
Und sieht den freien Mann die Brüder knechten,
Und sieht das freie Weib die Peitsche flechten,
Und sieht das freie Kind in bittern Arbeitsnächten,
Und sieht den freien Rath die Schwarzen ächten,

Und sieht das freie Volk mit andern Völkern rechten
Um Sklavenhorden, die sie selber möchten.
Und da verhüllt die Freiheit schnell ihr Angesicht,
Entflieht mit wehmuthsvollem Blick und spricht:
„Das ist der Freiheit Larve, doch der Freiheit Antlitz nicht.“

Sie läßt sich nieder dann in einer Wolke,
An einer weißen Küste, meerumspült,
Bei einem stolzen reichen Inselvolke,
Ein blasses Volk, das Blut vom Nebel abgekühlt;
Man baut ihr wohl auch da Altäre,
Man baut ihr einen Tempel hoch und groß,
Die „Magna Charta“ ist des Volkes Ehre,
Der freie Boden ist ein freier Himmels-Schoß —
Doch wenn den Blick die Freiheit tiefer senket
In das Geheimniß, das die inn're Feder treibt,
Wenn sie den Geist erforscht, der diese Freien lenket,
Den Geist und nicht das Wort, das auf der Fläche bleibt,
Da sieht sie Freiheit, die als Monopol nur schimmert,
Die Freiheit, welche auf Besitz nur sinnet,
Die Freiheit, welche nur Verträge spinnet,
Die Freiheit, die sich flüchtet hinter Noten,
Wenn andern Völkern Freiheit wird geboten,
Und da verhüllt die Freiheit ihr Angesicht,
Entflieht mit wehmuthsvollem Blick und spricht:
„Das ist Freiheit der Nation, doch die der Menschheit
nicht.“ —

D'rauf trägt sie ihren Flug in jene Auen,
Vom Inselvolk durch schmales Meer getrennt,
Von wo allüberall die Männer und die Frauen
Bezieh'n den Geist, die Mode und das Kompliment.
Es wird auch da ihr heilig' Sein entgöttert,
Man stürzt Gesetz und Tempel und Altar.

Das Buch der Könige wird vom Orkan zerblättert,
Es predigt der Propheten falsche Schaar!
Die Tugend wird zum Spott, das Heilige zum Hohn,
Der Wahnwitz wird zum Gott, das Laster Religion,
Zum Pranger wird die Kirch', zum Blutgerüst der Thron,
Vom Himmel wird gestürzt der Vater und der Sohn,
Verrath wird zum Gesetz, Verdacht wird zum Spion.
Und Könige kommen und Könige gehen,
Geschlechter verschwinden, Geschlechter entstehen,
Verbrechen erscheinen, Verbrechen vergehen,
Titanen erliegen, ersetzt von Pygmäen,
Nach halbem Jahrhundert, voll Schmerz und voll Wehen,
Nach halbem Jahrhundert, voll Kampf der Ideen,
Sie rathlos im selbigen Kreis sich noch drehen! —
Und wieder verhüllt die Freiheit schnell ihr Angesicht,
Entflieht mit wehmuthsvollem Blick und spricht:
„Das ist der Wahn der Freiheit, doch der Sinn der Freiheit nicht!"

D'rauf setzt die Freiheit ihre Götterschritte
Nach Deutschlands waldbedeckter, reizend schöner Flur,
In's Land des Fühlens, Denkens und der Sitte,
Worüber noch zerrüttend nicht der Wahnwitz fuhr,
Wo noch zum Herzen dringt die Warnung und die Bitte,
Wo noch Gebet ertönt in voller Kirchen Mitte,
Wo zwischen Volk und Fürst noch Liebe steht als Dritte,
Wo guter Muth der Zeit noch nicht zum Raube,
Wo noch der alte Gott nicht liegt im Staube,
Wo noch nicht rastlos irrt des Lebens sanfte Taube,
Weil von dem Vater zu dem Kind noch geht: der Glaube! —
Da geht die Freiheit hin durch grüne Fluren,
Man öffnet festlich ihr so Thür als Thor,
Doch ihr Erscheinen ändert die Naturen,
Und anders sieht das Aug', und anders hört das Ohr,

Die Feder wird zerstückt an allen Uhren
Gestalten bilden wild sich und Figuren,
In nackter, schnöder Selbstheit, ohne Flor,
Der Nüchterne war glücklich mit dem Freiheitsfunken,
Jedoch der Tolle blies zur Flamme sie empor,
Begeistert waren Wenige, doch Viele trunken,
Anstatt vertieft zu sein, war völlig man versunken
In süßen Most, der ungeklärt noch gohr,
Ideen sah man auch und Phrasen prunken,
Indeß die That man aus der Hand verlor!
Die Erde riß man auf, doch nicht zum Säen,
Von der Minute wollte man den Baum, die Frucht,
Es sollte Alles sein, und nichts entstehen,
Es war die That vor der Idee stets auf der Flucht.
Im steten Kampf' und ewigem Gefechte
Vergaßen sie des Kampfes Gegenstand,
Unmögliches bezweckten sie als Rechte,
D'rum fiel das Mögliche aus ihrer Hand!
Wehe, daß in wildem Wahn und Unverstand,
Zurückgejagt sie in die Nacht der Nächte
Den Tag, der schon so schön am Himmel stand! —
Auch da verhüllt die Freiheit schnell ihr Angesicht,
Entflieht mit wehmuthsvollem Blick und spricht:
„Das ist Gespenst der Freiheit, doch der Geist der Freiheit nicht!"

Und sinnend wandelt sie aus Stadt und Mauern,
In's Feld hinaus, da liegt ein eingezäunter Raum,
Ein kleiner Ort, wo Weidenzweige trauern,
Wo kleine Kreuze steh'n und Cypressenbaum;
Wo über Leichensteinen geht ein Schauern,
Wo ausgeträumt der letzte Lebenstraum!
Hier liegen unter einem grünen Leichentuche
Die Menschen alle ruhig beieinand,

Die Hohen und die Niedern aus dem Lebensbuche,
Zusammen dicht in einem einz'gen Band!
Nicht Rang und Stand hat je hier eine Leiche,
Und hier befiehlt und hier gehorcht man nicht,
Hier hat der Arme Thränen wie der Reiche,
Und jeder Stein sein frei Bekenntniß spricht,
Und hieher kommen Große so wie Kleine,
Hier schweigen Vorzug, Zorn, Zwietracht. Neid,
Die kleinen und die großen Leichensteine
Sind gleiche Meilensteine blos — zur Ewigkeit.
Und wer hier unten ruht, ist gleich vertreten,
Denn für ihn spricht sein Thun im Himmelreich,
Und wer hier oben kömmt, der kömmt zu beten,
Und im Gebet sind alle Menschenherzen gleich!
Da senkt die Freiheit mild ihr Angesicht,
Und setzt auf einen Stein sich hin und spricht:
„Im Tode nur ist Freiheit, doch im Leben ist sie nicht."
Da tönt hernieder von dem Himmelsbogen
Die Stimme Gottes an der Freiheit Ohr:
„Zu frühe bist zur Erde du gezogen,
Komm wieder in mein Himmelreich empor.
Nach Jahren einst, ja wohl nach Jahren,
Dann send' ich selber dich hinab zur Erd',
Wenn dich die Menschen wissen auch zu wahren,
Daß dir nicht schnöder Mißbrauch widerfährt!
So lang Gedanken mit Gedanken hadern,
So lang man Worte noch und Eide bricht,
So lang zum Bau man blos nur will die Quadern,
Und Kitt und Mörtel will man nicht.
So lange als der Wahrheit Schooß verschlossen,
Die Lüge treibt ein üppiges Geflecht,
So lang wird nie die Freiheit ausgegossen
Auf das verwirrte menschliche Geschlecht! —
Doch einst wird deine Stunde schlagen,

Und zu den Menschen niedertragen
Wirst du der Freiheit gold'ne Zeit,
Wenn von der Leidenschaft gereinigt
Gedanken, Thaten steh'n vereinigt,
Und in den tollen Wünschen ruht der Streit,
Dann ist der Freiheit Reich gekommen,
Dann ist des Lichtes Tag erklommen,
Dann wird Gehorchen und Befehlen
Im engen Einklang sich vermählen,
Die Völker Alle werden lieben und gedeihen,
Die Fürsten Alle werden lieben und verzeihen!
Dann gehen alle Menschen Hand in Hand,
Von Allen wird ein einz'ger Gott erkannt,
Und keine Thräne fließt mehr in den Sand,
Und überall, an aller fernen Meere Strand,
Wo nur ein Wesen wohnt, das Mensch genannt,
Wird sein der Menschheit freies, einz'ges Vaterland.

Gebrochene Rosen, gebrochene Herzen.

Die Muse hebt vom Räthselspiel der Minne
Den Schleier schüchtern auf mit leichter Hand,
Nicht weiß sie, ob es euer Herz gewinne,
Was sie in einer Dämmerstunde still erfand,
Als über ihren klaren Seelenspiegel,
Die Wehmuth zog mit ihrem Schwanenflügel

In's Zeitmeer ist der Liebe Reich versunken,
Wie eine Orgel in den tiefen Grund der See,
Und hat das Ohr auch einen Ton getrunken,
Der sich emporringt seltsam in die Höh',
Und will der Ton an eure Ohren streifen,
So hört ihr sie doch könnt sie nicht begreifen.

Verloren sind für euch der Liebe süße Wunder,
Verloren ist für euch der Herzen Sympathie,
Ihr seht das Märchen wohl und den Hollunder,
Doch seht ihr nicht den Zug der heimlichen Magie,
Zum Wunderreich der Lieb' und seinen Thoren
Habt Männer! ihr den Schlüssel längst verloren.

Seitdem ihr abgesetzt den kleinen Bogenspanner,
Seitdem den Gott der Liebe ihr entthront,
Entzog er euch der wahren Liebe Banner,
Den bittern Pfeil, an süße Siege stets gewohnt.
Die Venus treibt ihr fort und ihre holden Tauben,
Die nahm die Liebe mit und auch den Liebesglauben!

Mit sich nahm sie die Lieb'=Metamorphosen,
Wie Lieb' erscheint im tausendfachen Kleid,
Mit sich nahm sie die Chifferschrift der Rosen,
Die ihrem Tempeldienste leiblich sich geweiht,
Mit sich nahm sie auch das Gehör der Seele,
Und unverstanden bleibt das Lied der Philomele!

Ihr blättert in dem reichen Herzen holder Frauen,
Doch nicht versteht ihr d'rin das liebgeweihte Wort,
Ihr blättert in den Rosen auch auf Flur und Auen,
Doch ist für euch der Sinn der zarten Blätter fort,
Euch unverstanden bleibt der Liebe Lust und Schmerzen,
Euch fehlt das Wörterbuch der Rosen und der Herzen!

Doch wem im Busen zittert noch der klare Tropfen,
Der ihm vom Himmel fiel wie's Herz noch jung,
Und wem in seines Herzens wundersamen Klopfen,
Noch wiederhallt die liebliche Erinnerung,
Der komm' mit mir hinaus, um bei des Westwinds Rauschen
Auf einem Rosenstrauch zwei Knospen zu belauschen.

Sie neigen sich auf einem Stengel wie zwei Schwestern,
Und hüllen züchtig sich in eig'nen Duft,
Kein Morgen gibts für sie und auch kein Gestern,
Umarmen, lieben sich, gekos't von rauher Luft,
Und schwören, wie ihre Gluthen ineinanderbrennen,
Im Leben wie im Traume nimmer sich zu trennen!

Sie schwören's bei dem Blau vom hohen Himmelsbogen,
Das ist der Treue wunderbar Symbol,
Zu Zeugen rufen sie des Lichtes reine Wogen,
Das Echo, das die treuen Schwüre wiederholt, —
Der Zweig jedoch der nahen Trauerweide
Senkt wie prophetisch tief sein Haupt im Leide!

So naht der Gärtner nun, und faßt mit rauhen Händen,
Die eine Knospe an und trennt vom Stengel sie,
Der schönen Grafentochter eilt er sie zu senden,
Zum Abendblatt im Saal der Harmonie,
Da soll, anstatt des Schmucks von Steinen und von Kränzen,
Die holde Knospe an dem holden Busen glänzen.

Und später kommt ein armes Mädchen hergegangen,
Das Blumen in den Straßen zum Verkaufe beut',
Es sieht die zweite Knospe lieblich prangen,
Und pflückt sie zum Verkaufe ab, ganz ungescheut.
Ein Maler kauft die Knospe sich mit Wohlbehagen,
Um Abends auf dem Ball als Zierde sie zu tragen. —

— Es glänzt der Saal, Musik durchfluthet alle Räume,
Es wogt die Menschenmenge fröhlich hin und her,
In weißen Nischen schwimmen grüne Taxusbäume.
Gewänder rauschen auf, von Atlas und von Seide schwer,
Und tausendfache Lichterstrahlen brannten
Aus Augen, Wangen, Blumen. Diamanten

Die schöne Grafentochter strahlt zum Schönheitsruhme,
Ihr huldiget der Männer hochentzückte Schaar,
Sie ist des Saales Zier, der Frauen schönste Blume,
Die Gottheit auf des Abends fröhlichem Altar,
Doch geht halb träumend sie durch dieses Menschenwogen,
Und seltsam fühlt sie sich bewegt und fortgezogen.

Es zieht geheime Macht sie durch's Gedränge,
Ihr ist so räthselhaft und wunderbar,
Ihr ist, als such' sie Jemand in der Menge,
Sie fühlt sinnend sich, wie sie es niemals war,
Zur Knospe senkt das schöne Haupt sich nieder,
Und stärker zieht es magisch fort sie wieder.

Der junge Künstler auch, die Knospe in dem Kleide,
  Ihm wird das Herz so eng, es klopft ihm laut und schnell,
Es schlägt in Wonne nicht, und schlägt auch nicht im Leide,
  Es ist als rausch' in ihm ein wundersamer Quell;
Es zieht von Saal zu Saal, durch Gänge, über Stufen,
Ihm ist als hört' er laut ein ungesproch'nes Rufen.

So zieht es magisch Beide sich entgegen,
  Die nie im Leben jemals sich geseh'n,
Sie fühlen Beide tief ein plötzliches Bewegen,
  Sie bleiben Beide Blick in Blick versunken steh'n.
Es war ein Blick, ein Erröthen, ein Erblassen,
In welchem Herzen sich auf ewig doch umfassen.

Es war ein Blick, ein Erröthen, ein Erblassen,
  Doch ein Jahrhundert nach des Herzens Wanderuhr,
Und Beide sieht zugleich man nach den Knospen fassen,
  Sie tauschen still sie aus als Eid und Schwur,
Die Herzen und die Knospen lautlos schwören,
Im Leben wie im Tod einander zu gehören.

Die Blumen sind ja nur der Lieb' Geschenke
  Vom Frühling an die Erde, seine Braut,
„Vergißmeinnicht", daß Sein sie stets gedenke,
  Und „Glöckchen" einzuläuten, wenn sie sind getraut,
Und „Augentrost" und die „Viole"
Als Trost und Gruß beim kurzen Lebewohle.

Die „Rosen" aber steh'n als heilige Eide,
  Als Schwüre, die der Lenz der Erde schwur,
Denn einstens standen nur im heiligweißen Kleide
  Die Rosen alle auf der Erdenflur.
Die ersten Rosen auf der Unschuld Wiese
Erblühten alle weiß allein im Paradiese.

Doch als das erste Paar den ird'schen Funken,
  Zuerst getrunken vom verbot'nen Feuermahl,
Als Eva schuldvoll auf ihr Rosenbeet gesunken,
  Erbleichten ihre Wangenrosen allzumal,
Und eingehüllt vor Scham in das Geflecht der Moose
Erröthete zur Gluth die weiße, reine Rose.

Verstummt vor Scham sind nun die rothen Rosenblätter,
  Doch deutlich spricht der Blätter gold'ne Schrift
Für Jeden, dem das Aug' geöffnet hohe Götter,
  Daß er der Blätter süße Deutung trifft.
So wurden diese beiden Knospen auch verstanden
Von beiden Herzen, die sich ewiglich verbanden.

— — —

Wer kann die Feinde und die Hindernisse nennen,
  Die stets beglückte Lieb' auf ihrem Wege fand?
Es trennt die Zeit, und Welt und Menschen trennen,
  Es trennt die Scheelsucht gern beglückter Liebe Band.
Und so getrennt, wenn ewig auch verbunden,
War dieses Paar, das nur ein Mal sich gefunden.

Gleich einem Amulet trägt er die Knospe an dem Herzen,
  In Thränen badet er sie täglich neu,
Verordnet, daß sie bei den Todeskerzen
  Auf seinen Sarg dereinst gelegt noch sei,
Er sieht mit bitt'rer Lust dem Tod' entgegen,
Die Knospe nimmt er mit auf seinen letzten Wegen.

Auch die Geliebte lebt im stillen Herzenskummer,
  Auf ewig ist ihr Herz dem Liebenden geweiht,
Sie sieht sein Bild im Wachen wie im Schlummer,
  Der Knospe klagt ihr Sehnen sie, ihr Leid,
Und im Gebetbuch hat die Knospe sie verborgen,
Nimmt sie zur Kirche mit an jedem Morgen.

Einst tritt früh sie ein, die Kirche ist verdunkelt,
Und eine Beterschaar sinkt betend auf die Knie,
Ein düst'rer Lichtkranz durch die Räume funkelt,
Sie faßt ein Schauer an, sie weiß es selbst nicht wie,
Und als sie vorwärts schwankt mit leisem Schritte,
Sieht einen Sarg sie stehen in des Schiffes Mitte.

Ein kalt Entsetzen läuft ihr rieselnd durch die Glieder,
Ein dunkles Ahnen weht sie dumpf und eisig an.
Sie schwankt hervor und stürzt am Sarge nieder.
Er ist's! Er, der Geliebte, das Sterb'kleid angethan,
Und auf dem Sarge lag die Knospe da, die bleiche,
Wie mahnend, daß die and're Knospe sie ihr reiche.

Sie sinkt am Sarge hin, kann weinen nicht, nicht sprechen,
Nur Knospe und Gebetbuch legt sie hin mit Noth,
Es stockt ihr Blut, sie fühlt das Herz bald brechen,
Es steigt zum Herzen ihr herauf wie Tod,
Und so dem Eidschwur treu und noch im Tod bescheinigt,
Sind Knospen und auch Herzen ewig nun vereinigt.

* * *

— — Wollt ihr dabei nicht sein, wenn in das Grab sie senken,
Das schmerzensreiche, liebverklärte Paar?
Wollt eine kleine Thräne ihr nicht schenken
Dem Loose, das so bitterlich für sie beschieden war?
Wollt ihr dabei nicht eine stille Messe halten?
Für gebroch'ne Herzen hier in allerlei Gestalten?

Wer zählt die Rosen, die von rauher Hand gebrochen?
Wer zählt die Herzen, die gebrochen liebelos?
Die Herzen, schon gebrochen in den Flitterwochen?
Die Herzen, die gebrochen in des Glückes Schooß?
Die Herzen, die gebrochen unter'm Bettlerkleide?
Die Herzen, die gebrochen unter Sammt und Seide?

Die Herzen, die gebrochen im Geräusch der Welt?
  Die Herzen, die gebrochen unter Kron' und Flittern?
Die Herzen, die gebrochen unterm Purpurzelt?
  Die Herzen, die gebrochen unter Wuth und Händeringen?
Die Herzen, die gebrochen einsam unter Gittern?
  Die Herzen, die gebrochen unter Lächeln, unter Singen?
Von allen Herzen, die gebrochen sind hienieden,
  Durch Männerhärte und von Männereigensucht zerstückt,
Von allen Rosen, die der Erde sind beschieden,
  Und die gebrochen wurden, aber nicht gepflückt.
Von allen sammelt Gott die Stücke, und Er wird einst
euch fragen:
Ich schenkte sie euch ganz, warum habt ihr sie zerschlagen?

Coeur-Dame.

Indem ich sprech', ergreift mich banges Sehnen,
Es zieht mich fort, es drängt mich in die Weite;
Zur Stadt, die man durchstreift nicht ohne Sehnen,
Erbitte ich im Geist von euch mir das Geleite.
Hört ihr die Wellen durch die Straßen rauschen,
Die Füße waschend altergrauen Prachtpalästen?
Wollt ihr den leisen Wundermärchen lauschen,
Die sie erzählen von des Hochmuths Ueberresten?
Wenn's Abend wird, der hellen Sterne Funkeln
Gleich einer Zitternadel schwimmt auf den Lagunen,
Da schlüpfen leise, nach und nach im Dunkeln
Die Geister aus unbewachter Glanzpaläste Runen,
Und aus dem Säulengang, dem einstens schlanken,
Entwindet sich ein Zug von luftigen Gestalten,
Und auf den Schwellen sitzen schmerzliche Gedanken,
Und von den Treppen, die zerklüftet und gespalten,
Entschaaret sich der Zug der Edlen, die einst hier versanken,
Eng eingehüllt in ihres Purpurkleides Falten,
Und nieder schreiten sie mit geisterhaftem Schritte,
Und schreiten hin bis an den Rand der Wogen,
Begrüßen freudig da die freie Amphitrite,
Die schöne Braut des Glanzes, der entflogen.
Vergebens harrt das Meer jetzund in Dämmergluthen
Dem Bräutigam im gold'nen Schiff entgegen,
Die Nacht streut Blumen auf das Hochzeitsfest der Fluthen,
Doch kommt kein Bucentaur mit schnellen Ruderschlägen,
Der Bräutigam ist todt, der gold'ne Ring verrostet.

Der Bucentaur ein flaggenloses Wrack im Hafen,
Die Dogenliebe todt, die deinen Reiz gekostet
Der Halbmond steht erbleicht, des Marco Löwen schlafen!
Wie ist das Alles nun verändert und verwandelt,
Veraltet sind die Schlösser, öd' und grau,
Ein lebenslustig nichtig Maskenleben wandelt,
Und bringt in Säulengängen eitle Lust zur Schau.
Der Pantalon, Brighella, Arlechin und Skaramuzze
Durchschwirren lärmend, wild den Menschenknäul,
In fremder Tracht, fantastisch grellem Putze
Versucht die Liebeswelt in Neckerei ihr Heil. --
Da drängt ein junger Mann mit stolzem Schritte
Sich durch der Menge massenvoll' Gewühl,
Zigeunerhaft folgt ihm ein Weib, aus Aller Mitte
Scheint er allein nur der Prophetin Ziel.
Paolo ist's, der Edelsten Venedigs Einer,
Ein edles Herz, ein freier Geist, ein rosig Blut,
An Tugend und Liebreiz gleicht sobald ihm keiner,
Ihn adelt Schönheit, Hochsinn, ritterlicher Muth.
Doch eine Leidenschaft, der Leidenschaften schlimmste
Hat ihn erfaßt mit wilder, höllischer Gewalt,
Die Leidenschaft des Spiels, der Leidenschaften grimmste,
Die durch das Leben geht in gleißender Gestalt;
Denn unter allen Lastern, die der Menschheit erblich,
Die allverheerend durch das Leben geh'n,
Verzehrend Leib und Geist, und Seel' und Heil verderblich,
Ist als die gräßlichste, die Spielwuth anzuseh'n.
Es ist der Haß, ein Gift, das frische Blut zersetzend,
Das von Geschlechtern zu Geschlechtern fort sich frißt;
Es ist der Neid, ein heimlich nagend Gift, das ätzend
An's eigne Eingeweid' ein Nagthier ist;
Es ist der Zorn, schnell rothgekocht an wilder Flamme,
Ein Krebs, der seine Scheere in den Busen hackt;
Es ist der Geiz, ein tückisch Kind, das seine Amme:

Die Habsucht mit den nimmersatten Zähnen packt;
Es ist der Ehrgeiz, auch ein Wahn, der seine Pläne
Mit wilder Wuth verfolgt, ein Leopard;
Es ist die Rache, eine fletschende Hyäne,
So die Beleidigungen aus dem Grabe scharrt;
Da ist die Eifersucht, die wuthgeschwollne Natter,
Die, krümmend, selbst das Gift sich in die Adern spritzt;
Da ist der Fanatismus, der mit Nachtgeflatter
Die lichterfüllte Brust der Welt zerschlitzt;
Dann kommen die vom Thiersinn Aufgerafften,
Der rohen Sinne ausgeartete Partei,
Das ist der Pöbel unter allen Leidenschaften,
Sie heißen: Wollust, Trunk und Schlemmerei!
Doch Haß und Neid, und Geiz und Rache,
Die Eifersucht, des Fanatismus gräßlicher Vampyr,
Des Trunkes Wolf, der Wollust goldgeschuppter Drache,
Momente haben sie, in denen todt ist ihre Gier,
Der Spieler nur allein wird in der Gier nicht schwächer,
Das Glück macht ihn berauscht, das Unglück macht ihn toll,
Am grünen Tisch sitzt er, des Zufalls durst'ger Zecher,
Vor ihm in bunten Bildern sein Schicksals-Protokoll,
Die Kugel der Roulette, der Würfel in dem Becher,
Und schwarz und roth heißt seines Glücks Parol',
So sitzt er da, an Zeit und Geld Verbrecher,
Und in ihm kochen Freude, Angst, Erwerbung, Unmuth, Groll.
Dicht hinter ihm schon harrt des bösen Lasters Rächer:
Verzweiflungswuth, die bis zum Wahnsinn schwoll;
Er nimmt den letzten Pfeil aus aller Sünden Köcher,
Und greift dem Rufe vor, den er erwarten soll.
„Va banque!“ ruft er und setzt die Seel' zur Stelle,
Die letzte Kugel rollt und er gewinnt — die Hölle!
Und dieser Leidenschaft gewalt'ge Hyder
Umstrickte auch Paolo's edle Brust,
Der sonst so edel, geistreich, stolz und bieder,

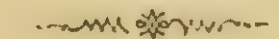
Der allgemeinen Achtung sich bewußt!
Und still, geheim, mit allem Sehnsuchtsdrange
Liebt heimlich ihn Venedigs schönstes Kind:
Er weiß es nicht, ihm macht's das Herz nicht bange,
Er sah sie nie, die so für ihn gesinnt,
Denn dann erst will sie ihm sich zeigen,
Entdecken ihres Herzens Lust und Pein,
Wenn er dem Spiel nicht mehr als Sklave eigen,
Wenn er geheilt von dieser Wuth wird sein!
So eben wendet er mit raschem Gange
Sich durch der Menschheit buntes, brennendes Gewühl,
Es zieht ihn hin im wilden Herzensdrange,
Den Hallen zu, wo seinen Tempel hat das Spiel.
Doch das Zigeunerweib aus aller Masken Mitte
Drängt sich zu ihm heran und faßt ihn bei der Hand,
Führt ihn zur Seit' mit leichtem Geisterschritte,
Bis wo des Volkes Menge schon verschwand. —
„Ich bin dein Schicksal, komme, dich zu warnen,
Und dir zu zeigen, was dich allein beglücken kann.
Wenn böse Feindesmächte dich umgarnen,
So rettet dieses dich, dann halte fest daran!"
Dann legt sie eine Rolle hin in seine Hände
Und eilt davon verschwindend seinem Blick.
Er tritt heran an eine helle Lichterblende,
Zu sehen, was entscheiden soll sein Glück:
Es ist ein weiblich Bild in süßer Jugendfülle,
Voll Liebeszauber dieses Antlitz strahlt;
Doch sonderbar ist dieses Bildes Kleiderhülle,
Als „Coeur-Dame" ist die Schöne drauf gemalt!
Es schwimmt ihm vor dem Aug', er fühlt ein wonnig Beben,
Und ihn ergreift's mit heimlicher Gewalt,
„Coeur-Dame" also bestimmt mein Glück im Leben?
Dein Wort, Prophetin, prüf' ich alsobald!"
Und stürzt hinein, allwo im lichterhellen Tempel

Der grüne Tisch erglänzt, ein Götzendienst-Altar;
Ein Mann sitzt da, sein Angesicht ein Stempel
Des Lasters, zu Berge sträubt sein dünnes Haar;
Und vor dem Manne rothes Gold in Haufen,
Und um den Tisch ein stummer Männerkreis,
Und wie die bunten Karten durch die Hand ihm laufen,
Da wird's den stummen Männern kalt und heiß,
Sie athmen kaum, ihr Leben scheint nur Lüge,
Des Auges Apfel glanzlos ausgedehnt,
Und starr und steinern sind die fahlen Züge,
Der Körper schlaff am Tische angelehnt.
Wie von des Mannes Mund im dumpfen Klange
Der Raum ertönt, ein „perd!“ und „gagne!“ erschallt,
Da beben sie zusamm', da zuckt die bleiche Wange,
Es windet sich empor die bebende Gestalt.
Paolo steht nun da, ein Bild in seinen Händen,
„Coeur-Dame!“ ruft er, „sie, die mein Glück regiert!“
Die Karte fällt, und ohn' den Kopf zu wenden
Ruft tonlos der Banquier: „Coeur-Dame verliert!“
Und wieder ruft Paolo ohne Zagen:
„Coeur-Dame! Das Doppelte auf's Blatt!“
Die Formel tönt, das Blatt ist aufgeschlagen,
„Coeur-Dame verliert!“ ruft Meister Nimmersatt.
Da flammt Paolo's Antlitz, der längst schon stets verloren,
Und auf das heut'ge Spiel die letzte Rettung setzt,
Es schwimmt vor seinen Augen, es klingt vor seinen Ohren,
Die Leidenschaft hat ganz ihn aufgehetzt.
Er wirft die Brieftasch' auf den Tisch, den grünen,
Und stöhnt die Worte kaum: „Double oder quitt!“
Der Mann zieht ab die Kart' mit unbewegten Mienen,
Und rufet wie zuvor: „Coeur-Dame verliert zum Dritt!“
Da wird in seinem Busen wach die ganze Meute
Von wilden Leidenschaften mit gewetztem Zahn,
Er setzt sein Gut, sein Haus, als letzte Beute,

Und ruft: „Auf Coeur-Dame!" im wilden Fieberwahn.
Und leblos, athemlos steht Alles in der Runde,
Er selbst, erlosch'nen Blick's, auf's grüne Schlachtfeld stiert,
Und unter ihm erbebt der Tisch, der gleichsam wunde,
Da schlägt es an sein Ohr zum vierten Mal: „Coeur Dame verliert!"
Nun bricht er aus in eine gellendlaute Lache,
Die Hölle ist es, die aus wunder Brust ihm lacht,
Er stürzt hinaus, ihn faßt der wilde Drache,
Der auftaucht aus des Herzens sternenloser Nacht,
Der Drache, „Selbstmord," mit den Höllenklauen
Reißt ihn hinaus, hinweg zum frevelhaften Eigenmord.
Er stürmet fort, in seiner Hand ist noch zu schauen
Das Bild, das ihn verlockt mit doppelsinn'gem Wort!
Und wie er fortstürmt durch die fast schon öden Gassen,
Hemmt das Zigeunerweib schon wieder seinen Schritt,
„Ha!" ruft er aus, „jetzt laß dich fassen,
Du Truggespenst so fahr zur Hölle mit!
Hier nimm sie hin, Coeur-Dame, die mich belogen,
Wie dein lügenhaft Orakel mich betrog,
Dies süße Antlitz hat mein Glück betrogen,
Weil es, wie dein Wort, ein falsches Glück mir log!"
Da wirft die Maske die Zigeunerhülle nieder,
Und steht vor ihm, ein Weib, im schönsten Jugendlicht,
In süßem Rythmus schwellen ihre Glieder,
Und Frühlingsglanz in ihrem Angesicht,
Und in dem holden Angesicht erkennt er wieder,
Daß seine „Coeur-Dame" jetzt lebend tritt an's Licht;
Und trunken steht er da, in ihren Blick verloren,
Und eine süße Wandlung geht durch seine Brust,
Er fühlt zum neuen Leben sich geboren,
Des Lebens Inhalt wird nun plötzlich ihm bewußt.
Sie aber tritt an ihn heran und spricht in süßer Milde:
„Ja, „Coeur Dame" nur bestimme deines Lebens Glück,

Doch nicht Coeur-Dame im schaalen Kartenbilde,
Die gleißnerisch, verführerisch und voller Tück'!
Nein, „Coeur-Dame," die Dame, der im Herzen,
Durch Lieb' und Sehnsucht großes Weh' geschah,
Die dich geliebt schon lang im Herzen,
Und dich mit Weh im Lasterspiel gefangen sah,
Die dieß Mal nicht gescheut hat, dich zu retten
Aus dieser Hyder allverderblicher Gewalt,
An dich gebannt durch unnennbare Ketten,
Geschmiedet in des Liebesgottes Aufenthalt.
Denn Liebe hält allein des Glückes Bank im Leben,
Der Einsatz ist das Herz, die Treu' ist Croupier,
Die Dame, die ein Gott dem Herzen hat gegeben,
Sie ist das Herzblatt, auf dem des Lebens Summe steh'.
Von dem Moment, wo auf das Herzblatt eines Mannes
Ein Frauenbild sich magisch hingemalt,
Ist er gelöſ't vom Zauber jenes Bannes,
Hat er gemeinem Trieb die Schuld bezahlt,
Er ist geschützt von jedem Anfall böser Triebe,
Er ist gestählt in wilder Leidenschaften Streit,
Wenn ihm den Scheidebrief das Glück auch schriebe,
Er ist durch Liebesglück auf ewiglich gefeit;
Die Sinne haben ihre Macht an ihm verloren,
Des Zufalls Laune düstert seinen Himmel nicht,
Aus eig'ner Brust hat seine Sonnen er beschworen,
Sein Dasein ist ein blühendes Gedicht!
Denn Lieb' ist seines Herzensgartens Blüthe,
Denn Lieb' ist seines Herzblatts reiner Thau,
Denn Liebe wandelt um ihn im Gemüthe,
Wie Sternchen wandeln oben in des Himmels Blau;
Denn Liebe ist ein Baum voll blühender Gedanken,
Wie Bienen schwärmen Träume um ihn her,
Wer unter seinem Schatten wohnt, dem sanken,
Vom Liebesbaum Gefühle nieder, honigschwer;

Darum, wer wahrhaft liebt, der liebt ausschließlich,
Er liebt das Lieben selbst, so wie den Gegenstand;
Ihm scheinet keine and're Freude mehr genießlich,
Und keine and're Wonne hat vor ihm Bestand,
Und wer die „Coeur-Dame" lebendig hat gewonnen,
Sagt „va banque" jedem andern Spiel der Sonnen."



Die Beleuchtung des Himmels.

Als Gott mit seinem großen Schöpfer: „Werde"
Das Chaos aus dem Nichts hervorgebracht,
Und aus dem Nichts den Himmel und die Erde,
War alles noch umhüllt mit finst'rer Nacht.
Nicht Blatt und Blume war herausgebrochen,
Juwel und Steine blitzten strahlend nicht;
Bis Gott das höchste Schöpferwort gesprochen,
Das Offenbarungswort: „Es werde Licht!" —
Es ist das Licht des Daseins weiße Rose,
Die an der Brust der ganzen Schöpfung steckt,
Sie ist so rein, so makellos, so dornenlose,
Ihr Blatt ist lilienrein und unbefleckt.
Es ist das Licht die Muttermilch der Seele,
An der sie stark an Geist und Sinn sich trinkt,
Es ist das Licht die Thräne im Juwele,
Die freudeblitzend durch das Weltall dringt,
Es ist das Licht das Wiegenband der Geister,
Die aus dem Grubenschacht des Geistes tief
Der unnennbare Herr, der unsichtbare Meister,
Zu Herr'n der Welt in's dunkle Leben rief.
Es ist das Licht der Stammbaum der Gedanken,
Es hängt so Blüth' als Frucht an seinem weißen Ast,
Die Zweige biegen sich, die Aeste schwanken,
Ob ihrer gottgefüllten Geisteslast,
Und nicht vom Baum des Lichts ward es gesprochen:
Du sollst nicht pflücken seine reizend süße Frucht,
Das Licht, es fällt herab, das Licht wird nicht gebrochen,

Und wem das Licht bestimmt, dem kömmt es ungesucht. —
Und weil das Licht mit seinem Wunderscheine
Das Höchste ist, was Gott der Welt gewährt,
D'rum hat er auch zum wundervollen Schreine
Für dieses Licht ein Kleinod uns bescheert:
Es ist das Aug', die kleine Wunderschale,
Mit seidnem Deckel zart und sanft bedeckt,
Da wohnt das Licht mit seinem süßen Strahle,
Da wohnt es sicher, heilig, unbefleckt,
Und mit dem Lichte zogen alle schönen Triebe
Der höhern Welt in's Menschenauge ein.
Und weil im Aug' wohnt Licht, wohnt auch die Liebe,
Und weil im Aug' wohnt Licht, ist auch ein Stern sein,
Und weil im Aug' ist Licht, ist auch im Aug' die Klarheit,
Die widerstrahlt das eingesog'ne Bild,
Und weil im Aug' ist Licht, ist auch im Aug' die Wahrheit,
Die in dem off'nen Blick als Schrift und Siegel gilt,
Und weil im Aug' ist Licht, ist auch im Aug' die Scene,
Vom schönsten Schauspiel, das ein Auge je geseh'n,
Denn weil im Aug' ist Licht, ist auch im Aug' die Thräne,
In welcher Gluth und Fluth vom reinsten Himmel steh'n.
Und weil die Strahlen des Lichtes, des süßen,
So lieblich uns füllen das Aug' und die Brust,
D'rum ist das Licht erkoren zu empfangen und zu grüßen,
Bei jeder Freude und bei jeder Herzenslust.
Wo man sich freut, wird das Licht mit seinen Farben
Geboten als des Festes allerhöchster Glanz.
Es binden sich des Lichtes Strahlengarben
Mit Sinn und Lieblichkeit zum Feuerglanz.
Wenn Abends spät der Tag nach seiner Segensreise
Beschließt der Wand'rung folgenreichen Lauf,
Dann steckt der Himmel auch in froher Festesweise,
Beleuchtend seine Sternenkerzen alle auf,
Und an der großen blauen Triumphpforte

Entbrennen Candelaber sonder Zahl und End',
Sie sagen mehr als Sinnspruch, Vers und Worte,
Devisen, Bilderkram und Transparent.
Und wenn der Tag den Umlauf hat beendet,
Die Stunden seines Reichs mit Segen ausgefüllt,
Wenn er den Blick sodann im Geist nach oben wendet,
Wird die Beleuchtung Gottes symbolisch ihm enthüllt.
In hellen Strahlen und in reinen Flammen
Erglüh'n als Inschrift und als Huldigung
Die Sternenbilder alle dort zusammen,
In sinniger und passender Vereinigung.
Der Adler erst! Es leuchtet sein Gefieder,
Er spreizt die Schwingen aus zum hohen Flug,
Es ist der Aar, der sonnennahbar wieder,
Der seinen Weg zum höchsten Aether trug,
Der Adler ist's, der stark hervorgegangen
Aus einer Zeit, die rasend war und blind und taub.
Denn für den Adler gibt es keine Schlangen,
Und für die Sonnenbahn gibt's keinen Staub.
Der Lowe dann, mit seiner Strahlenmähne,
Das Feuerauge auf die Erde ausgespannt,
Voll Großmuth bald vergessend das Gescheh'ne,
Geht er mit Liebesschritten durch sein weites Land.
Die Zwillinge ihr Farbenspiel auch bringen,
Mit Doppelstrahlen ist ihr schönes Bild umlaubt;
Wie schön ist es, wenn Kraft und Milde sich umschlingen,
Als Zwillingsstrahl für ein gekröntes Haupt!
Da strahlt ein Sternbild hoch, es ist der Becher,
Gefüllt mit Dankesthränen ist er ganz allein.
Mit Rührung hebt ihn hoch empor der Zecher:
„Hoch leb' der Winzer, der gepreßt hat solchen Wein!"
Die Wage glüht, es brennen die Gewichte,
Die Schalen schwanken, die Zunge bebt,
Doch Gnade sitzt verzeihend zu Gerichte,

Die Schale der Erbarmung siegend abwärts schwebt,
Die Lyra auch sieht man ihr Licht verbreiten,
Sie strahlt im eig'nen Glanz, er geht von ihr nur aus,
Ein unsichtbarer Finger greift in ihre Saiten,
Und lockt des Liedes vollsten Ton heraus.
Denn Saiten hat nicht blos allein der Bogen,
Die Lyra hat auch ihre Saitenschnur,
Von jener kömmt der Pfeil in's Herz geflogen,
Von diesem kömmt der Balsam für des Pfades Spur.
Ein Sternbild aber glüht im Glanz wie immer,
In niegeseh'nen Strahlen steht es wunderbar,
Die Jungfrau ist's, sie blüht im Wunderschimmer,
Ein Diadem schmückt ihr golden blitzend Haar,
Die hohe Stirn strahlt, als ob Aurore
Mit ihrem ersten Morgenlächeln sie begrüßt,
Die Augen glänzen ihr wie Meteore,
Die Wangen glühen, wie von Eos wach geküßt.
Wollt ihr den Erdennamen dieser Jungfrau kennen?
Sie heißt: „Versöhnung!“ Welch' edle Seele kennt sie nicht?
So lange Sterne steh'n, so lange Sonnen brennen,
So lange steht sie vor uns da im Himmelslicht.
Das Menschenherz ist räthselhaft gebunden,
Mit vielen Blättern ist's ein wunderbares Buch,
Geschrieben ist's mit lichten und mit schwarzen Stunden,
Geschrieben ist's mit Segen und mit Fluch.
Es haben in ihm Engel und Dämonen
Sich eingezeichnet sonder Rang und Wahl,
Mit gold'nen Sprüchen, die im Lichte wohnen,
Mit bösen Zeilen aus dem Reich der Qual.
Was sich zum Guten, was sich zum Bösen eignet,
Was uns zum Himmel, was uns zur Hölle schickt,
Sie haben auf die Herzensblätter sich gezeichnet,
Sie haben auf die Herzensblätter sich gestickt.
Und wie der Sturm der Brust in diesem Buche blättert,

Schlägt er die Blätter wild und tobend hin und her,
Bald ist das Herz voll Himmel, bald ist es entgöttert,
Bald ist's vom Bösen voll, bald ist's vom Bösen leer!
Doch hat des Himmels ewig milde Waltung,
Doch hat der weise Lenker dieser Wunderwelt
Das Menschenherz und seine freie Schaltung
Dem Menschen selber hier anheim gestellt,
Daß selber er sei Herr und Zaubermeister
Von seines Herzens dunklem Zauberbuch,
Daß er zu bannen wiss' die finstern Geister,
Daß er den Geist des Lichts zu halten such',
Daß mit den schönsten Sprüchen er die Seiten ziere,
Mit Wundersprüchen zart und mild und wundersam,
Daß er die Runenschrift des Bösen ausradire,
Und schaffe fort des Dämons blut'ges Monogramm,
Denn böse Triebe sind nur ungebet'ne Gäste
Im Herzen, das von Gott geschaffen hell und rein,
Sie sind die Störer nur bei jedem Liebesfeste,
Sie schleichen durch die unbewachte Brust sich ein.
Zum Guten ist das Herz des Menschen auserkoren,
Kommt rein und licht aus Gottes Schöpferhand.
Als Neger wird kein Menschenherz geboren,
Die Lebenssonne nur hat es oft schwarz gebraunt!
Denn Liebe steht im gold'nen Herzensbuche
Als Anfangsbuchstab groß und schön gemalt
Auf welchem Blatt man auch zu lesen suche,
Der Buchstab ist es, der am hellsten strahlt!
Der Glaube dann, der Witwensitz der Seele,
Wenn sich sein Glück zu Grab gelegt,
Die Hoffnung dann, des Lebens holde Philomele,
Die g'rad in finst'rer Stund' die schönsten Lieder schlägt!
Das Mitleid auch, des Herzens Trauerweide,
Die an dem Bach der Thränen sinnend steht,
Das Haar gelös't von Gram und stillem Leide,

Aus deren Zweigen Trost und stille Wehmuth weht!
Doch die Versöhnung bleibt die himmlischste Devise,
Die Gott auf's Herzblatt jedes Mannes schrieb,
Sie war's die auf der Flucht vom Paradiese
Als Heimatsschein des Himmels bei ihm blieb.
Ihr Auge schwimmt im Glanz der lieblichsten Beleuchtung,
Im Glanz der Thräne, die so rührend niederquillt.
Versöhnung ist der Stern, den Engel angezündet,
Wenn heim der Menschheit Genius wieder kehrt,
Nach seiner Göttersendung fröhlich dann verkündet,
Daß er dem Irrenden Verzeihung hat gewährt.
Und alle andern Sterne in hoher Freude beben,
Und schließen um die Jungfrau einen Strahlenkreis,
Und ihre lichtgestickte Inschrift heißt: Vergeben
Ist aller Herzen, aller Kronen allerhöchster Preis!

„Eine brennende Frage, welche nur ein hochverehrtes Publikum zu löschen im Stande ist,“

oder:

Für wieviel wohlthätige und Armen-Anstalten lies't ein deutscher Schriftsteller, wenn er einmal für sich selbst lies't?

Es gibt nur eine brennende Frage, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, die brennheiße Frage: „Wo nimmt man Geld her?“

Diese Feuer-Frage kann auch nur durch ein Löschungsmittel gelöscht werden: durch Pumpen!

Täglich mehren sich die brennenden Fragen, aber immer seltener werden die Pumper.

Wir haben eine Geld-Klemme und eine Pump-Klemme. Die kleinen Pump-Brunnen sind ganz wasserklein, nur die großen geben noch ein paar Tropfen. Wir glauben immer, der große Schiller hat den großen Pump-Brunnen gemeint, als er sein Räthsel schrieb:

„Zwei Eimer sieht man auf und ab
In einen Brunnen steigen.“

Die zwei Eimer sind die Gebrüder Rothschild!

Diese Pumperei ist eine europäische Pumperei ohne Unterschied des Ranges, der Person und des Glaubens; ja die Türken selbst gehen schon in die Pumper-Metten!

Die Maschinen dieser Pumpen sind verschieden, die gewöhnlichen Pumpen sind so beschaffen: Einer zieht beständig und der Andere, der d'runter kömmt, ist begossen. Die großen Pumpmaschinen sind schon mit Hochdruck.

Was ist Geld? Die Philosophen sagen: Das Geld ist eine Idee. Fragt man die Philosophen: Haben Sie Geld? so sagen sie: keine Idee! Also ein Philosoph ist ein Mensch, der kein Geld und keine Idee hat! Unsere jungen Männer denken auch, das Geld ist eine Idee, darum suchen sie zur Heirath nur ein Ideal! Nach der Hochzeit schlägt der Mann ihre Idee durch und von seinem Ideal bleibt nichts als das Material.

Mit den Geldsorten geht es wie mit den Menschen überhaupt, die guten liegen schon in der Erde.

Sie werden sich wundern, m. s. H. u. H., daß ich mich so lange bei dem „Geld“ aufgehalten, aber es geschieht nur, um das Geld zu beschämen, weil es sich bei mir gar nicht aufhält.

Die Schriftsteller gehen mit dem Geld um wie mit ihren Schriften, sie können beide nicht im Kasten behalten, gleich veranstalten sie eine Ausgabe.

Einem witzigen Schriftsteller besonders geht's mit dem Witz wie mit dem Geld; er kann keinen Groschen Geld unterdrücken, gleich muß er unter die Leut'; und blutfremde Leute geben Beide für die ihrigen aus. Ein witziger Schriftsteller muß mit seinem Witz umgehen wie mit zwei Dienstboten: Einmal erlaubt er dem *Geld auszugehen*, ein andermal erlaubt er dem *Witz* auszugehen, er wär' geliefert, wenn ihm alle Beide auf ein Mal ausgingen.

Aber der Witz ist ein viel honetterer Mensch als das Geld. Wieviel Mal ist mir schon das Geld ausgegangen, und nicht ein einziges Mal ist es wieder zu mir heimgekommen! Da ist der Witz ein anderer Kerl, wie oft ist heut' ein Witz von mir ausgegangen und ist mir nach vier W.chen kurios *heimgekommen*; aber sonderbar, mein Logis hat er nie wieder gefunden, immer hat er mich in einem andern Logis getroffen! —

Jeder Mensch, m. f. H. u. H., ist geboren mit dem Talente, sich Geld zu machen, die armen Leute das sind blos *unterdrückte Talente!*

Der Mensch kömmt zu Geld, er weiß oft nicht wie, er kömmt zu Witz, er weiß oft nicht wie.

Wenn Sie mir, m. f. H. u. H, erlauben, werde ich Ihnen erzählen, wie ich zu so viel Geld und zu so viel Witz gekommen bin.

Ich bitte demüthigst um Entschuldigung, daß ich von mir spreche; allein das ist das Unverfäng-

lichste, was man thun kann, man soll jetzt von Nichts und von Niemand sprechen.

Aber eigentlich soll man auch von sich nicht sprechen, denn sagt man etwas Gutes von sich, so glauben's die Leute nicht, und sagt man was Schlechtes von sich, so sagen die Leut': „Das haben wir schon gewußt!"

Ich für meine Person habe an und für mich gar keinen Anspruch auf das Reich des Witzes, allein ich habe in Preßburg einen witzigen Großvater gehabt, der gestorben ist, und da fiel mir ein: mein Großvater war ein Witzkopf, er ist aber längst gestorben, folglich bin ich jetzt ein großer Witzkopf! —

Meine humoristische Geldunterhaltung mit meinem Großvater, als er noch lebte, begann also:

Als ich in meinem zwölften Jahre Ungarn verließ und nach Prag ging, konnte ich nicht deutsch lesen und schreiben; Sie sehen, „was Hänschen nicht lernt, holt Hans nicht mehr ein!" Aber ich war darauf erpicht, lesen und schreiben zu lernen, damals glaubte ich noch, ich werde es einmal später brauchen können.

Als ich von meinem Großvater Abschied nahm, sagte er: „Das erste Schreiben, das ich von Dir sehen werde, wird mir lieber sein als hundert Gulden."

In kurzer Zeit schrieb ich an ihn: „Lieber Großvater, schicken Sie mir die bewußten hundert Gulden, was d'rüber ist, schenken Sie einem Armen!"

Das schrieb ich ihm vergebens 10, 12 Mal.

Nach einigen Tagen wurde ich zum Banquier Przibram gerufen: mein Großvater hat mir hundert Gulden angewiesen. Mit diesen hundert Gulden schrieb er mir: „Dein Schreiben, lieber Enkel hab' ich erhalten, Deine Schrift gefreut mich sehr, aber Dein Styl gefällt mir nicht; ich bin ein einfacher Mensch, Dein Styl aber kömmt mir zu hochdeutsch vor!"

Hundert Gulden! Hundert Gulden Zwanziger! Ja, es gibt noch große Erinnerungen!

Soll ich Ihnen die Lebensgeschichte dieser hundert Gulden erzählen? Sie ist kurz: im Anfang war nichts! dann war Chaos, dann wurden hundert Gulden, und es ward Abend und es ward Morgen und dann war gleich wieder — nichts!

Nach einigen Tagen wurde ich wieder zum Herrn Przibram gerufen; mein Großvater hat mir wieder hundert Gulden angewiesen!! Die hundet Gulden blieben mir ein Räthsel, aber schon am Morgen war ich enträthselt.

Nach einigen Tagen erhielt ich ein Schreiben von meinem Großvater: es sei ein Irrthum geschehen, sein Comptoir habe die hundert Gulden doppelt angewiesen, ich möchte ihm also die hundert Gulden zurückschicken

Aus Privatgründen war ich gehindert, diese Zurückschickung in Ausübung zu setzten. Mein Großvater

schrieb mir zehn Mal um diese hundert Gulden! Ich hüllte mich in ein geheimnißvolles Schweigen! Endlich schrieb er mir: „Ich verzichte schon auf die hundert Gulden, aber warum schriebst Du mir auf zehn Briefe keine Antwort, Du bist doch gesund, wirst Dir an den zweihundert Gulden nicht den Magen verdorben haben!"

Darauf antwortete ich ihm: „Lieber Großvater! Warum ich Ihnen auf die zehn bewußten Briefe keine Antwort schrieb? Damit Sie auch einmal erfahren, wie es schmeckt, wenn man zehn Mal um hundert Gulden schreibt, und keine bekömmt!"

Nach vielen Jahren ist dann mein Großvater gestorben und ich hab' mich in den Besitz des Witzreiches gesetzt, ohne ein anderes Recht dazu zu haben, als daß mein Großvater ein großer Witzkopf war.

Nun bin ich in einer großen Klemme; soll ich dieses Reich weiter fortregieren? Dazu muß ich das hochverehrte Publikum abstimmen lassen!

Wie aber soll ich das anfangen?

Durch Stimmenmehrheit? Da fürchte ich wieder, es sind viele Ehemänner mit ihrer theuren Hälfte da, die Männer haben wohl „Sitz," aber keine „Stimme." Aber es nützt nichts, es handelt sich um die Fortdauer meines Witz-Reichs, und da muß ich Sie demüthigst bitten, alle Schüchternheit bei Seite zu legen und folgendermaßen durch „oui" oder „non" mit Ihren allgemeinen Nationalwillen kund zu geben.

Sie, m. f. H. u. H., haben **drei freie** Wahlen:

1. Auf keinen Fall dürfen Sie „**non!**“ sagen.

2. Wenn Sie schweigen, können Sie inwendig „non“ sagen.

3. Wenn Sie aber denken, es ist besser, daß das Reich des Witzes von Dem regiert wird, den wir schon kennen, es könnte ein Anderer kommen, der das Reich des unruhigen und ewigwandelnden Witzes ganz jedem Witzproletarier preisgäbe, wir wollen Dich also haben, selbst um den Preis von schlechtem Witz, dann sagen Sie gefälligst, mit eben so viel Bangen und Resignation wie am Traualtar, Ihr süßes, jungfräuliches: „**Oui!**“

Dafür, m. f. H. u. H., verspreche ich dankbar und feierlich, durch mich wird der europäische Friede nicht gestört.

Wenn Sie mir nur noch eine schöne Civil-Liste anlegen, dann will ich blos meine innern Angelegenheiten friedlich arrangiren, und die Menschen und die Leidenschaften in mir selbst zur auserlesensten Tugend zusammenregieren.

Denn, glauben Sie mir, m. f. H. u. H., in jedem Menschen stecken **alle Menschen**, aber nur selten — **ein wahrer Mensch**. Jeder Mensch ist ein allgemeiner „Handels- und Gewerb-Schematismus.“ Geht der Mensch vor einem Hausbau vorbei, da steckt der Baumeister den Kopf heraus und raisonnirt darüber. Geht er an einem Kranken vorbei, so steckt

der Arzt den Kopf heraus und schlägt ihm ein Mittel vor; hört er von einem Prozeß, steckt der Advocat den Kopf heraus und sagt: da wüßte ich einen feinen Kniff! Geht er beim Finanz-Ministerium vorbei, so steckt der Financier den Kopf heraus und sagt: ich wüßte aber ein Project! Geht er an einem Ehemann vorbei, der eine schöne Frau hat, so steckt der Hausfreund den Kopf heraus, und schlägt den Mann freundlich auf die Schulter; den Esel schlägt man, die Frau meint man. Geht er an einem Großen vorüber, so steckt der Servile den Kopf heraus und sagt: Ihr ergebenster Knecht u. s. w., u. s. w.

Wenn man aber dem Menschen, in dem alle Menschen stecken, an das Herz schlägt, da steckt gar kein Mensch den Kopf heraus!

In einem deutschen Schriftsteller, m. s. H. u. H., stecken auch nicht nur Menschen und alle Unmenschen, sondern obendrein auch noch eine Menge Armen- und Wohlthätigkeits-Anstalten! Man sieht's so einem magern dünnen Schriftsteller gar nicht an, was für eine Menge Quartiere in ihm zu vergeben sind.

Mancher Schriftsteller könnte einen Zettel an sich heraushängen: „Hier ist der ganze leere erste Stock zu vermiethen."

In einem Humoristen und Schriftsteller überhaupt wohnen zuerst die neun Musen, durch deren Barmherzigkeit er sich zur Noth erhält, er hat also

in sich das „Institut der barmherzigen Schwestern." Ein Humorist muß hören und stumm sein, also in ihm ist auch das „Taubstummen-Institut." Die Liebe ist blind, in einem Dichter wohnen immer ein Dutzend Lieben, also ist in ihm auch ein „Blinden-Institut." Der Dichter denkt: „das ist witzig" und irrt sich, er denkt sich, das Buch erlebt die zweite Auflage und irrt sich, er denkt, man wird's lesen und irrt sich, es ist in ihm also auch eine „Irren-Anstalt." In den größeren Dichtern, Schiller, Goethe, an deren Gesängen die Leidenden Trost finden und die Gebeugten sich aufrichten, ist auch eine „Heil-Anstalt für Gemüthskranke;" in andern Dichtern, welche die jungen Ideen von fremden annehmen und wie die eigenen erziehen, liegt auch eine „Säuglings-Bewahranstalt;" in andern armen Dichtern errichtet das Silber, welches ihre Saiten austönen, zusammen mit dem Gold der „Morgenstunde" eine „wechselseitige Capital- und Renten-Versicherungs-Anstalt" und in wieder andern wohnt sogar eine „Anstalt für entlassene Sträflinge!"

Sie sehen also, m. f. H. u. H., für welche Massen von wohlthätigen Anstalten ein Schriftsteller ein Concert gibt, wenn er's für sich gibt.

Ach, die gute Wohlthätigkeit! diese edle Himmelstochter, was muß die nicht Alles verantworten! und was hat sie nicht Alles zu leiden und zu dulden! Wo ein schlechter Dichter ein schlechtes Werk geschrieben,

wird's zum Besten der Wohlthätigkeit gedruckt! Wo ein Componist ein Faß voll schlechter Noten in die Welt rollen lassen will, muß die Wohlthätigkeit die elende Composition aufführen lassen! kurz, wo nur was Albernes und Obscures sich der Welt aufdringen will, muß die arme Wohlthätigkeit Gelegenheitsmacherin sein! Wenn die gute Wohlthätigkeit das Alles selbst lies't und hört, was ihr gewidmet wird, so ist es kein Wunder, daß sie sich bald ganz und gar von der Erde zurückziehen wird.

Die Wohlthätigkeit ist da die göttlichste Blume, wo sie mit natürlichem, reifem Stengel im wohlthätigen Herzen blüht, aber sie täuscht oft, es ist oft nur oben das aufgeplatzte Geblätter auf dem Draht der Eitelkeit, die auf, aber nicht im Herzen wurzelt; und leider ist sie nicht selten anstatt der Duft der Seele, nichts als der Dünger des Eigennutzes!

Wir armen Recensenten, wir sollen nun alles das Elende, all' diesen Abhub von schlechten Talenten loben, weil es unter dem prunkenden Mantel der Wohlthätigkeit, oder unter der gleißenden Aegide des falschen Patriotismus erscheint!!!

Aber wir Recensenten loben es doch, weil wir Recensenten überhaupt gute Herzen haben! Und man verkennt uns zarte Wesen noch!

O, nicht nur die armen Recensenten, sondern die Armen alle überhaupt haben gute Herzen.

Das Sprichwort sagt ja: Alle armen Leute haben gute Herzen.

Wissen Sie, m. f. H. u. H., woher das kömmt, daß die armen Leute gute Herzen haben?

Wenn Sie mir erlauben, erzähle ich Ihnen, woher das kömmt.

Einst stellten sich vier curiose Personen zu einer Reise zusammen, nämlich: die Wahrheit, die Lüge, die Migraine und das gute Herz. Sie nahmen ihre Heimatsscheine; die Wahrheit vom Licht, die Lüge von der Finsterniß, die Migraine von der Atmosphäre und das gute Herz von der Wohlthätigkeit.

So reis'ten sie ab, erreichten eine Stadt und suchten Quartier, jedes für sich.

Sie versuchten ihr Heil. Die Wahrheit ging durch die Stadt, sah über einer Thüre ein Schild mit goldenen Buchstaben:

„Zeitungs-Redaction!“

Ah! dachte die Wahrheit, da werd' ich willkommen sein! Sie tritt ein; man kömmt ihr freundlich entgegen: „Wollen Sie etwas inseriren lassen? Die Petitzeile 10 Kreuzer, drei Mal 16 Kreuzer.“

Die Wahrheit sagt: „O, nein, ich möchte bei Ihnen um ein bescheidenes Unterkommen bitten!“

„Es thut mir leid“ sagt der Redacteur, „wir haben für Sie keinen Platz, wir sind so übersetzt!“

Die Wahrheit versucht's weiter und spricht:

„Ich spreche alle Sprachen, was ich schreibe ist einfach, aber es hat eine unglaubliche Gewalt!"

„O," sagt der Redacteur, „wir können die Wahrheit zu nichts brauchen, als bei einem Artikel, zum letzten Artikel": „bei den angekommenen Fremden!"

Die Wahrheit lächelt satyrisch, empfiehlt sich und spricht: „Wohlan, Herr Redacteur, setzen sie morgen unter ihren „abgereisten Fremden": die Wahrheit!"

Indessen ist die Lüge ihrerseits gegangen Quartier zu suchen. In den Straßen lief ihr Alles nach, Jeder riß sich um sie, der Eine sagte: „Komm' zu mir, ich brauch' Dich heute zu einer Abendgesellschaft!" Der Andere sagte: „Komm' mit mir, ich muß eine Correspondenz-Nachricht für auswärtige Blätter schreiben." Der Dritte sagte: „Mit mir komm'! Ich brauch' eine falsche Nachricht für die Börse!"

Kurz, die arme Lüge wurde bald erdrückt. In diesem Zustand fand sie die Wahrheit, die sagte ihr: „Ich weiß ein ruhiges und sicheres Quartier für Dich, dort bei der Zeitungs-Redaction" Die Lüge ging hin, und wahrscheinlich ist sie dort geblieben.

Die arme Wahrheit aber klopfte an jedes Haus, an jede Thüre, fand nirgends Einlaß; so ging sie bis zum andern Stadtthor hinaus, da war der „Friedhof." Ach, dachte sie, so wird vielleicht ein

Platz da für mich sein. Aber sie täuschte sich! Da stand z. B. auf einem Leichenstein, den eine Frau ihrem Mann setzte: „Er ist heimgegangen in Frieden!“ und das ist doch nicht wahr! So oft der Mann heimgegangen ist, ist er stets „in Krieg“ gegangen! Auf einen anderen Grabstein setzte eine Frau: „Er wartet hier auf ein besseres Leben, mein Schmerz ist stumm!“ und auch das ist grad verkehrt: „Sein Schmerz ist stumm, und sie wartet hier auf ein besseres Leben!“

Die Wahrheit fand auch da kein Unterkommen, und so, m. s. H. u. H., wandelt sie noch heute obdachlos herum, wenn Sie ihr ein gutes Quartier wissen, würden Sie in Wahrheit ein gutes Werk thun.

Den andern beiden, der „Migraine“ und dem „guten Herzen,“ ging's eben so. —

Die Migraine kam mit einem Bischen Schauer zu einem blutarmen Mann, als der das erste Bischen Schauer verspürt, steht er auf und hackt Holz, sägt Holz, und arbeitet, plagte die Migraine wie ein Thier, um sie in Schweiß zu bringen, die Migraine kann's bei dem armen Mann nicht aushalten, entflieht, schwört, nie zu ihm zurückzukommen, und geht und probirt's bei einem vornehmen Mann. Kaum der vornehme Mann die Migraine kommen sieht, läßt er ihr ein üppig Bett machen, läßt ihr Thee anbieten, Riechwasser, traktirt sie mit Compot und edlen Früchten, kurz, die Migraine wurde so bewirthet,

daß sie dankbar sagte: „Bei den vornehmen Leuten bleib' ich schon!“

Während der Zeit ist das gute Herz bei einem reichen Wucherer eingekehrt. Bei dem Mann hatte das gute Herz eine qualvolle Existenz. Wenn Jemand Anderer ein gutes Geschäft machte, gab es ihm einen Stich in's Herz; wenn Jemand Geld zu geringen Procenten auslieh, zerriß es ihm das Herz; wenn Jemand glücklich wurde, kehrte es ihm das Herz um; kurz, das gute Herz konnte es bei dem reichen Wucherer nicht aushalten, lief davon und sagte: „Nun probir' ich's grad' bei einem armen Teufel!“ Bei dem armen Teufel hatte das gute Herz, was es nur haben wollte! Wenn Jemand in der Nachbarschaft ein Unglück traf, war der arme Teufel gleich bereit zu helfen; wenn Jemand in Leid und Thränen ausbrach, der arme Mann fühlte Mitleid; wenn Jemand weinte und klagte, so weinte und klagte der arme Teufel mit; wenn Jemand glücklich wurde, freute sich der arme Mann mit, kurz, er lud sein Herz überall ein, überall mußte sein Herz Theil nehmen an Anderer Leid und Freud; da sagte das gute Herz: „Ich bleib' einmal bei den armen Leuten! Die haben zwar nichts, aber sie sagen doch gefühlvoll: „Herz, was begehrst Du?“ Seitdem, m. f. H. u. H., haben die Armen das gute Herz, und wo Jemand weint, weinen die armen Leute mit, ihre Augen stets voll Thränen, denn die Thränen, von welchen ihre

Augen überfließen, sie sind der einzige Ueberfluß der Armen!

Daß aber alle armen Leute wirklich gute Herzen besitzen, werde ich die Ehre haben, Ihnen an mir selbst zu beweisen. Ich bin nämlich so frei bei meiner geistigen Armuth, Ihnen aus gutem Herzen zum Beschluß einen winzigen Weihnachtsbaum mit kleinen, bunten Gedanken-Lichtlein und Fragen Bonbons anzuzünden, vielleicht ergötzt das Eine oder das Andere Sie mit seinem Bischen Glitzern.

1.

Liebe, Glaube, Hoffnung
Sind heilige drei Könige,
Denn höhere und edlere
Gibt's im Leben wenige!
Triffst Du sie in Deinem Herzen an
Dann geht Dir stets ein Stern voran;
Dann wandle ruhig weiter
Durch finst're Nacht doch heiter,
Dieweil Du liebst, so mußt Du suchen
Und weil Du hoff'st, mußt Du's ergründen,
Und weil Du's glaubst in Frommheit
Mußt Du den Erlöser finden!

2.

Wie hieß das erste „Börsen-Gesetz“ und wer gab es? —

Das erste Börsen-Gesetz gab Moses, und es hieß:
Du sollst nicht stehlen!

3

Der Mensch mit seinen Gliedmaßen kann Alles im Leben sein. Mit herabhängenden Armen ist er eine Trauerweide; mit einem Arm ausgestreckt, ist er ein Wegweiser; mit den Armen über das Haupt emporgestreckt, eine Tranchirgabel; die Arme in die Seite gestemmt, ein Henkelkrug zum Anfassen; mit beiden Armen rechts und links ausgestreckt, ein Kreuz, das Zeichen der heiligen Liebe, die Liebe die Menschheit an's blutende Herz zu drücken.

4.

Die Thränen, welche die Frauen im Theater vergießen, sind Denuncianten, sie denunciren die heimlichen Mißhandlungen der Ehemänner.

5.

Wie entstand das Sternbild: die Jungfrau!? —

Ein weibliches Herz, das unvermählt, einsam sein leider verkanntes Leben unter dem Herzgitter vertrauert, allein geweint, allein gelitten, von dem bittern Hohn der Menschen langsam gefoltert, kam und brachte dem Schöpfer eine „Rose" mit und die Rose sprach für die Verstummte: „Mich hat der Westwind gepflegt, der Südwind entfalten, der Ostwind gebleicht und der Abendwind hat mich welk gemacht und getrocknet, aber ich komme als reine Rose, Niemand hat mich gepflückt und Niemand geknickt!"

Da nahm der Himmel die Abgeschiedene bei der Hand und sagte: „Du sollst an meinem Himmel glänzen als Sternbild: Die Jungfrau!“

6.

Jeder Mann liebt nur ein Mal im Leben! Wer's anders sagt, verleumdet die Männer! Er liebt nur ein Mal! Wenn er dann aufhört zu lieben, ruft er aus: „So! das ist jetzt ein ganz anderes Leben!“ Dann in diesem seinen andern Leben liebt er wieder nur einmal in seinem Leben! Und so immer fort. Aber nur immer ein Mal im Leben!

7.

Der Mensch thut von Allem dem nichts, wozu er bestimmt ist. Er soll im Schweiße seines Angesichtes sein Brot essen, und darum ißt er erstens kein Brot, sondern Semmel, und dann ißt er es nicht im Schweiße seines Angesichts, sondern im Schweiße des andern Angesichts; — „Er soll sie beherrschen“ und sie beherrscht ihn; — er soll Vater und Mutter verlassen und an seinem Weibe hängen, und wenn man alle Anhängsel der Weiber nachsieht, hängt Alles dabei, nur ihr Mann nicht; und endlich heißt's: Und der Mensch soll aufrecht gehen, und der Mensch geht doch immer auf — Unrecht!

8.

Es gibt jetzt viele Curpfuscher. Wer ist der größte Curpfuscher?

— Der einem schönen Mädchen zwei Jahre lang glücklich die Cour macht und endlich die ganze Cour verpfuscht und sie heiratet.

9.

Spanien ist dadurch arm geworden, daß es das reiche Indien entdeckt hat. Das menschliche Herz ist oft ein solches Spanien, es steht am Ende als Bettler da, weil es zu viel Reichthum an Liebe, Großmuth und Mitgefühl in sich entdeckt hat!

10.

Warum sind alle Hazardspiele verboten, nur das Heiraten nicht?

Weil man weiß, beide Spieler werden Einer dem Andern bald gerne das Herz zurückgeben, welches sie von einander gewonnen haben.

11.

Durch nichts sind so viele Menschen schon krank geworden als durch Gesundheittrinken.

12.

Welche ist die einzige, wahre und glücklichmachende Freiheit? —

Welches ist des Menschen beste Freiheit,
Möchtet Ihr wohl gerne wissen! —
Ist's die Freiheit des Volkes?
Die hat stets die Völker zerrissen!
Ist's die Freiheit der Lehre?
Die brachte stets Irrthum statt Wissen.
Ist's die Freiheit des Denkens?
Die spielt stets mit wurmigen Nüssen!
Ist's die Freiheit der Presse?
Die hat stets selbst sich zu Tode gebissen!
Ist's die Freiheit der Frauen?
Die war stets nur der Frechheit beflissen!
Ist's die Freiheit der Bühne?
Die hat stets im Schmutz getaucht die Coulissen!
— Es gibt nur *eine* Freiheit,
Die man nicht leicht kann vermissen,
Die allein für die Menschen ist:
Die *Freiheit im freien Gewissen.*

13.

Nur zwei Nationen haben vorzugsweise „*Humor*": die Engländer und die Deutschen; aber sie unterscheiden sich in ihrem Humor wie in ihrem *Rindfleisch*. Der englische Humorist gibt seinen Humor als Roastbeef her, tüchtig und massig, halbgar und doch schmackhaft gebraten. Der Deutsche hingegen steckt seinen Humor als Rindfleisch erst in einen großen Topf Wasser, und kocht eine Schüssel voll schwacher Suppe heraus, dann erst richtet er das halbgekochte Rindfleisch an, und nicht selten hackt er den Ueberrest noch zu „Lumpenstrudeln!"

14.

Warum fangen so manche Männer erst im höheren Alter an, recht verliebt zu werden?

— Weil ihre Herzen wie gute Keller sind, im Sommer sind sie kühl und erst im Winter werden sie warm!

15.

O, Menschenkind, schau' nur den Obstbaum an,
Und nach ihm richte Dein Leben sodann,
Grad' wenn Du was bist und wenn du was hast,
Und wenn von Früchten schwer ist Dein Ast,
Dann neig' Dich und laß' Deinen Ast sich bücken.
Auf daß die Menschen unten leichter sie pflücken!

16.

Wie unterscheiden sich die Männer von den Frauen in der Weise, wenn sie aufhören zu lieben?

— Der Mann, wenn er einem Frauenzimmer sein Herz voll mit Liebe geschenkt hat und sie hat endlich das Herz ausgetrunken, so bricht er ab und sagt gar nicht: „Gib mir mein leeres Herz zürück;" ein Frauenzimmer, wenn es einem Manne ihre volle Herzflasche geschenkt hat und er hat sie leer getrunken, so fordert sie beim Abbrechen immer die „leere Flasche" zurück!

17.

Was sind die vielen Nordlichter, die man jetzt sieht, für Geschöpfe? —

— Das sind lauter Actionäre auf Nordbahn, die leuchten und glänzen beim Steigen.

18.

In was sind die „Freiheit" und die „Cholera" gleich und inwieferne sind die „Freiheit" und die „Cholera" verschieden?

— Gleich sind sie darin, daß über beide unendlich viel geschrieben worden ist und doch hat noch kein Mensch ihren wahren Charakter erkannt; und verschieden sind sie darin: die Cholera verweilt desto länger, je schlechter sie behandelt wird, die Freiheit aber verschwindet sogleich, wenn und weil sie von der Menge schlecht behandelt wird.

19.

Was zieht jetzt die vielen Egyptier so sehr überall nach ganz Europa? —

— Das Heimweh nach der egyptischen Finsterniß.

20.

Der Mensch soll gar nicht mehr fragen: „Warum?" Das Wort „warum?" muß er sich ganz abgewöhnen. Sie werden mich fragen: „Warum soll der Mensch nicht mehr fragen: „warum?" Daraus, daß daß ich Jenen diese Frage nicht beantwortete, werden Sie deutlich ersehen: warum!

21.

Das Schweigen ist der Gott der Glücklichen, der Schutzengel der Schwachen, der Vormund der Gescheidten, der Teufel der Verstockten und der Hofgerichts-Advocat der Dummen.

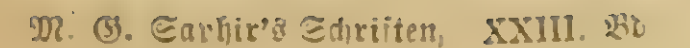
22.

Inwiefern sind Minister und Pantoffel sich oft gleich? —

Man gewinnt Beide oft erst dann lieb, wenn sie — abgetreten sind.

23.

Die kleinen Erscheinungen in der Weltgeschichte pflanzen sich fort, die großen Erscheinungen haben keine Folgen! So ist es auch im Menschengeschlecht selbst; die Zwerge vermehren sich, die Riesen aber haben keine Kinder.



Bemerkungen über Menschen und Thiere nebst ihrem Winter- und Sommervergnügen,

oder:

Wenn sich die Saphir'sche Akademie in Baden auch aus dem Staub machen wird, was wird den Kurgästen für die Kurtaxe an Netto Staub übrig bleiben.

Der allgemeine Mensch, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, kömmt aus dem Staub und geht in den Staub, der allgemeine Mensch ist also ein allgemeiner Badner. Schon der erste Mensch war so ein Kurgast, er ging ganz allein in dem Park herum, nicht nur Mittags, um sich für sein Diner selbst zu braten, er ging den ganzen Tag in dem lieben Park herum, und es ist ihm, wie einem Badner Kurgast, so viel Vergnügen bereitet worden, daß er vor lauter Amusement eingeschlafen ist.

Während er schlief, wurde ihm die Kurtaxe aus den Rippen herausgeschnitten; glauben Sie aber, daß man ihm für diese Kur-Taxe Vergnügen bereitet hat? Gott behüte! Ein Weib hat man ihm daraus gemacht!

Ist denn die Kur-Taxe da, um den Kur-Gästen Vergnügen zu machen? Im Gegentheil, die Kurgäste sind da, um der Kur-Taxe Vergnügen zu machen.

In der Liebe, m. f. H. u. H., gibt es auch eine Kur-Taxe. Man hat jetzt für „Lieben" eine andere Bezeichnung: „die Kur machen." Die Liebe ist die Kur und die Ehe ist die Kur-Taxe, die Taxe, die der Mann für die Kur bezahlen muß, und nachher wundert sich der verliebte Kurgast auch, daß ihm die Kur-Taxe so wenig Vergnügen verschafft!

Liebe und Ehe! Ledig und verheirathet! Sein oder nicht sein! Wer ledig bleibt, bereut es, wer heirathet, bereut es auch! Wer ledig bleibt, bereut einsam, wer heirathet, bereut in Gesellschaft, da ist doch Abwechslung. Heute bereut er und sie hat Schadenfreude, morgen bereut sie und er hat Schadenfreude.

Der Mensch also ist im Allgemeinen Staub, der Mann ist Staub aus der ersten Hand, die Frau ist Staub aus der zweiten Hand, und aus der zweiten Hand ist alles viel theurer.

Was, m. f. H. u. H., hat der Staub für Vergnügen? Wann ist der Staub so recht seelenvergnügt? Wenn nicht aufgespritzt wird; da sagt der Staub, das ist mein Paradies; wir Badner Kurgäste sind Staub, in Baden wird nicht aufgespritzt, folglich ist Baden unser Paradies. — Es ist sonderbar wie sich die Zeiten ändern, die erste Frau war Staub aus Staub, und als der Mann diesen Staub sah, sagte

er: „Das ist Fleisch von meinem Fleisch, und Bein von meinem Bein.“ — Jetzt — wenn ein Mann oft so eine modern gekleidete Frau sieht, glaubt er — es ist Fleisch und Bein, es ist aber nichts als — Staub! —

In welcher Beziehung, m. f. H. u. H., war der erste Mann der glücklichste Ehemann? In Beziehung der Wohlfeilheit der Frauen-Toilette, die schönsten Crinolinen sind auf dem Baume gewachsen!

Also die ersten zwei Kurgäste haben schon Langeweile gehabt, und aus Langeweile haben sie gesündiget; -- das Geschlechts-Register der Sünde ist ganz einfach: Der Vater heißt „Müssigang“ — und die Mutter heißt „Langeweile.“

Der Mensch sucht sich die Zeit zu vertreiben und sündiget darauf los; so glaubt er sich die Zeit zu vertreiben, und vertreibt sich mit der Zeit auch die Ewigkeit. —

Warum, m. f. H. u. H., war die Sündenfrucht ein Apfel, warum nicht eine Birn — oder sonstiges Obst? Weil jede Sünde nur von einem Apfel herrührt — vom Augen-Apfel. — Der Augen-Apfel ist der Sodoms-Apfel der Wollust, der Stech-Apfel der Begierde, der Gallapfel der Scheelsucht der Zankapfel des Neides und der Reichsapfel im Reiche der Leidenschaft. — Die Langeweile, m. f. H. u. H., ist vom Anfang der Welt bis jetzt gleich geblieben, sie ist immer ein und dieselbe Lange-

weile. — Aber die Sündenäpfel haben sich in verschiedenen Gattungen vermehrt; wie vielerlei Sorten Sündenäpfel hat nicht unsere jetzige Obstbaum-Cultur; Borsdorfer-Sünden, Maschanster-Sünden, die auf lauter Apfelbäumen wachsen. — Hier in Baden ist eine löbliche Ausnahme, ganz schöne, starke, baumhohe Langeweile, und nicht das kleinste Apfelbäumchen. —

Es ist bekannt, im Paradiese haben alle Thiere gesprochen, da war noch allgemeine Conversation, die großen Thiere haben mit den kleinen Thieren ganz freundlich gesprochen. — Als der Mensch erschien, hat man den Thieren die Sprache genommen und sie dem Menschen gegeben: daher kommt es, daß noch viele Menschen die Sprache der Thiere an sich haben: die Ehemänner brummen wie die Bären, die Ehefrauen schreien wie die Pfauen vor dem Donnerwetter, die Zeitungsschreiber quacken wie die Frösche, Charlatane klappern wie die Störche, die Diplomaten gackern wie die Hühner bevor sie Eier legen, die Oppositions-Mitglieder im Parlament grunzen wie die Wildschweine, die dummen Kerle überhaupt sprechen die Sprache der Esel und sagen: I-a! I-a! I-a! und alle Leute, die ihre Steuern und Schulden nicht bezahlen wollen, sprechen die Sprache der Katzen und Wölfe — sie heulen und jammern.

Es ist bekannt, daß der Mensch die Sprache bekommen hat, um zu schweigen, und ich füge hinzu, der Mensch hat den Verstand bekommen, um sich

dumm zu stellen. Dem ersten Menschen ist es mit dem Geschenk der Sprache schlecht gegangen; so lange er allein war, hatte er mit Niemanden zu sprechen, und als er seine Frau bekam, ist er nicht mehr zu Wort gekommen.

Die Schlange hat auch gesprochen; die Schlange war die Hausfreundin und die Hausfreundinnen sind für den Mann gefährlicher als die Hausfreunde. Die Schlange hat die Menschen zur Sünde verführt, die Menschen wurden schlecht und verdorben, obschon es noch keine Buchdruckerkunst gab, die Menschen wurden räuberisch und gewaltthätig, noch bevor es Journale und Pari=Actien gab, und die Söhne der Großen liebten die Töchter der Kleinen, noch bevor es Badesaisons und Reunionen gab, kurz alle Menschen waren krank und schlecht, und der Himmel hat die Wasserkur mit ihnen probirt; Menschen und Thiere wurden nach Gräfenberg in die Arche Noe geschickt. — Noe, seine Kinder, ich und noch zwei mittlere Thiere bildeten das Kur=Comité.

Sie werden sich wundern, m. f. H. u. H., daß ich schon in der Arche mit war! Das ist die Folge der Seelenwanderung. Ich erinnere mich sehr wohl, ich existirte in der Arche Noe als ein „Schaf," als „gutes Schaf!" — So, m. f. H. u. H., kann sich mit der Zeit die Natur verändern.

In der Arche Noe hatte ich Gelegenheit gehabt, die Gedanken und Gewohnheiten der Thiere kennen

zu lernen, ich habe mich überzeugt, daß die Menschen gar keine Idee von der Thierwelt haben, daß sie nicht nur ihre Neben-Menschen, sondern auch ihre Nebenthiere — schief beurtheilen, verkennen und verleumden.

Ich hatte Zeit zu diesem Studium, zum Kurmachen war keine Gelegenheit, denn alles kam leider paarweise — Mann und Frau. — Jedes menschliche Herz, m. s. H. u. H., ist eine Arche auf dem Strome des Lebens, und in diese Arche, in das Herz des Menschen, ziehen auch alle Leidenschaften paarweise ein: Liebe und Haß, Treue und Eifersucht, Hoffnung und Furcht, Wissen und Irrthum, Vertrauen und Argwohn, Glück und Neid, Wohlthat und Undank, Verstand und Wahn u. s. w. Neben jedem Heiligenbild im Herzen steht eine Teufelsfratze, jede Frucht der Gedanken hat ihren Wurm, jede Blume der Empfindung ihre Raupe, jedes grüne Hoffnungsblatt hat sein Gall-Insect, jedes Licht seinen Schatten, jedes Sternlein seine Wolke, nur eine Frucht gibt es ohne Wurm, eine Blume ohne Raupe, einen Stern ohne Wolke und ein Licht ohne Schatten: den Glauben — das Licht des Glaubens. Der Glaube wirft keinen Schatten vor sich und keinen Schatten hinter sich, denn seine Sonne steht gerade ober seinem Haupte am Himmel, und wirft ihre Strahlen senkrecht in ein geläutertes Herz.

Wenn das Herz hier auf Erden alle seine Güter

verloren hat, so ist der Glaube der redliche Finder, der sie im Himmel alle wieder findet und wieder bringt! Der Glaube ist unser Sonnenschirm im Brennpunkte des Glückes, unser Regenschirm in dem Gewölke des Unglücks, unser Jagdschirm auf der wilden Jagd der Leidenschaften, unser Lichtschirm vor den Strahlen der Verblendung, unser Feuerschirm vor der Glut der Verzweiflung und unser Fallschirm an dem Luftballon hochfliegender Hoffnungen.

Also in der Arche bildete ich mich zum Advocaten der Thiere aus, aber fürchten Sie nichts, m. f. H. u. H., die Vorlesung soll deshalb keine langen Erstreckungen haben, ich will ausnahmsweise kurzen Prozeß machen.

Vor allen anderen Clienten will ich zuerst, wie ich es schon oft gethan habe, für die Esel das Wort nehmen, und bitte Sie höflichst, mich keiner Parteilichkeit zu beschuldigen.

Man sagt, der Esel ist dumm, woher weiß man das? — Hat schon Jemand mit einem Esel ein vernünftiges Wort gesprochen? Hat der Anti-Thierquälerei-Verein schon versucht, die Esel zu unterrichten? In den Schulen hat man eine „Eselsbank," sitzen kleine Esel oder kleine Menschen auf dieser Bank? Die Esel gehen nicht in die Schule und sind doch dumm, ein Beweis, daß man dumm sein kann ohne studirt zu haben.

Das Sprichwort sagt: „Der Esel geht nur

einmal auf's Eis;" — ist das dumm, daß er nicht mehrmal auf's Eis geht? —

Wie vielmal ist Klein-Deutschland schon auf's Eis gegangen? Man sagt: „Wenn dem Esel wohl ist, tanzt er auf dem Eis." Ist das dumm? — Die Esel tanzen nur, wenn ihnen wohl ist. — Ist allen Menschen wohl gewesen, die heuer in der ganzen Welt getanzt haben? Der Esel tanzt auf dem Eis, das ist gescheidt: er tanzt auf dem Eise — um sich warm zu machen, er tanzt nicht im August in der größten Hitze.

„Auf den Sack schlägt man und den Esel meint man." Ist das nicht gescheidt vom Esel, daß er merkt, man meint ihn? Bei vielen Menschen schlägt man an den Sack und sie erkennen nicht, daß man sie meint! Bei manchen Menschen muß es umgekehrt heißen: „Den Esel schlägt man und den Sack meint man!"

Der Esel hat lange Ohren, das ist ein beneidenswerther Mann, der kann sich alles, was ihm im Leben passirt, hinter's Ohr schreiben. Der Esel ist grau! Goethe sagt: „Grau ist alle Theorie" — folglich ist der Esel die Theorie und der Mensch die Praxis.

Der Esel ißt Dornen und Disteln, das ist die Kost der Philosophen. — Die Esel essen Dornen und Disteln, da sind sie vor Theurung und Mißwachs sicher. Die orientalischen Fragen und die Dornen

und Disteln gerathen immer, und kein Kornwucherer kauft Dornen und Disteln auf.

Bei dieser Gelegenheit erlaube ich mir, Ihnen eine Anekdote aus der jüngsten Vergangenheit meines Lebens zu erzählen:

Einer meiner Gegner ließ mir neulich sagen, ich sollte, anstatt „Wilde Rosen" zu schreiben lieber Disteln und Dornen pflücken. Ich ließ ihm zurück sagen: „Der Rath ist weise, ich würde ihn gerne befolgen, allein ich bin im Grunde ein guter Mensch und möchte selbst meinen Gegnern nicht die Nahrung abschneiden!"

Es gibt in der Welt, m. f. H. u. H., zwei Privilegien. Ein schönes Frauenzimmer hat das Privilegium: dumm zu sein, und ein geistreicher Mann hat das Privilegium: häßlich zu sein; das ist theilweise sehr recht, eine dumme Schönheit bleibt noch immer eine schöne Dummheit; aber es ist schlimm mit diesem Dummheits-Privilegium der Schönheit, die Schönheit vergeht und das Privilegium besteht!

Ein geistreicher Mann, ein Genie, hat das Privilegium, häßlich zu sein; das wäre auch sehr gut, wenn man's nur — sowie jedes andere Privilegium — nach einigen Jahren zurücklegen könnte.

Es gibt aber Menschen, die blos mittelmäßige Talente sind und häßlich sind wie ein Genie, solche Männer könnten vom weiblichen Geschlechte

gerichtlich belangt werden, wegen Betreibung eines unbefugten Privilegiums!

Der Mensch hat für seinen Lebensweg drei Lichtkörper mitbekommen: Gelehrsamkeit, Talent, Genie. Was ist der Unterschied zwischen diesen drei Lichtkörpern und wie behaupten sie sich gegen einander? Erlauben Sie mir gütigst, Ihnen das durch ein kleines Gleichniß klar zu machen. Einst ging ein armer Fußgänger, gestiefelt und gespornt einen steinigen Waldweg, um bei Tag und Nacht sein Brot zu erwerben. In seiner Tasche nahm er drei Dinge mit, um sich stets Licht und Feuer zu verschaffen. ein Brennglas, Zündhölzchen und einen Feuerstein. — Des Tages über, — so oft der Mann seine Pfeife anzünden wollte, oder sonst Licht und Feuer brauchte, nahm er zum Brennglase seine Zuflucht, wodurch sein Wunsch erfüllt wurde — er und das Brennglas sahen dann mit Verachtung auf Zündhölzchen und Feuerstein herab. Da wurde es Abend, die Sonne sank und ging unter. Der arme Fußgänger brauchte nun erst recht Licht, er nahm das Brennglas zur Hand, um sich Licht zu holen, aber da zeigte sich — daß im Brennglas selbst kein Licht ist, daß es seine Strahlen nur von einem fremden Körper gesammelt hat; der Mann warf das Brennglas als unnütz bei Seite — und griff zu den Zündhölzchen. Unter zehn Zündhölzchen war keines brauchbar, das eilfte Zündhölzchen

brannte zwar, aber bald flackerte das kleine Hölzchen zu Ende, der kleinste Lufthauch blies es aus, bevor er sein Licht daran anzünden konnte; da warf der arme Fußgänger auch das Zündhölzchen fort, ergriff in seinem Unmuth auch den eckigen Feuerstein, warf auch diesen Feuerstein als unnütz auf den Boden hin, und stieß mit dem gespornten Fuß verächtlich daran. — Da sprangen aus dem armen mit Füßen getretenen Feuerstein die hellen Funken in die Dunkelheit hinein, und der Mann bekam durch sie Licht und Feuer. — Das, m. f. H. u. H., ist die Geschichte der Gelehrsamkeit, des Talentes und des Genie's! —

Die Gelehrsamkeit ist das Brennglas; sein Licht ist aus fremden Strahlen gesammelt; das Talent ist das Zündhölzchen, unter zwanzigen ist eines brauchbar, und das kleinste Hinderniß — der kleinste Wind löscht es aus. — Das Genie ist der Feuerstein, — der Funke wohnt in ihm, ist sein Eigenthum, ist seine Natur, — gerade an den eckigen scharfen Kanten sind seine Feuerstellen — und mit Füßen getreten, sprüht er seine Funken erst hell um sich aus!

Nun komme ich zu den Schafen. Man sagt: ein dummes Schaf; ist es dumm weil es sich hören läßt, oder ist es dumm weil es in der Wolle sitzt? Wenn es wettert, stecken die Schafe die Köpfe zusammen, wenn die Schafe die Köpfe zusammen-

stecken, dabei kömmt kein Unheil heraus, aber wenn die Menschen die Köpfe zusammenstecken, kömmt gewöhnlich eine Schlechtheit oder Dummheit heraus.

Man sagt: eine dumme Gans; das schmerzt mich, ich muß ihre Partei nehmen. Die Gänse sind klug und vorsichtig; belieben Sie nur einmal zu bemerken, wenn eine Gans unter einer Brücke durchschwimmt, der Brückenbogen mag noch so hoch gebaut sein, die Gans duckt ihren Kopf nieder, das ist vorsichtig von der Gans; sie denkt sich, daß muß ich mir angewöhnen, wer weiß, was sie mir einmal für einen Hut aufsetzen, daß ich da oben anstoße und die Brücke ruinire.

Der große Naturforscher Cuvier erzählt: die Gänse, wenn sie über den Taurus ziehen, oder sonst über einen erhabenen Berg, wo Raubvögel horsten, nehmen sie, um sich durch ihr Schnattern nicht zu verrathen, Steine in den Mund, ist das nicht klug? Sollten also unsere Blaustrümpfe und Schriftstellerinnen und Recensentinen, bevor sie über erhabene Gegenstände schnattern, nicht auch Steine in den Mund nehmen? Die alten Gänse, bevor sie trinken und den Schnabel in das Wasser tauchen, strecken sie erst den Hals in die Höhe und schauen sich lange um und um; wäre das von gewissen alten Klatsch-Schwestern nicht auch klug, wenn sie sich erst gut um und um sehen möchten, wer sie hört, bevor sie sich den Schnabel eintunken?

Man sagt: die Krebse gehen zurück; es ist nicht wahr, der liebe Himmel hat blos gewisse Geschöpfe hervorgebracht als Formular künftiger Erfindungen und Einrichtungen. Die Schnecke ist ein Formular der künftigen Häusernoth; die Krebse sind ein lebendiges Formular der „Creditactien," sie gehen so lange zurück bis sie ganz heiß abgekocht sind.

Man sagt, unser Zeitgeist geht zurück, es ist nicht wahr, unser Zeitgeist ist blos ein Politicus, er geht nicht zurück, er kehrt sich blos um und geht vorwärts. — Man sagt: die Katze ist falsch, es ist nicht wahr, der Mensch ist viel falscher; die Katze, wenn man sie gestreichelt hat, macht zum Dank einen Katzenbuckel, der Mensch macht erst einen Katzenbuckel, damit man ihn streicheln soll.

So sind die Thiere oft viel reeler als die Menschen. Der Mensch soll an vielen Thieren nicht vorüber gehen ohne ihnen ein tiefes Compliment zu machen. Der Mensch sollte vor jedem Ochsen Respect haben; all unser Licht kömmt von dem Ochsen her. Wo kömmt unser Licht her? Aus der Laterne! Was steckt in der Laterne? Ein Talglicht! Wo kömmt der Talg her? Vom Fett eines ausgelassenen Ochsen! Also unsere Aufklärung kömmt uns vom Ochsen der Laterne. Wie unnütz ist ein ausgelassener Mensch, und wie nützlich ist ein ausgelassener Ochs!

Der Mensch soll an keiner Gans vorübergehen, ohne den Hut abzuziehen, den in jedem Gans-

flügel steckt eine zukünftige Autographen-Sammlung!

In der Menagerie sollte der Mensch vor keinem Elephanten vorübergehen ohne ihm dafür zu danken, daß er als ein so großes vornehmes Wesen manchmal einen Scherz versteht und einen harmlosen Spaß nicht übel nimmt, während die ganz kleinen Thierchen, z. B. das Eichkätzchen, bei der kleinsten Neckerei giftig und bissig werden.

Der Mensch soll an keinem Löwen vorübergehen ohne in Ehrfurcht vor ihm hinzuknien; denn der Löwe als der höchste seiner Gattung ist gerecht und großmüthig. Es ist unter den Menschen wie unter den Thieren; je höher hinauf, desto gerechter, desto edler, desto großmüthiger.

Die Löwen sind nicht nur gerechter, sondern höflicher als die kleinen Marderchen und Iltischen.

Der Adler ist großmüthiger und schaut freundlicher d'rein als die kleinen Würger.

Am Baume der Gerechtigkeit wachsen auf dem höchsten Zweig die edelsten Früchte. Nur die untersten, niedersten tragen die Zwergel-Tyrannchen!

Die Schöpfung ist auch sehr weise umgegangen in der Einquartirung ihrer Geschöpfe. In Klein-Deutschland gibt es keine Elephanten. Wenn's in Deutschland Elephanten gäbe, und so ein Elephant ginge beim schlechten Wetter, wenn der Boden weich ist, durch Klein-Deutschland, so würde er Gefahr

laufen, daß ihm so ein Reuß-Greiz, ein Lippe-Detmold am Fuße kleben bleibt. In Baden lebt kein Diogenes, denn da müßte er erst eine Laterne suchen, um einen Menschen zu suchen.

Aus dieser Zärtlichkeit und Rücksicht, mit welcher die Schöpfung die Thiere behandelt, aus ihrer Art und Weise, die vermeintlichen Fehler der Thiere zu beschönigen, sollte der Mensch lernen, auch die Fehler der Menschen zu verschönern und sich über sie feiner auszudrücken. Man kann das Gröbste sagen, wenn man's nur fein ausdrückt.

Z. B. Der Mensch sagt von Jemanden: „Das ist schon der dümmste Mensch, den ich kenne," das ist grob; er könnte dasselbe auf eine feinere Weise sagen, nämlich: „Das ist schon das klügste Schaf, das ich kenne."

Eine Dame sagt von Jemanden: „Das ist der häßlichste Mann, den ich je gesehen habe"; das ist eine Beleidigung! Die Dame könnte dasselbe auf eine schmeichelhafte Weise ausdrücken, nämlich: „Das ist der schönste Affe, den ich je gesehen habe!" —

Das alles, m. f. H. u. H., habe ich in der Arche Noe aus Langeweile zusammen geschrieben; wir haben sogar wie in Venedig und Rohitsch aus Langeweile Lotterie und „Tombola" gespielt. Was ist das menschliche Leben, ein Lotterie-Spiel, ein Tombola! Der Me sch wird erst als einzelne Nummer aus dem Mutterleib gezogen; dann zieht ihm der

Himmel, der die Ehen schließt, die zweite Nummer: seine Frau! Das ist die Ambo! — Nun sollte man nach Tombola-Gesetz gar nicht mehr mitspielen, aber ein gescheidter Mensch macht sich nichts wissen, daß er schon seine Ambo gemacht und spielt wieder mit, darauf zieht sich seine Frau die dritte Nummer: den Hausfreund — und das ist — der Terno! Das hat zwar den Curgästen auch die Langeweile nicht verscheucht, aber da sie schon ihre Cur-Taxe bezahlt hatten, so machten wir uns nichts daraus.

Endlich hatte der Himmel und ich Mitleid mit den Menschen, die Vorlesungs-Gewässer verliefen sich, die Menschen stiegen aus, und dankten dem lieben Himmel Die Arche blieb auf dem Berge sitzen, da steht sie noch heut zu Tage als „Moriz-Ruhe."

Die Curgäste verliefen sich nach dieser Sündfluth, die Wiener gingen nach Wien, ein jedes ging in sein Vaterland zurück, nach Ungarn, nach Italien, nach Steiermark u. s. w. Die meisten darunter nach Jerusalem! Noa aber — als guter, echter Badner — ging mit Weib und Kind sogleich zum „Heurigen!"

Ein Kokettir-Feldzug.

Wenn der Mensch nur ein Bischen Koketteriegeist hat, kann er immer zu etwas kommen! Die Koketterie ist die Tochter der Langeweile eher als das Kind des Leichtsinns.

Die Langeweile hat verschiedene Quartiere, in unseren Journalen hat sie ein Absteigquartier, in unsern Salons das Winterquartier, aber im Theater hat sie ihr Hauptquartier.

Allüberall, in Cirkeln, in Salons, in Abend-Unterhaltungen, hofft man Kurzweil zu finden und findet Langeweile, nur im Theater bringt man sie mit und findet sie vorräthig. Es ist eine abonnirte Langeweile, man schiebt sie von seinem Hause ab und bindet sie der Oeffentlichkeit auf.

Wer sich die Mühe nimmt und während eines ganzen Abends hindurch sich im Theater umsieht, die verlängerten Gesichter, die vorgehaltenen Fächer zählt, der kann sich seine eigene Langeweile dadurch etwas verdünnen.

Geht Jemand des Stückes wegen in's Theater? Selten Jemand!

Man versuche und gebe das klassischeste Stück, die

vortrefflichste Oper, die vortrefflichste Execution, und bemerke dabei, daß nur eine Person der Vorstellung beiwohnen darf, die eine Person würde auch nicht kommen.

Man möchte sagen, jeder Mensch geht in's Theater aus einer Art unbewußter Schadenfreude, um Augenzeuge zu sein, wie sich andere langweilen.

Die Langweile im Theater ist also die Mutter der Koketterie, und sie ist eine gute Mutter, sie säugt ihr Kind selbst.

An jedem andern Ort ist das Kokettiren ein Privatgeschäft, im Theater ist es eine öffentliche Unternehmung, eine Bank, eine Volkssache. Die Kunst zu kokettiren sucht noch ihren Knigge, ihren Plutarch, ihren Vauban.

Alles kokettirt, der Mann, die Frau — das Mädchen, der Jüngling — die Witwe, die Strohwitwe und sonstigen Witwen, der Witwer — die Schönen, die Häßlichen, die Jungen, die Alten — der Diplomat, Advokat, der Philosoph und der Schafskopf.

Es gibt Frauen, die nicht kokett sind oder nicht kokettiren würden, aber die Natur befiehlt es ihnen; die Eine hat Augen, die so gebaut, so gewölbt sind, daß, wenn man sie ausschnitte, und zwischen die Fenster hinge, es aussähe, als ob sie kokettiren. Die andere hat einen Mund, der mit den Lippen kokettirt, Lippen, die mit dem Lächeln kokettiren, es ist physische, es ist anatomische Koketterie Andere haben eine

kokette Nase, ein kokettes Näschen, die griechischen Nasen kokettiren von oben herab, die aufgeschürzten Sumpfnasen kokettiren von unten hinauf.

Man kann durch den Handschuh kokettiren, durch den Fächer, durch das Bouquet, durch den Lorgnon. Am unwiderstehlichsten, am wirksamsten kann man durch eine „Mantille" kokettiren!

Es gibt Damen, welche ganze Bände Koketterie durch die Mantille schreiben. Die Mantille fallen lassen, halb fallen lassen, sie hinaufziehen, sie zurecht schieben u. s. w., das sind lauter Kokettir-Paragraphe.

Und nun gar der „Ellenbogen!" Ein Normal-Ellenbogen aus weißem Leben nach allen Regeln der Ellenbogen-Grammatik behandelt, kann mich in einen gelinden Liebes-Wahnsinn versetzen.

Man spricht von dem sogenannten Anmuthsgrübchen in der Wange, welches von dem Druck des kleinen Fingers eines kleinen Amors entstanden sein soll, aber es gibt Anmuthsgrübchen, die mit dem Zauber der Anmuth die errathende Phantasie mit leisem Wonneschauer erfüllen, die Grübchen, die sich an dem Umschwung des Ellenbogens zum Arme bilden. Ein solcher Ellenbogen auf eine Brüstung gestützt, halb aufgerichtet, ein wenig in Spirallinie gezogen u. s. w. ist ein ganzer Artilleriepark an Kokettiren.

Das Theater ist der Exercierplatz aller Waffengattungen der Koketterie, ein wahres Marsfeld.

Vor dem Theater-Koketterie-Gesetz sind alle gleich!

Im Theater kann, darf Jeder und Jede mit Jedem und ohne Unterschied des Rangs, des Logenrangs u. s. w. kokettiren. Ein Jeder, eine Jede kann ihr Glück versuchen, nützt es nichts, so schadt's auch nichts Die Langeweile wird doch einigermaßen gemildert.

Es gibt Fälle, viele Fälle, wo eine Dame so ganz und gar nichts mit dem Theater, mit dem Stück, mit sich anzufangen weiß, und sie kokettirt mit diesem oder jenem Mann, oder läßt mit sich kokettiren. Letzteres sollte eigentlich polizeilich, sanitätisch verboten sein. Kokettiren läßt sich entschuldigen, die Koketterie hat ihre Natur-Berechtigung, ihre historische Berechtigung, da ist Ehrlichkeit dabei. Der Einsatz ist im Spiel derselbe, macht es der Dame ein Vergnügen, ihre Langweile mit einer Anbetung par distance, mit einer Blick-Taubenpost auszufüllen, gut, sie riskirt das was der Mann riskirt; jeu égal, carte ouverte.

Aber es gibt holde Schönen, die blos mit sich kokettiren lassen! Man kann nicht sagen: sie rekokettiren, man kann nicht sagen, daß sie mit den Blicken antworten, und sagen: „Schreib' mir wieder," nein, aber sie brechen die Correspondenz nicht ab — sie antworten nicht, aber sie nehmen die Augenbriefe in Empfang, man sieht, daß sie die Briefe lesen, gegen den Inhalt nichts haben, den Brief zu sich stecken, aber blos als eine Autographen-Sammlung, eine Augen-Handschrift mehr im Blick-Album!

Ein solches Verfahren, ein solches menschenherz-

fressendes Kokettierie-Verfahren sollte von einer eigenen Theater-Polizei zum Wohle der öffentlichen persönlichen Sicherheit untersagt sein. Es gibt im langweiligen deutschen Reich keinen größeren Narren als den Schreiber dieser Zeilen. Erstens schon deßhalb, daß er der Schreiber dieser Zeilen im langweiligen deutschen Reich ist; dann aber, daß er noch immer nicht von der Jugendthorheit zurückgekommen ist zu kokettiren und bei dieser Gelegenheit alle kokettirenden Wesen im Theater zu kontroliren und zu studiren. Ja, er ist ordentlich ein Kokettir-Monchard! Es gibt im Theater nicht zwanzig Personen, von welchen er durch jahrelange Aufpassung nicht wüßte, wie, wohin, mit wem, wodurch, wie lang, zu welchem Zweck, mit welchem Geschick, ob mit Zweck oder zwecklos sie kokettiren und sich ankokettiren lassen.

Gewiß haben sich schon viele schöne Damen den Spaß gemacht, den Kokettirer und Schreiber dieser Zeilen mit einem Bischen Kokettiren zum „Narren“ zu halten, aber er denkt an den großen Philosophen — Montaigne — und läßt sich's gemüthlich gefallen.

Montaigne nämlich, der tiefe Denker, hatte kein anderes Vergnügen als eine Katze, mit welcher er täglich eine halbe Stunde spielte. Er legte sich zu ihr auf den Teppich mit einem Knäuel u. dgl. und amusirte sich an ihren Capriolen.

Plötzlich gab er auch diese Unterhaltung auf; als man ihn fragte, warum? sagte er, er habe immer ge-

glaubt, er spiele mit der Katze, aber auf einmal habe er in dem Auge der Katze etwas bemerkt, das zu sagen schien: „Du glaubst mit mir zu spielen, wie wär's denn, wenn ich mit Dir spielte und ich mich mit Dir amusirte?"

So kann man in dem Kokettirspiel also niemals wissen, wer eigentlich mit dem andern spielt. Ich, der Schreiber dieser Zeilen, bin aber von der Vorsehung zu einem einem eigenen Kokettir-Helden auserjehen. Denn Alles ist erlaubt Malern, Dichtern und — Narren.

Es war in Baden.

Wenn's in Baden regnet, muß man in's Theater gehen, um in's Trockene zu kommen, und wenn in Baden die Sonne scheint, muß man auch in's Theater gehen, um sich — aus dem Staub zu machen.

Die Akustik des Badner Theaters ist der Augensprache nicht sehr günstig, die Blicke verschlagen!

Es wurde „der falsche Schlüssel" aufgeführt. Ich saß in der Loge und robotete Koketterien. Das Theater war ziemlich besucht. Lange irrten meine Blicke umher, ohne irgend festen Boden zu finden.

Endlich fielen sie in der Mitte des Parterres auf ein Bündel Schwachheit in Frauenkleidern. Es waren drei bis vier Frauenzimmer, von welchen ich nicht wußte, gehörten sie zusammen oder gehörten sie auseinander. Zwei von ihnen sahen zu meiner Loge empor. Als sie sahen, daß ich sie beobachtete, flüsterten sie einer ihrer Nachbarinnen etwas zu. Diese gab einer von

ihnen den Theaterzettel in ganz eigenen Biegungen zu falten und zu legen. Neues Geflüster mit der Freundin, worauf Lächeln unter sich, und neue Manipulation mit dem Theaterzettel. Ich sah angestrengt hinab, endlich hatte sie den Theaterzettel von dem Stück „der falsche Schlüssel" so zusammen gelegt, daß er fast wie ein Brief aussah, den sie mir zuwendete, mit den Worten: — „Der Falsche" —!

Die Adresse war zu klar und der andeutende Blick dazu! — Ich war um die Antwort nicht lange verlegen. Ich nahm meinen Theaterzettel, legte ihn zum Retour-Brief in die rechte Faltung und hielt ihn hinab, es war darauf nichts zu lesen, als: — „Falsche" —!

Diese Correspondenz blieb von einer Frau im zweiten Stockwerke nicht unbemerkt, und verschaffte mir des andern Tages folgendes Schreiben:

„Alter Jüngling!

Schon abgestreift das Flügelkleid und noch ein Schmetterling? Noch ein Schmetterling und schon das Theresienbad gebrauchen? Schon jeden Morgen in Schwefel liegen und noch jeden Abend Pech haben?!

Ja, gestern Abend hat der Sänger der „wilden Rosen" Pech gehabt, denn eine Dame hat ihn und seine Manöver mit dem Theaterzettel: „Der falsche Schlüssel" belauscht! „Der Falsche!" — „Falsche!"

Wo ist aber der Schlüssel zu diesem Hin- und Hertelegraphiren? Ich bin darüber außer mir!

Sie sollen das Kokettiren schon aufgeben und auf

Ihr Perspectiv den Theaterzettel aufhängen: „Das letzte Fensterln!"

Aber der Moriz gibt halt noch kein Ruh — (dieser Witz ist seit Entstehung der Moriz-Ruh in Baden chronisch geworden) — er kokettirt noch immer fort! Sie haben mit mir auch schon kokettirt, aber ich war dazumal anderseitig beschäftigt.

Morgen geh' ich nach Wien zurück, und ich werde sehen, ob Sie scharfsinnig genug sind, in einem Wiener Theater die Schreiberin dieser Zeilen herauszufinden, und mich es im Theater merken zu lassen.

Ihre Antwort trifft mich Wien poste restante unter folgender Adresse 2c." — — —

„Poste restante"! Welches Wort! welche Weltgeschichte! „Poste restante!" Wie viel Romane, Novellen, Drama's, Possen und Trauerspiele liegen nicht täglich in Wien „poste restante"! Wie viel gekrönte Ehehäupter, wie viel getäuschte Frauen, wie viel gebrochene Herzen, wieviel bittere Thränen, wieviel kolossale Dummheit, wieviel grobe Mystifikation geht nicht täglich in Wien bei „poste restante" aus und ein?

Gebt mir acht Tage die Geheimnisse der Wiener „poste restante" frei, und Ihr sollt Bände voll rührender, Bände voll schauerlicher, Bände voll komischer Dekamerone haben.

„Poste restante" ist der venezianische Löwenrachen Wiens! „Poste restante" ist oft jene Post, auf welcher die Jugend zum Teufel fährt, auf welcher

die Täuschungen in Kutschen und Retour-Kutschen transportirt werden!

„Poste restante“ ist eine Erfindung der Hölle und eine Entdeckung des Himmels. „Poste restante“ ist der kürzeste Weg zur längsten Reue! „Poste restante“ ist die Filialbank der Armensünderbank! „Poste restante“ ist das Durchhaus von „Bekanntschaft“ zum „rendez-vous,“ — vom „rendez-vous“ zum „rendez-tout“!

Und noch einmal sollte auch ich den Weg aller billets doux über die ponti dei sospiri der Stadt-Post und Poste restante machen!

Jung gewohnt, alt gethan, und dann im Alter — jung gethan!

Ich schrieb unter der angegebenen Adresse poste restante folgende Antwort:

„Junge Aeltlingin!

Schon so orthographisch und noch so poste restante! Noch poste restante und schon so „zu Haus“ in derlei Sachen! Schon so „zu Haus“ in derlei Sachen und noch nicht bei sich, sondern außer sich! Noch so außer sich und schon so innerlich!

Ich soll das Kokettiren schon aufgeben? Sie sehen, ich habe es wirklich „aufgegeben“ und es ist wirklich „angekommen“ an die rechte Adresse!

Zum Kokettiren und Lernen ist der Mensch nie zu alt! Au contraire im Gegentheil! Ist es nicht mehr Triumph, einen alten Mann zum Narren zu halten als einen jungen Mann? Kann das der weiblichen

Eitelkeit schmeicheln, wenn junge Männer, die wie wahre Dingsda jedem Blick zulaufen, mit ihnen kokettiren, und ist es nicht mehr Siegeszeichen, wenn ein 60jähriges Herz, das nicht mehr Alles ißt, nicht Alles gut findet, dem nicht Alles schmeckt, noch von einem Herzheißhunger befallen wird, als so ein junges Herz, welches Alles delikat findet — und Alles verdaut?

Und nun gar Poeten! Poeten werden nicht alt, selbst wenn sie nicht in der Jugend Hungers sterben! Ein alter Dichter bleibt stets ein junger Liebhaber gegen die jetzigen jungen Liebhaber, die alt sind ohne zu dichten!

Also meine holde Unbekannte, ich nehme es mit Ihnen auf. Ich werde Sie in einem Wiener Theater zu suchen und unter Tausenden herauszukokettiren wissen! Ich rechne aber darauf, daß, wenn ich Sie erspäht, entdeckt habe, Sie mir durch ein Zeichen zu verstehen geben, daß ich nicht auf dem Holzweg, sondern auf dem richtigen Poste restante-Weg bin.

Auf Wiedersehen, oder vielmehr auf „suchen, sehen und finden!" Ihr S—."

* * *

Es war im Carl-Theater, im Theater, wo man lacht, wo man bei Licht lacht; im Theater, wo man nicht im Dunkeln darüber bleibt, ob man sich amusirt, im Theater, wo man amusirt wird, wenn man sich nicht selbst amusirt.

Es wurden zwei Stücke gegeben:
„Der Gaukler," und „Frage und Antwort."

„Der Gaukler" ist jenes Stück, in welchem Nestroy das non plus ultra leistet.

Ich saß in meiner gewöhnlichen Eckloge des Parterres, mit meinem grünen Schirm.

Für mich ist ein Schirm das, was für den Feldherrn das Schlachtfeld-Perspektiv ist.

Der Schirm ist zugleich Mittel und Zweck; er ist dem Manne das, was der Frau ein Fächer ist. Er ist Telegraph, Zukunftsmittel, Verlegenheitsretter, Gelegenheitsmittler, er ist der Filtrirsack der Kokettirblicke, der Distillateur des Geistes, der von Auge zu Auge geht.

Ein Fächer macht oft weiß, daß die Wange erröthet, ein Fächer schlägt zum Ritter, ein Fächer macht dem Kalten heiß und dem Hitzigen hitziger.

Ich habe einen Schirm, weil mein Augenlicht abnimmt, vielleicht weil es einst zu viel Abnehmer fand; das Licht blendet mich, das Lampenlicht nämlich nicht das geistige Licht, das nicht gerade in den deutschen Theater blendend ist.

Ich lachte über Nestroy homerisch! Aber Alles hinter dem Schirm.

Im Zwischenakt schickte ich den Mitarbeiter meiner „Kokettir-Novelle," den Operngucker, an die Arbeit.

Als ich so hin und her nivellirte, erblickte ich auf einem Fauteuil des ersten Ranges, meiner Loge gegenüber, eine blaue Mantille, bewohnt von der Büste einer Muse, überwacht von zwei blauen Augen, in welchen zwei Sterne wie in Aether standen.

Ein sogenannter „Stecher" bedeckte diese Sterne. Es ist nichts, das ich tödtlicher hasse als einen gewissen Stecher einer gewissen Dame, in einem gewissen Theater, an einem gewissen „graden Logen-Tag."

So eine Glasdecke über Vergißmeinnicht ist ein Frevel an den Grundrechten der Augen, an dem Missionsgeschäft der sehnsuchtsvollen Blicke, die nach diesen Sternen wandern, und welchem diese zwei dummen Glasstücke den graden Weg abschneiden. Man kann sehr schwer erkennen, wohin sich die Blicke hinter einem Stecher eigentlich richten, d. h. wenn die Dame nicht will, daß man den Weg erkenne, den der Teufel geht auf Erden; denn solche Blicke sind wahre Teufel, denen man sich gerne verschreibt, um sich von ihnen in's Paradies holen zu lassen. Aber Blicke hinter einem Stecher sind für den, der sie beobachtet, „hinkende Teufel," von denen der „verliebte Teufel" nicht weiß, ob er einen „Teufels-Antheil" davon bekömmt.

Dieser gewisse Stecher einer gewissen Dame in einer gewissen Loge in einem gewissen Theater an dem gewissen „geraden Tage" hat meine ganze Kokletterie-Strategik über den Haufen geworfen und ich denuncire hiemit diesen Stecher als den einzigen Feind, bei dem etwas Angenehmes herausschauen würde, wenn ich ihn beseitigen und ihm den Hals brechen könnte.

Der Leser sieht, ich bleibe bei meinem Gegenstand; in der Bezeichnung „Kokettir-Novelle" liegt meine Berechtigung selbst mit der Koketterie zu kokettiren

und der Leser weiß, was er dem Vorrecht des Humors zu Gute halten muß.

Ich komme nun zu meiner Dame im Fauteuil zurück. Ich nahm mir vor: sie muß herabsehen. Es sei hier eine Art magnetisches Geheimniß besprochen, das sich seltsamer Weise fast stets bewährt.

Jeder kann jede andere Person nöthigen, ihre Blicke auf ihn zu richten, durch ein gewisses starres, unverwandtes Anschauen! Aus Hunderten heraus kann Jemand eine Person zwingen, ihre Augen nach ihm zu wenden, wenn er sie mit den Gedanken und mit unabgewandten Blicken magnetisirt. Es ist dies eines jener Räthsel, welche weder vom Magnetismus noch vom Od erklärt worden sind und doch sich bewahrheiten.

Ein Blick ist ein Strahl, er hat irgend etwas Materielles an sich, er muß berühren wo er hingerichtet ist, und in diesem unerklärlichen Stoff-Etwas mag vielleicht die Erklärung des Geheimnisses liegen.

Die Dame sah herab und ich sah deutlich — was? Das kann ich nicht sagen, es war nichts Sichtbares, nichts zu Bezeichnendes, aber es war etwas, was mir, ohne daß ich sagen könnte wodurch, die Scene im Badner Theater und den Poste restante-Brief, wie aus dem Boden herausgezaubert, in's Gedächtniß brachte.

Ich sah wieder hinauf, der Stecher blendete mein Auge, mein Operngucker stellte seine Arbeit ein. Während des Stückes nahm ich meinen Schirm vor

die Augen und lugte durch die Fächerstäbe unbemerkt und ertappte sie auf Blicken und auf ein „Mitsich-selbstlächeln," die ich als Beweismittel meiner Vermuthung zu nehmen nicht anstand.

Nun ging ich an's Verhör. Ich faltete den Theaterzettel als Billet oder als Correspondenz, legte ihn auf die Logenbrüstung, sie las: — „Antwort!"

Nach wenigen Minuten als die Aufmerksamkeit des Publikums ganz auf die Bühne gerichtet war, sah ich ihre zwei weißen Handschuhe wie die Brieftauben und den Theaterzettel gefaltet, wie zufällig so auf die Brüstung gelegt, und ich las: — „Gaukler —!"

Nach einigen Minuten faltete ich den Theaterzettel wieder und er sagte die Antwort: — „Zum ersten Male!"

Und nach kurzer Zeit schrieb der Theaterzettel von der Brüstung herab, zierlich zusammengelegt: — „Ein dramatischer Scherz!"

Nun nahm ich meinen Bleistift, fabrizirte ein dickes Fragezeichen und legte meinen Theaterzettel so, daß er die Frage aussprach: — „Anfang um —?"

Darauf erfolgte im Theater keine Theaterzettel-Antwort mehr.

Hier ist das Abenteuer für die Leser zu Ende. Die historische Gewissenhaftigkeit gebietet mir nur noch zu berichten, daß jene Dame die Badner „Poste-Restantin" war, sich als solche dokumentirte, und so endete dieser Kokettir-Feldzug ziemlich unschuldig.



M. G. Saphir's Schriften.

Vierundzwanzigster Band.

Brünn, Wien & Leipzig.

Verlag von Karafiat & Sohn in Brünn.

Druck von Fr. Karafiat in Brünn.



Echo, Schatten, Spiegel, Affe und Schriftsteller.

Der Mensch, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, wird von fünf Dingen nachgeahmt, aufgefaßt und wiedergegeben: vom Echo, vom Schatten, vom Spiegel, vom Affen und vom — Schriftsteller!

Das Echo zeigt dem Menschen, wie die Frauenzimmer sind, man mag reden oder schreien, so viel man will, das letzte Wort haben sie; der Schatten zeigt, wie die Freunde sind; wenn unsere Sonne scheint, sind sie immer vor, um und neben uns, wenn unsere Sonne sinkt, machen sie lange Beine und verschwinden endlich; der Spiegel zeigt, wie die Menschen überhaupt sind, sie spiegeln sich nur da gerne, wo was herausschaut; die Affen zeigen uns, daß Menschen ohne Verstand und Sprache Affen darstellen, und die Schriftsteller wollen uns Affen mit Verstand und Sprache als Menschen darstellen!

Mit dem Menschen ist's oft wie mit dem Echo:

an flache Menschen und an flache Gegenden soll man kein Wort verlieren, man findet kein Echo bei ihnen!

Die Echo war eine Tochter der Erde und ist von Juno in einen Berg verwandelt worden, der die letzten Worte wiederhallt, weil sie schwatzhaftig war. Wenn jetzt alle Erdentöchter, welche schwatzen, in einen Berg verwandelt würden, wir würden in jedem Salon eine kleine Schweiz haben!

Nach andern Mythologen hatte sich die Echo aus unglücklicher Liebe so gegrämt, daß nichts von ihr übrig geblieben ist, als die Stimme. Es wäre sehr gut, wenn wir bei unsern Opern lauter Echo's engagiren könnten, bei denen, wenn sie unglücklich lieben, doch die Stimme übrig bleibt! —

Es ist ein zufälliges Glück, daß die Echo ein liebendes Mädchen war und also dieselben Worte wiederholte, die ihr der Geliebte zurief. Wenn die Echo eine Ehefrau gewesen wäre, so hätten wir jetzt ein ganz conträres Echo; und auf die Frage z. B.: „Bist nun gut, ja?" würde das Echo sein: „Nein, just nicht!"

Unsere jetzigen Schriftstellerinnen scheinen lauter Echo's gewesen zu sein, sie haben die Musen so lange geliebt, bis im buchstäblichen Sinne des Wortes nichts von ihnen übrig geblieben ist, als eine Stimme, die alles wiederholt, was sie gehört hat!

Nach dem Echo, m. s. H. u. H., ist es der

Schatten, der den Menschen wiedergibt, und die liebe Sonne, die jetzt zur Photographie-Händlerin geworden, war schon viel früher eine Silhouetten-Künstlerin.

Es ist traurig, m. f. H. u. H., daß nur der Schatten des Menschen das treueste Bild von ihm liefert! In unsern Gesellschaften werden lauter Schattenrisse gemacht, die Schatten der Abwesenden werden heruntergerissen. Es ist charakteristisch, daß auch diese Schattenrisse nur im Profil gemacht werden, man sieht seinem Gegenstand nie gerade in's Angesicht, sondern wirft nur Seitenblicke auf ihn, die Männer machen diese Schattenrisse aus freier Hand, die Frauen mit dem Storchenschnabel!

Das ist die Haupt-Beschäftigung in vielen Gesellschaften: Porträtiren, aber der Gegenstand braucht nicht zu sitzen, im Gegentheil, je entfernter die Person ist, desto ähnlicher malt man sie, ja man hat diese Conversations-Malerei so weit gebracht, daß man seine Leute nicht en profil auch nicht en face nimmt, sondern hinterm Rücken schneidet man die besten Gesichter. Zu dieser Malerei gibt's in der Gesellschaft jetzt bewunderungswerthe Pinsel!

In vielen Gesellschaften spielt das Schneiden eine große Rolle! Die hungrigen Gäste sehen oft mit wahrem Schmerz, daß man nichts aufschneidet, als sich selbst; nach diesem Aufschneiden schneidet

man die abgemalten Schattenrisse, dann schneidet man ab, die guten Namen. Die Leute sind aber vorsichtig, da sie wissen, daß man in Gesellschaft den guten Namen abschneidet, so bringen sie aus Vorsicht gar keinen mit!

Auch die Schriftsteller gehen jetzt mit ihrem Namen sehr vorsichtig um, sie setzen ihn bei ihren Aufsätzen nicht mehr hinten, sondern vorne.

Sie machen es mit ihren Namen, wie vorsichtige Reisende mit ihrem Felleisen; da die Straße nicht sicher ist vor Recensenten, welche den guten Namen abschneiden, so schnallen sie ihn nicht hinten auf, sondern vorne auf den Kutschbock.

Die modernen Schriftsteller malen meist mit starken Schatten, in schwarzer Kreide, allein sie machen's wie die Wirthe, sie tragen stark auf, und malen mit doppelter Kreide. Die Frauen entwerfen statt eines Porträts einen Steckbrief.

Die Menschen malen die Menschen in Oel, aber in siedendem Oel!

Der Verstand malt den Menschen zum Sprechen ähnlich, die Liebe zum Küssen ähnlich und der Haß zum Verwünschen ähnlich, Der Geist malt unpartheiisch, die Liebe schmeichelt, und der Haß karrikirt. Bei den Porträten, welche die Liebe ausstellt, stellt jeder Mensch was aus, Wenige geben die Aehnlichkeit zu; bei den Porträten, die der Haß ausstellt, schreit die ganze Welt: „frap-

pant ähnlich!" überhaupt wenn der Mensch auf Haß, auf schlechte Schilderung, auf Verläumdung eingeladen wird, da macht er keine Umstände und speis't gleich mit; aber wenn man ihn auf Liebe einladet, auf eine Schüssel Gutes, welches man auf Jemand angerichtet hat, da läßt er sich lang nöthigen, und kann keinen Bissen herunterwürgen. Die üble Nachrede ist wie eine Cigarre, die ganze Welt bietet sie Einem an, Jeder nimmt sie auch an, allein Jeder hat dazu sein *eigenes* — *Mundstück!*

Wenn man von einem Menschen etwas Schlechtes erzählt, so findet man lauter Gläubige, erzählt man aber was Gutes, so findet man lauter Kriminalrichter, man muß Zeugen stellen, und Alles geschrieben bringen. Jedoch sind die Menschen noch schlimmer, als die Kriminalrichter; diese, wenn einmal Jemand zum Tod verurtheilt ist, lassen ihn in Ruhe, die Menschen aber reden nicht eher Gutes von Jemand, als bis er ganz durch und durch gestorben ist!

Es sollte nicht nur eine *Lebensversicherungs-Anstalt* geben, sondern auch eine „*Todes-Versicherungs-Anstalt*," in welcher man sich für eine gewisse Summe, die man den Armen gibt, für todt erklären lassen könnte, damit man Gutes von Einem rede! So ein versicherter Todter könnte ruhig leben, er müßte nur stets seinen Schein bei sich haben, daß er ein Todter ist. Durch eine solche „Todten-Anstalt" würde sehr viel gewonnen werden; je schlechter

ein Mensch ist, desto mehr müßte er bezahlen um ein Todter zu sein!

Für die Schriftsteller besonders aber, m. f. H. u. H., ist der Tod ein wahres Freudenleben. Viele Menschen wissen nicht, daß ein Schriftsteller lebt, bis sie es durch seinen Tod erfahren. Viele wissen nicht, was sie an einem Schriftsteller für einen Schatz haben, bis sie hören, daß der Schatz vergraben ist; sie lieben oft die Schriftsteller wie den Käse nur dann, wenn sie Würmer haben!

Leider ist es bei Schriftstellern nicht wie bei andern Menschen, ihre Werke folgen ihnen leider nicht nach, und die gestorbenen Dichter haben ihre Schatten in der Unterwelt und in der Oberwelt! — —

Der dritte Nachahmer des Menschen, m. f. H. u. H., ist der Spiegel! An dem Spiegel erkennen wir, daß nur die geschliffene und polirte Oberflächlichkeit dem Menschen stets und zu jeder Zeit den Gesichtspunkt auffaßt und erwiedert, der ihm mitgetheilt wird.

Der Spiegel ist das Gewissen der Frauenzimmer, sie unternehmen nichts, ohne dies ihr Gewissen zu Rathe zu ziehen. In der Jugend sind sie sehr gewissenhaft. In der Jugend haben sie Gewissensfreiheit, in welches Gewissen sie auch hineinschauen, in Handgewissen und Wandgewissen, ihr Gewissen beunruhigt sie nicht; zu 40 Jahren fängt dies

Gewissen an, ihnen Vorwürfe zu machen, zu 50 Jahren bekommen sie Gewissensskrupel, zu 60 stellen sich Gewissensbisse ein, und nachher sehen sie gar nicht mehr in's Gewissen hinein!

Der Spiegel ist die erste Instanz der Eitelkeit. Der Spiegel *ist und urtheilt* gerecht, allein man appellirt gegen ein gerechtes Urtheil eben so gut, als gegen ein ungerechtes; wenn die Frauen den Urtheilspruch des Spiegels ungerecht finden, so appelliren sie an einen reinen, unbefangenen, höheren Spiegel, an das Auge. Das Auge ist die *letzte Instanz*, der *Cassations-* oder *Bestätigungshof* aller andern Urtheile.

Die menschlichen Augen allein sind gerecht und unbestechlich, und warum? Weil sie nicht in Häusern und Palästen wohnen, sondern in — *Höhlen*, und weil jeder Versuch, sich durch etwas Strahlendes den Weg dahin zu bahnen, vier Mal bricht, deshalb hat der Himmel dem Auge auch die allerwohlthätigsten Anstalten anvertraut — die *Pupillen*!

Man sagt zwar, die Gerechtigkeit ist *blind*, sie ist aber nur in so ferne blind, wie ein blinder Spiegel, es *schaut nichts heraus*!

Wenn man Ihnen, m. f. H. u. H., ein Pistol auf die Brust setzen möchte und fragte: „Was ist Dir lieber, wähle, ein Arzt oder ein Advocat?" welche Antwort würden Sie geben? G'rade dieselbe,

als wenn Ihnen Jemand ein Pistol auf die Brust setzte und sagte: „La bourse ou la vie!“

Wir haben Zeitspiegel, Hohlspiegel, Wasserspiegel und — Schwabenspiegel u. s. w.

Der Zeitspiegel unserer Zeit ist ein Hohlspiegel, er zeigt uns Alles vergrößert, verzerrt, auf den Kopf gestellt!

Die Zeit ist ein Spiegel, und die Uhren, welche die Zeit anzeigen, Spiegel des Spiegels!

Ein jeder Mensch ist eine Uhr, eine Zeituhr, mit einem Siebzigjahr-Zifferblatt! Um jedes Menschenantlitz läuft der Secundenzeiger des Schmerzes schnell und oft herum, und der Stunden- und Jahrzeiger der Freude nur langsam und bedächtig, und der Umlauf dieser Zeiger ist auf dem Angesichte wie auf einem Zifferblatte durch kleine Strichelchen angezeigt!

Die Männer sind die Thurmuhren, sie zeigen aber blos Sturm, Ungewitter, Feuer u. s. w. an, die Frauen hingegen sind die Blumenuhren, sie zeigen durch Oeffnen und Zuschließen ihres Herzenskelches die Stunde des heitern Lichtes und die Minute der trüben Dämmerung an. Es sind Sonnen-Uhren, die das Haupt nach dem Lichte wenden, Flöten- und Musik-Uhren, das reine Glockenspiel ihres Gemüthes ertönt mild und wehmüthig, wenn die Hand des Schicksals daran drückt!

Viele unserer jetzigen Mädchen sind Tanzsaal-Uhren, ihr ganzer Mechanismus beruht auf — Walzen, es sind Walzenuhren! Jetzt ist's mit den Mädchen kurios! Sie werden 18 Jahr lang aufgezogen und gehen doch nicht!

Die Schriftsteller sollen die Taschenuhren der Zeit sein! Allein sie sehen an ihren Taschen, daß ihre Zeit noch nicht geschlagen hat!

Es gibt gewisse Schriftsteller und Maximen, die wie die Sanduhren sind, wenn man sie umkehrt, zeigen sie wieder dieselbe Zeit an.

Mit nichts geht der Mensch leichtfertiger um, als mit der Zeit! Er träumt über verlorene Freunde, aber nicht über verlorene Stunden, und doch hat er Hoffnung, die verlorenen Freunde einst wieder zu finden, die verlorenen Stunden aber stehen von den Todten nicht auf, man sieht sie niemals wieder!

Jede Stunde hat zwei Flügel, von welchen uns der eine aufwärts in den Himmel, der andere abwärts in den Orcus tragen kann! Jede Nacht ist eine Grablegung, jeder Schlaf eine Kreuzesabnahme, jeder Morgen eine Himmelfahrt und jede Minute Zeit ist ein zurückgelegter Pilgergang in die Stadt Gottes!

Jede Minute Zeit schaut uns reizend aus der Spiegelwelle des Lebens an und taucht auf ewig unter! Ja, m. f. H. u. H., auch das Wasser hat einen Spiegel, der Himmel aber gibt einen Beweis

von Demuth und spiegelt sich eben so gern in dem kleinen Schauspiegelchen als im großen Colossalspiegel des Weltmeeres ab! Am liebsten aber spiegelt sich der Himmel im Wasserspiegel der menschlichen Thräne!

Man sagt, der Vorzug des Menschen vor dem Thiere besteht im Denken und Reden, nein, sein göttlichster Vorzug besteht im Weinen! Der Affe denkt nicht, spricht nicht — weint nicht!

Wir kommen nun zu dem vierten Nachahmer des Menschen — zum Affen.

Man könnte dei Affen die Incunabeln der Menschen nennen; wir sehen an dem Affen, wie wir vielleicht in der ganz ersten Ausgabe ausgesehen haben! Wer weiß, in wie viel verbesserten Ausgaben der Affe herauskam, bis er als Mensch in Groß-Folio erschien, und wie viele Druckfehler sind noch im Menschen, welche an die erste Ausgabe erinnern!

Gewiß gilt unter den Bestien der Affe als ein Apoll! Und so gibt's auch im Menschenleben keinen Affen, der nicht für irgend Jemand ein Adonis wäre!

Ich habe schon oft darüber nachgedacht, ob der erste Mensch auf seinen Hausfreund, den Affen, nicht eifersüchtig war. Man denke sich ganz in die Situation hinein: in der ganzen Schöpfung Niemand als die Frau mit ihrem Ehemann, und der Affe wird gefährlich erscheinen! Buffon hat ein Kennzeichen angegeben, worin sich der Bau des Affen von dem des

Menschen unterscheidet; der Affe, nämlich, sagt er, hat keine Waden!

Seit Buffon ist dieses Unterscheidungszeichen abgekommen; wir haben uns den Affen bedeutend genähert! — Man sagt, ein Affe ist ein halber Mensch, so wären zwei Affen ein ganzer Mensch!

Ein Glück ist es, daß es unter den Affen keine Schriftsteller gibt, die Affen haben vier Arme, die hätten was zusammengeschrieben! Die Affen scheinen von Natur zur jetzigen Schriftstellerei geboren, denn sie springen von einem Zweig zum andern und leben größtentheils von — Blättern.

Da sind wir nun endlich, m. f. H. u. H, bei den fünften Wesen, welche die Menschen auffassen und wiedergeben, bei den — Schriftstellern!

Der wahre Dichter, sagt man, muß geboren werden; ja wohl! Bei dem jetzigen Zustand unserer Dichter, muß man sagen: die wahren Dichter müssen noch geboren werden!

Die Natur ist das Buch der Dichter; ja wohl, für die deutschen Dichter ist es ein deutsches Buch mit lateinischen Lettern! Poesie ist eine Blume in der Natur, die keine Zeit zerstört, kein Sturm streift von dieser Blume ein Blatt ab, keine Nacht senkt ihren Kelch, und kein sengender Strahl zieht ihr die Farben aus!

Die schriftstellerischen Frauenzimmer haben das Privilegium, sich mit fremden Federn schmücken

zu dürfen! Die Natur hat den Frauen zwei Winke gegeben, daß sie nicht schreiben sollen: Erstens kann ein Frauenzimmer eben so wenig lernen, eine gute Feder schneiden, als ein Mann einen Strumpf gut um die Ferse stricken! Zweitens:

Als von seinem Strahlenthrone
Seinem armen Erdensohne
Gott das Weib zur Seite gab,
Daß es aus dem Garten Eden
Mit sich nehme Blumenfäden,
Ihn zu leiten bis an's Grab,
Gab er ihr den reichsten Segen
Mit auf ihren Erdenwegen,
Stattet sie mit Gaben aus,
Das sie sei des Lebens Blume,
Gnadenbild im Heiligthume,
Engel in dem Erdenhaus;
Und den Frauen er verlieh:
Körper-Symmetrie,
Seelenharmonie,
Herzenssympathie,
Stimmenmelodie,
Lebenspoesie,
Jede Art Magie,
Nur nicht — Ortographie!

Die Schreibfedern unserer Schriftstellerinnen bringen die Natur ihrer Mütter mit in die Schriftstellerei: die Gänse nämlich, gerade wenn sie sich erheben wollen, schnattern sie am meisten!

Es geht den Schriftstellerinnen mit dem Faden ihres Gegenstandes, wie es dem Eulenspiegel erging,

sie vergessen, am Ende einen Knopf zu machen. Wenn man den Faden eines solchen Frauenbuches aufnimmt, ist's gerade, als wenn man einen Faden aufnimmt von einem Knäuel, der am Boden liegt, man wickelt und wickelt, und der Knäuel rollt am Boden immer weiter von uns fort.

Keine Schriftstellerin der Welt kann einen Mann charakteristisch fest schildern. Es ist ein Unglück: im ersten Band verlieben sie sich in den Mann, den sie schildern, da ist's ein Engel, und sie beschäftigen sich stets mit ihm. Im zweiten heiraten sie ihn und verlieren alle Lust an ihm, und im dritten Bande sind sie schon ganz von ihm geschieden.

Zu was die Frauen schriftstellerisch am meisten Beruf haben, ist: zu Biographen. In den meisten Frauenzimmern steckt eine Lebensgeschichte ihrer Nachbarinnen, und jede Frau ist ein Plutarch für ihr Stadtviertel.

Es ist erstaunlich, von wie Wenigem ein Schriftsteller sein Leben fristet, zur Hälfte lebt er von dem Geist seiner Schriften, und zur Hälfte vom Geschmack des großen Publikums!

Gewisse Schriftsteller sind wie Kameele, sie erhalten sich in der Wüste des Lebens durch den Wasserbehälter, den sie in sich führen. Die Menschen vergönnen den Schriftstellern Alles, was sie nicht selbst genießen können oder wollen: Bescheidenheit, Lorbeern, Nachwelt und ungemeine Magerkeit! Sie halten

die Schriftsteller für Oedenburger Früchte, von denen die gedörrten die besten sind! Ein fetter Gaul, ein fetter Dichter und ein fetter Liebhaber ziehen selten stark. —

Geld darf ein Genie durchaus nicht haben. Denn was ist ein Genie? Jemand, der neue Bahnen schafft, und bei den neuen Bahnen hat noch jeder das Geld verloren! Die Genies thun meist auch Recht daran, daß sie kein Geld besitzen, denn Geld repräsentirt die äußern Güter, die Genies aber haben oft Ursache zu wünschen, daß ihre äußern Güter nicht repräsentirt werden!

Gewiß, m. f. H. u. H., steckt in jedem Schriftsteller eine ganze Sammlung von verschiedenen Anstalten.

Zuerst steckt in ihm eine „Sparcasse," d. h. er erspart eine Casse! Die Staatscasse und die Casse des Genies sind ideale Begriffe.

Ferner steckt in ihm eine „Lebensversicherungs-Anstalt," d. h. er muß Anstalt machen, sein Leben zu versichern, sonst stirbt er Hungers!

Ferner steckt in dem Schriftsteller eine „Hagelschaden-Versicherungs-Anstalt," er muß sich selbst versichern, daß ihm der Janhagel keinen Schaden thun kann!

Ferner steckt in ihm eine „Kinderbewahr-Anstalt," er muß nämlich seine eigenen geistigen Kinder groß ziehen. Man weiß, was für ungezogene

Rangen das oft sind! Die Geisteskindlein unserer Schriftsteller sind sonderbar beschaffen, je älter sie werden, je weniger gehen sie! Das macht, daß sie beim Wasser aufgezogen sind! Es geht manchen Büchern, wie manchen Kindern, man hat ihnen nichts vorzuwerfen, als — ihren Vater! Ein Autor hat eine wahre Affenliebe zu seinen Kindlein. Es geht mit Büchern, wie mit Kindern; man sagt oft, das Buch sieht seinem Autor nicht ähnlich! Es sieht ihm schon ähnlich, wenn wir den eigentlichen Autor nur wüßten! Von einem Buche und von einem Kinde verlangt man vor Allem „Mutterwitz." — Warum sagt man von den Kindern, sie haben „Mutterwitz," und nicht „Vaterwitz?" — Weil, wenn der Mann witzig ist, er erst durch seine Frau gewitzigt wurde.

Die deutsche Dichterzunft hat jetzt eine neue Fabrikation in Schwung gebracht: Improvisation!

Poesie ist Schaum! Ja, Champagner-Schaum, Meerschaum, von dem Schlag der bewegten Herzenswellen an dem blühenden Ufer der Zeit hervorgebracht!

Improvisation aber ist Bierschaum, man muß ihn wegblasen! Improvisation, dieses Naturschnitzel à la minute, ist blühende Schwindsucht! Es hat noch etwas gefehlt, um die Dichtkunst zu erniedrigen, und das ist die Improvisation! Ich bin überzeugt, wenn die Henne öffentlich Eier legte,

die Leute würden sagen: „Was ist das für eine Kunst, wenn wir so gackern wollten, können wir auch Eier legen!“ Die Poesie ist eine schamhafte, keusche, heilige Person, sie bespricht sich nur geheim und im Stillen mit uns! Das allerbeste Gedicht, das je improvisirt worden ist, ist schlecht gegen das schlechteste Gedicht, das je gedruckt worden ist. Improvisiren heißt: das himmlische Reich der Götter in einem chinesischen Hölzelspiel zur Schau stellen!

Aber, m. f. H. u. H., unseren Schriftstellern öffnet sich jetzt ein wirkliches himmlisches Reich für ihre Dichtungen: China! Ich bin überzeugt, wir werden bald in unsern „vaterländischen Musen-Almanachen“ lauter chinesische Novellen lesen: Die arabischen, persischen und sonstigen orientalischen Scheik-, Gazellen- und Kameel-Poesien werden, Gottlob, ein Bischen in den Hintergrund treten, und anstatt der zebraartigen Ghaselen werden wir neue Formen bekommen: Mandarin-Gedichte von geblümtem Atlas mit Pfauenfedern und Glöcklein besetzt!

Denken Sie sich, die Chinesen haben 18,000.000 Bände Literatur! Bis die Alle ausgestohlen, geplündert, übersetzt werden! Was sagen unsere Chineser dazu?

Für die Lyrik wird es einige Schwierigkeiten geben, besonders mit den Namen. Im Deutschen reimen sich die Frauennamen so schön; auf Adelaide: Brate, koche, siede; auf Nanette: Bette! auf Susanne:

Tanne; auf Ernestine: holde Miene; auf Kathrein: stell' die Geigen ein u. s. w.

Aber mit den chinesischen Namen wird die deutsche Poesie einen harten Kampf haben! z. B. die Geliebte heißt:

„Tien-li-king-stang-tschang-tseng-hoa!“

Wie besingt man einen solchen Namen? Aber die Dichter werden sich schon helfen, sie werden singen:

„Die Nerven beben und die Glieder zittern,
Wenn ich Dich seh' wo Zibethkatzen gehen um!
Wie Du kau'rst hinter Opiumstaudengittern,
Im Schatten liegst vom rothen Capsicum!
Und trunken fühl' ich's vor den Augen flittern,
Als ging ein Kessel Thee im Kopf herum,
Dein Anblick macht mich trunken, wie einst Noa,
O ma chère Tien-li-king-tschang-steng-hoa!“

Vielleicht sehen wir auch bald eine chinesische Schauspielertruppe hier, deren Vorstellungen gewiß sehr besucht würden, damit man glaube, wir sprechen Alle perfekt chinesisch! Vielleicht kömmt auch einmal ein chinesischer Humorist! In China wächst der Humor wild, man nennt ihn dort Bambusrohr! Er erreicht dort eine Höhe von 60 Fuß, so hoch erhebt sich hier der Humor nicht!

Vielleicht hören Sie, m. f. H. u. H., bald eine chinesische Vorlesung!

Eine humoristische Vorlesung, m. f. H. u. H., muß in einer Beziehung gewissermaßen etwas Chine-

sisches an sich haben. Es bekommt dabei nämlich so Mancher seinen Thee! Allein es ist nicht bös gemeint und ist gesund, überdies, m. f. H. u. H., sehen Sie, die Theeblätter gehen zu Ende, mein letztes Blatt ist gewiß Ihr Herzblatt!

Der Zugvogel.

(Auszug.)

I.

Sie müssen eine Badereise machen, sagt mein Doctor.

„Sie müssen zu Hause bleiben," sagt mein Geldbeutel.

Ein Doctor kann sich irren, ein Geldbeutel nie!

Ich hielt Consilium: ich fragte mehrere Doctoren, sie stimmten überein: „Sie müssen eine Badereise machen!"

Ich fragte mehrere Geldbeutel, sie stimmten überein: „Sie müssen zu Hause bleiben!"

Ich schwankte zwischen den Doctoren, die da sagen: „Das Leben ist doch schön," und zwischen den leeren Geldbeuteln, die da sagen: „Das Leben ist der Güter höchstes nicht!"

Aber jeder Mensch will doch leben, wenn's auch nicht der Güter höchstes ist.

In dieser Klemme erschien mir Bertram aus „Robert der Teufel" und flüsterte mir ins Ohr:

„Das Geld ist nur Chimäre!"

Ja, „das Geld ist nur Chimäre, das wahre Glück auf Erden ist nur das Vergnügen allein!"

Und gibt es ein größeres Vergnügen als das: wenn der Geldbeutel sagt: „Bleib' zu Haus!" und man zur Strafe zum Geldbeutel wieder sagt: „Bleib' du zu Haus!" und man ohne Geld und ohne Geldbeutel hinauswandert in die liebe, schöne grüne Welt, das ist „das Vergnügen allein ohne „Geldbeutel" auf den man beständig Acht geben muß!

Reisen! Reisen! Reisen ist Leben! Besonders die Hämorrhoidarier müssen reisen, reisen, sich sehen lassen! Kein Hämorrhoidarius im Vaterland!"

Ich glaube nicht, daß meiner „Leber" wirklich etwas anderes fehlt um vollkommen gesund zu sein, als das — was zu jeder Leber gehört, um vollkommen zu sein: Trüffel! — Trüffel sind aber hart zu verdauen, auf „Trüffel" muß man Bewegung machen, folglich reise ich um Trüffel essen zu können, wodurch meine Leber gut wird!

Ich soll meinen schlechten Magen durch den Rohitscher Sauerbrunn stärken.

Verkehrte Welt! Der Magen soll den Menschen stärken, und nun muß der Mensch den Magen stärken! Aber mein Magen war nie ein extravaganter Mensch: Ich hätte mit meinem Magen ruhig vor allen Mitgliedern des Anti-Thierquäler-Vereins vorübergehen können, ich hab' ihn nie überladen! Aber der Magen des Menschen gehört zum „schwachen Geschlecht,"

er wird s ch w a ch, ohne daß ein vernünftiger Grund dazu da ist!

Jedes Frauenzimmer und jeder Magen haben Momente, wo sie stark schwach werden!

Dann sagen die Aerzte zu Frauenzimmer und Magen: „Sie müssen in einen Badeort!“ Jeder Badeort ist für „Schwachheiten“ angezeigt!

Also ich führe meinen schwachen Magen zum Brunnen! Der Leser wird also leider in meinen Briefen nicht viel von dem zu lesen bekommen, w a s ich und wie viel ich esse! Dafür aber viel Wasser! Wasser! Wasser!

II.

Ein Abenteuer! Ein Abenteuer! Avis rara auf der Eisenbahn! Ein Abenteuer, ein ganz kleines, aber doch eines!

Die Abenteuer gehören jetzt zu den ausgegangenen Illusionen! Mit den Eilwägen und Postkutschen sind die Reiseabenteuer in die Remise geschoben worden! Es gibt keine k u r z e n und s ch n e l l e n Abenteuer!

Zu einem Abenteuer gehören unbedingt vier Einkehrwirthshäuser, zwei Nachtquartiere, eine umgeworfene Kutsche und drei gebrochene Räder! Das gibts nicht mehr!

Zu einem Reiseabenteuer gehören die alten gothischen Gesellschafts-Menschen, die alten socialen Gestalten-Schnörkel und geschnitzten Fachfiguren, ein d i c k e r A m t m a n n, e i n f l u ch e n d e r C a p i t ä n,

ein näselnder Jude, ein fahrender Schüler, ein vacirender Comödiant, eine Pastorstochter, eine alte schlafnickende Gouvernante und andere ähnliche Schachtel-Menschen aus der Figurenschachtel der zweibeinigen federlosen Welt, die den Reisebeschreibern den Stoff und die Abwechslung boten.

Das hat Alles aufgehört! Die Postkutsche hat jene verschiedenen Gestalten abenteuerlichst in einem Raum ganz nahe aneinander gerückt. Diese Menschen-Mosaik wurde abenteuerlich, romantisch! Der Poet, der Reisebeschreiber ex offo konnte aus dieser Farbenschachtel ein Abenteuer erfinden, coloriren, ausmalen!

Aber auf der Eisenbahn verhindert die Classification alle Romantik! Die Menschen werden da wie die „Sorten" in drei Classen getheilt, „erste Classe," zweite Classe," dritte Classe," wo die Sorten so abgepfercht sind, wo sich nur zusammenfindet, was die Convenienz zusammengefügt hat, wo nicht Nothwendigkeit und Zufall die Reisenden durcheinander würfeln wie der Sturm die Ladung eines Schiff-Verdecks; da kann kein Abenteuer geboren werden!

Ach, das waren schöne Zeiten! Sophie! Sophie!

Ich rede von jener Sophie, die von „Memel durch Sachsen" gereist ist und 10 dicke Bände darüber geschrieben hat! Zehn Bände, in welchen, wenn man die Papierbogen aneinander reihte, ganz Sachsen eingewickelt werden könnte!

Und der gute Thümmel, der liebenswürdige Humorist, der ist von seinem Humorfeind, von den Hämorrhoiden, durch eine Reise von wenigen Meilen geheilt worden und hat, glaube ich, 7—8 Bände darüber geschrieben!

Und Yorik, der „empfindsame Reisen" machte und über die Tabaksdose des Onkel Toby einige hundert Seiten füllte!

„Empfindsame Reisen!" Wo soll die Empfindung anfangen, wenn man nicht wie ein Mensch reist, sondern wie ein Felleisen expedirt wird? Wenn man die Luft nicht einathmet, sondern durchschneidet, wenn man die Gegend nicht genießt, sondern ungekaut verschluckt, wenn man das Klima nicht verändert, sondern eskamotirt?

Und was auf der Eisenbahn die Romantik vollends tödtet und selbst den Triumph unserer Schnelligkeit todtschlägt, sind die Drähte des Telegraphen, die wie ein Hohn zur Seite laufen und uns zurufen: „Ihr glaubt, ihr seid ein Vogel und theilt die Lüfte? Ihr glaubt, ihr seid ein Pfeil und schnellt an's Ziel! Thörichte Menschen! hierher schaut, auf mich, gesteht, ihr seid Schnecken, Faulthiere, kriechende Wesen!"

Die Romantik sitzt oft im Waggon als Herzdieb und Entführer, und er flüstert: „Tröste Dich, jenseits des Meeres werden wir glücklich sein!" und sie

seufzt: „Ich gehe mit Dir über Land und Meer in die fernste Ferne!“ — Aber da läuft der geschworne Feind der Diebe und der Erzfeind aller Entführung, der Telegraphen-Draht, an der Seite mit und höhnt sie aus und ruft in den Waggon hinein: „Dummes Liebesvolk! Ueber Land und Meer! Bis ihr hinkommt, bin ich schon dagewesen, und der Funken, der an mir fortläuft, ist stärker als Eure Flamme!“

Ja, jetzt sind die Abenteuer fast unmöglich und ein poetischer Zugvogel findet nirgends ein Körnchen für seinen Abenteuer-Hunger!

Bin ich ein „Zugvogel!“ Was bin ich für ein „Zugvogel?“

Bin ich eine Lerche? Aber die Lerchen reisen nicht mit einem Plaid und mit einem Regenschirm und mit einem Mantelkragen!

Bin ich eine Schwalbe? Aber die Schwalbe nimmt keinen „Wegweiser durch Steiermark“ mit, und die Schwalbe wartet nicht bis der Conducteur sagt: „Neunkirchen! Zwei Minuten Aufenthalt!“

Bin ich ein Storch? Aber der Storch, bei dem, wie bei jedem Journalisten, Klappern zum Handwerk gehört, der Storch wickelt seine langen Wanderbeine nicht in Kamaschen und Staubpantoffel ein; der Storch nimmt für seinen Schnabel nicht ein geschnittenes Poulard und geräucherte Zungen und ein geflochtenes Fläschchen Bordeaux mit!

Ach! mein Herz ist ein Zugvogel, aber es geht mit dem „Lasten-Zug," mit dem Körper! Der Zugvogel „Herz" sitzt im Lasten-Zug „Körper" und singt mit Maria Stuart:

„Eilende Wolken, Segler der Lüfte,
Wer mit euch wanderte, mit euch schiffte!"

Mein Herz ist noch ein „Zugvogel" und es wiegt sich auf jedem grünen Zweig, der ihm seine Arme entgegenstreckt, und es wandert mit jedem Wölkchen, das fernwärts eilt in ungestillter Sehnsucht, und es schifft auf jedem Glockenton, der über Berge her zu uns schallt in ungekannte Gegenden, und es erhebt sich mit der Lerche, wenn der Morgen sein goldenes Thor aufmacht, und es singt mit der Nachtigall, wenn sie aus dem Blätterkäfig die Melodien aussendet, welche uns die Liebe vom Blatte singt und nur die Gegenliebe vom Blatte accompagnirt, und es singt sein Heldengedicht bei jedem Anblick jedes schönen Angesichts, auf dem der Krieg der weißen und der rothen Rose entbrennt!

Ach, das Herz ist der Phönix unter den Zugvögeln, es entbrennt, verbrennt und ersteht aus seiner Asche neu und jung! — Der Zugvogel Herz wird nicht alt, aber sein Käfig: der Mensch selbst!

Die Frauenzimmer aber sehen auf den Käfig mehr als auf den Vogel! Ein schöner Käfig mit einem häßlichen Vogel ist ihnen lieber als ein häßlicher Käfig mit einem schönen Vogel!

III.

Jedoch ich gerathe auf Abwege und vergesse ganz auf das Abenteuer, auf das ganz kleine.

Ich bin nicht weit von der „Gerechtigkeit" entfernt, d. h. ich bin — wie bekannt — fast blind. Noch bin ich es nicht ganz, d. h. werder ganz blind, noch bin ich schon ganz die „Gerechtigkeit," daher habe ich noch lichte und unparteiische Augenblicke.

Meine Kurzsichtigkeit ist so welthistorisch wie die Kurzsichtigkeit des 19. Jahrhunderts überhaupt. Diese meine Kurzsichtigkeit ist so notorisch, daß viele Damen, d. h. liebenswürdige Damen, mich früher grüßen als ich sie. Ich sehe gewöhnlich die Vorübergehenden u. s. w. erst dann, wenn sie fast an meiner Seite, also gleich vorüber sind und ich mein Compliment post festum anbringe.

Diese meine kürzeste Sichtigkeit hat mir den grünen Schirm im Theater und auf Promenaden zur Nothwendigkeit gemacht, ein Schirm, der schon so berühmt geworden, daß er mit mir karikirt wurde und also eine historische Wichtigkeit bekam.

Also ich und mein grüner Schirm, wir saßen im Carltheater in einer Loge, in der wir gewöhnlich sitzen.

Im Carltheater ist es verkehrt wie in der Schöpfungsgeschichte In der Schöpfungsgeschichte kam zuerst das Licht und dann die Menschen, im

Carltheater müssen erst die Menschen kommen, dann kommt das Licht.

An jenem Abend kamen erst viele Menschen, dann erst kam das Licht, dann kam erst nichts, nämlich eine Posse, von der ich nicht mehr rede.

Ich stellte mein Observatorium auf, nämlich erst die Brille, dann darüber den Opern-, Sternen- und Frauenzimmer-Gucker, und über allem dem den grünen Schirm.

Da gewahrte ich einige Logen von mir rechts eine wunderbar reizende Frau. Es war nicht blos eine schöne Frau, sie war reizend!

Es wird leider mit zwei Worten ein großer Mißbrauch getrieben, mit dem Wort „geistreich" und mit dem Wort „reizend!" Man sagt jetzt sehr oft: „Das ist ein geistreicher Mann!" Die Mädchen affectiren alle: „Ach, nur einen geistreichen Mann!" Aber zu geistreich gehört viel! Geistreich besteht nicht aus einer Blume, aus einer Blüte, aus einem Edelstein, zu geistreich gehört ein Blumengarten, ein Blütenwald, eine Edelsteingrube!

Früher wußte man gar nichts davon, daß man geistreich sein soll; es gab zu allen Zeiten geistreiche Männer, aber nur selten, ganz weit auseinander gepflanzt! Zu was braucht ein Frauenzimmer durchschnittlich auch einen geistreichen Mann? Einen klugen Mann, einen gescheidten Mann, einen gebildeten Mann, einen unterrichteten Mann, das sind

die Männer, auf welche das weibliche Geschlecht angewiesen ist; aber geistreich? das ist zu viel verlangt! Was wollen sie mit einem geistreichen Mann anfangen? Wo wollen sie denselben hernehmen? Von der Putzmacherin? Von dem Herrn Schneider? — Die geistreichen Männer sind nicht gemacht, um die Frauen glücklich zu machen, so wenig als geistreiche Frauen gemacht sind, um Männer glücklich zu machen! Lord Byron kann dies schriftlich geben und Madame Dudevant kann Sand d'rauf streuen!

Noch mehr Mißbrauch wird mit dem Wort „reizend" getrieben! „Eine reizende Frau! ein reizendes Mädchen!"

Worin besteht die Schönheit?" Das kann man sagen! In einem schönen Wuchs, in einem schönen Auge, in einem schönen Mund, in einer schönen Hand u. s. w.

Aber worin besteht der Reiz, das Reizende? Man kann nicht sagen, in einem reizenden Auge, in einer reizenden Hand u. s. w.

Man kann eine Blume zerlegen, sie malen, sie beschreiben, in ihre Blätter, in ihre Staubfäden, in ihre Farbe, aber man kann den Duft der Blume nicht beschreiben, nicht zerlegen. Der Reiz ist der Duft, die Schönheit ist die Blume. Was sind Blumen ohne Duft? Sie sprechen uns nicht an, sie hören selten unser Lob, es sind taubstumme Blumen! Die Schönheit ohne Reiz ist eine Taub-

stumme! — Schönheit frappirt uns, Reiz durchdringt uns; die Schönheit lockt, der Reiz hält fest; die Schönheit ist aufdringlich, der Reiz siedelt sich an.

Eine Schönheit kann häßlich werden, eine Reizende niemals; die Schönheit gibt gar keine Bürgschaft für den Inhalt des Buches, ein reizendes Gesicht hingegen ist Gewährleistung einer Seele, eines Innern, welche nicht gewöhnlich sind!

Also es war eine reizende Frau und schön obendrein! Das ganze Publikum sah mit nach der Loge, in welcher sie saß.

Ich sah zuerst nur hin und dachte: „Es ist nicht gut, daß die Frau allein sei!" Ich war auch allein, allein das Allein war ein anderes Allein! Ich bemerkte bald, daß die Frau nicht allein war!

Ihr vis-à-vis saß ein Mann, und da dieser Mann überall im Theater hinsah, nur auf die reizende Frau nicht, schloß ich mit eigenem Scharfsinn, daß er ihr Mann und daher auch mein Mann war. —

Die reizende Frau sah lange und anhaltend nach und zu mir! Ich, unbewegt von diesem gewohnten: „Um das Rhinozeros zu schauen," bildete mir nicht im Entferntesten ein, daß es etwas mehr als jene Anguck-Sucht war, welcher wir nur halbwegs bekannte Personen preisgegeben sind.

Das Stück begann, ich benützte die Dummheit

des Stückes um ungestört nach der reizenden Frau zu sehen. Ihre Blicke hielten Stand!

Alter schützt vor Thorheit nicht! und wenn der Mensch auch 60 Jahre damit beschäftigt war, seine Eigenliebe auszuhungern, und wenn der Mensch in diesen 60 Jahren 100mal Zeuge war wie seine Eigenliebe falsche Wechsel auf ihn ausstellte, die Eigenliebe ist wie ein Leichdorn, wenn man sie 100mal ausschneidet, sie wächst nach, niemand vermag sie mit der Wurzel herauszuziehen!

Ich ertappte also meinen innern dummen Kerl auf der Albernheit zu glauben, die Frau kokettire mit mir.

Ich ließ meinen innern dummen Kerl bei diesem Glauben; warum sollte ich ihm das unschuldige Vergnügen nicht gönnen?

Ich aber rathe jedem, der in sich so einen dummen Kerl entstehen sieht, ihn gleich zu tödten, sonst wächst der innere dumme Kerl dem äußern gescheidten Kerl über den Kopf!

Mit jedem Blick zu der reizenden Frau, mit jedem Retourblick von der reizenden Frau fühlte ich wie der dumme Kerl in mir wächst und wächst. In einer halben Stunde war er vollkommen ausgewachsen, ein wahrer Grenadier, und dann warf er mich aus meiner Loge hinaus!

Ja, der dumme Kerl trieb mich hinaus und befahl mir: Jetzt schau und erkundige dich, wer wohl diese reizende Frau sein mag, u. s. w.

Der Gescheidte gibt nach, ich gab also nach, verließ meine Loge, um den Logenschließer im Begegnen zu fragen, wer die Dame in Nummer so und so sei. In dem dunklen Logengange fragte ich den Logenschließer: „Ich bitte Sie, wissen Sie nicht, wer die Frau in Nummer so und so ist, und der Mann, der bei ihr sitzt? Erkundigen Sie sich doch, ich werde Ihnen dankbar sein."

Der Mann erwiederte: „Ist nicht nöthig, Herr v. Saphir, das ist die Frau von * * * und der Herr, der bei Ihr sitzt, das bin ich, ihr Mann."

Ich hatte also in meiner Blindheit den Mann der reizenden Frau, der wahrscheinlich ein wenig Kühlung suchte und aus der Loge ging, für den Logenschließer angesehen.

Der dumme Kerl in mir war wie vom Blitz getroffen, ich freute mich, daß er eine solche Lection bekam, doch beschloß ich mich seiner aus alter Bekanntschaft anzunehmen. Aber die Sache war zu komisch, da nützte nichts als versuchen ob man mit einem Menschen zu thun habe, der Spaß versteht, und die Sache scherzhaft zu Ende führen.

„Ihr Mann?" rief ich wie erstaunt aus, „also zu spät! Ich fand die Dame so reizend, ich hatte die redlichsten Absichten! Sie sind mir zuvorgekommen! Ich gratulire!" Damit machte ich einen Knicks und zog mich, nicht Sieger, nicht besiegt, in meine Loge zurück.

— — — — — — — — — — — — — —

IV.

In Bruck war ich auf einige Augenblicke in die Restauration gegangen, während dem wechselten einige Passagiere in den Waggons und kamen neue dazu.

Das Zeichen zur Abfahrt war schon gegeben, und nur durch große Schnelligkeit sprang ich noch in den Waggon erster Classe hinein, in welchem neue Insassen waren.

Ich wollte eben einen Platz einnehmen, da tönte eine Silberstimme: „Bald, Herr v. Saphir, wären Sie wieder zu spät gekommen wie bei Frau v. * * * im Carltheater."

Bei meiner Kurzsichtigkeit war ich genöthigt, ganz nahe in die Wagenabtheilung zu treten, aus welcher diese Stimme tönte, es war die Frau v. * * *, die reizende Frau aus der Loge im Carltheater!

„Verzeihen Sie," sprach ich, indem ich mich auf den vis-à-vis-Platz setzte, „ich bin nicht zu spät gekommen, ich bin zu früh gekommen, oder Sie sind zu spät gekommen."

Wie so?"

„Nun, ich hätte um 40 Jahre später, oder Sie hätten um 40 Jahre früher kommen sollen!

„Glauben Sie, daß Sie dann zur rechten Zeit gekommen wären?"

— Es war also auch eine pikante Dame!

„Vielleicht zur Hochzeit! Aber meine holde

gnädige Frau, man kommt nie zu spät, wenn man so viel Geist hat wie Sie — dann holt man das Versäumte ein!"

„Das Versäumte sind wohl Sie?"

„Ach, Sie sind auch ironisch? Die Natur hat uns für einander geschaffen!"

„Sollte uns Beide eine Natur geschaffen haben?"

„Den Teig wohl nicht, aber die Fülle, die Seele, den Geist, das Herz!"

Doch ich will diesen Dialog nicht ganz wiedergeben.

Wir werden uns in Wien wiederfinden.

Als ich in Graz ausstieg, schlug mir Jemand auf die Schulter, ich sah mich um, es war mein innerer dummer Kerl aus der Loge, er fuhr heute vor Freude ganz aus der Haut, klopfte mir auf die Schulter und sprach:

„Nun, haben Sie in Ihrem Leben viel solche glückliche dumme Kerle in sich gespürt?"

Die Geliebte und der Apotheker,
oder:
Drei Tage aus dem Leben eines Humoristen.
Genrebild aus meinem Leben.

Es gab einmal eine Zeit, in welcher ich um 30 Jahre jünger war als ich jetzt jung bin! Wie jung muß ich in meiner Jugend gewesen sein, wenn ich jetzt noch schon so jung bin.

Vor dreißig Jahren zählte ich dreiunddreißig Sommer! — Doch nein! — Zu dreiunddreißig Jahren zählt man nur noch die Frühlinge! Mit 40 Jahren beginnt man die Sommer zu zählen, mit 60 die Winter und mit 70 zählt man die Allerseelentage.

Zu dreiunddreißig Jahren fangt ein solider Sterblicher an gesetzt zu werden — nicht in Profosen- sondern in Ehestands-Arrest!

Aber Künstler, Poeten, große Staatsmänner, Militärs fangen mit 33 Jahren erst an, das Leben oder was dasselbe ist, die Liebe, als das einzige Erhaltungsmittel von Geist, Phantasie, Scharfsinn, Politik

und Heldenmuth zu betrachten und täglich einige Eß-löffel davon zu nehmen.

Ein großer Poet, ein großer Künstler, ein großer Staatsmann und ein großer Held sehen jedes Frauen-zimmer mit dem Gedanken an:

Mein ist der Helm und mir gehört er zu!

Nach diesen 4 unwiderstehlichen Frauen-Eroberern kommt gleich der „Millionär! Das Schicksal hat mich mit Allem begabt, was einen Millionär macht, an Herz, Magen, Geschmack und Großmuth, und ist mir die Million dazu schuldig geblieben! Wenn ich wollte, könnte ich das Schicksal in den Schuldenarrest bringen!

Auch in Hinsicht der Liebe hab' ich das weibliche Geschlecht aus der Million-Perspektive betrachtet.

Ein „Poet" war ich auch, also hatte ich ein Herz mit doppeltem Liebesboden.

Nichts wechselt mehr als der Geschmack in der Liebe! Im Frühling liebt man blaue Augen, das ist die Veilchen-Saison! Im Winter liebt man schwarze Augen, das ist die Gluthkohlen-Zeit. Am Fenster blaue Augen, beim Becher schwarze Augen. Zur Morgenstunde blonde, gold'ne Haare, zur Nacht-stunde dunkle, schwarze Haare. Zum Ernst der Liebe eine römische Nase, zum Scherz- und Herzgekose ein Stumpf und aufgeschürztes Näschen.

Bis zu 40 Jahren ißt der Mensch, von 40 Jahren weiter trinkt er mehr — bis zu 40 Jahren

liebt man die Schlanken, Schmächtigen, von 40 Jahren weiter die Drallen, die Fülligen.

Kurz die Geschmacksverschiedenheit geht in's Unglaubliche, das Unglaublichste im Unglaublichen und doch *wahr* ist: daß oft junge Männer alte Weiber nicht lieben, aber „Passion" auf sie haben.

Ein Frauenzimmer *soll* schön sein, ein Mann *darf* schön sein, eine Prinzessin *muß* schön sein, ein Philosoph *kann* schön sein, ein Poet ist *immer* schön, wie Figura zeigt, Figura: ich.

Was ist schön? Wer ist schön?

Schön ist was gefällt! — Ich sage: nein! Es gibt viele schöne Frauen, die nicht gefallen — eine Unzahl schöne Männer, die sogar miß-fallen! Schön kömmt von *scheinen* her, ist also ein Ding des *Scheins*, *Gefallen* ist ein *Wesentliches*, ein *Eindruck*, eine *Kraft*.

Weil nun die *Schönheit* ein Sichtliches, mit den Sinnen Wahrzunehmendes ist, zieht sie den sinnlichen Menschen am meisten an.

Selbst in der Kunst nennt man „*Schönheitssinn*" das Vermögen, die *Formen* der Dinge richtig zu schätzen.

Die „Schönheit" hat ihre Gesetze, sie muß als schön anerkannt werden, aber ohne *Interesse* zu erregen. Nicht was schön ist, erregt Interesse, sondern das was *gefällt*.

Aber: *was gefällt*? *Das* gefällt, was uns

durch sein Einwirken auf unsere Wahrnehmungs-Organe sympathisch berührt. Um diese Einwirkung willen ist das, was gefällt, schön.

Nicht alle „Poeten" gefallen, aber alle geistreichen Menschen — nur wenige Poeten sind auch geistreich. Unter hundert Frauen sind wenigstens fünf geistreiche; unter tausend Männern kaum fünf! Unter tausend Männern sind nicht fünf, welche geistreiche Frauen ihres Geistes halber lieben; unter tausend Frauen sind nicht fünf, welche geistreiche Männer nicht lieben.

Also von tausend Frauen haben mich immer 995 geliebt, denn ich bin geistreich und ich bitte den verehrten Leser, mir das vor der Hand auf's Wort zu glauben, die Beweise dafür werde ich noch nachliefern.

Wenn nur der verehrte Leser mir erst die Gefälligkeit erwiesen hat mir zu glauben, daß ich geistreich bin, trotzdem ich 40 Jahr lang selbst dagegen geschrieben habe, dann wird er auch glauben, daß ich manche Abenteuer bestand, daß ich in meinem Leben wenigstens 10.000 Frauenzimmer kennen lernte, welche insgesammt mit Abzug von „fünf per mille," also 9950, in mich verliebt waren, von welchen Mehrere mit dem Leben davon gekommen sind.

Es war im Jahr 1827.

Es war in Berlin.

Es war in der Oper.

Es war in der Loge des General-Musik-Direktors Ritter von Spontini.

Es wurde seine ungemein lang erwartete Oper gegeben: „Agnes von Hohenstaufen," eine Zauber-Oper aus „Tausend und einer Nacht," welche Oper ein Witzbold also nannte: „Agnes zum Davonlaufen, eine Zauberoper aus tausend und einer Oper."

Ich war brillant! Weiße Kravatte! gelbe Handschuh! blaue Weste mit rothem Untergilet! Kurz, ganz Regenbogen!

Also ich saß in der Loge.

Sie saß im Parquett; erste Bank, gerade vor mir.

Sie! Wer? Nun: der Engel!

Aber diesmal war's wirklich ein Engel!

Der Engel sah mich unverwandt an!

Der Leser glaubt nun, ich hätte mich darüber gewundert:

Nicht im geringsten!

Der Leser wird nun aber gewiß glauben, ich hätte sie oder ihn (den Engel) wieder angesehen? —

Errathen! Die Leser wissen doch gleich Alles! Es ist mit den Lesern nicht mehr zum Aushalten!

„Lenardo sah her, Blandine sah hin!"

Ob sie schön war?

Wenn mir ein Leser eine Nichtschöne nennen kann, die ich geliebt habe, dann bekömmt er eine

grandiose Belohnung: sämmtliche politische Artikel der verflossenen Jahrgänge des „Humorist.“

Saß der Engel allein? Allein? Nein, neben dem Engel saß die Mutter, das ist bei allen Engeln der Teufel!

Das Theater war zu Ende. Vor dem Ende warf ich auf den Engel noch einen jener Blicke, die schon auf den Liebes-Schlachtfeldern Wunder der Tapferkeit geleistet hatten. Der Wurf gelang. In dem Blick stand die Frage: „Darf ich es wagen?“ Sie warf mir einen Blick zurück, ich las in diesem Blick, Seite 1, Zeile 1—20 mit Fraktur-Schriften geschrieben: „Wage zu wagen!“

In der großen Ausgangshalle erwartete mich Herr Oettinger; Eduard Oettinger, der Eduard, der statt an eine „Kunigunde“ an eine Maria sich hängte, und die Maria an den Eduard hing: Eduard Maria Oettinger.

Er wohnte bei mir und war der Leib-Postillon meines „Berliner Couriers.“

„Komm, Oettinger!“ rief ich aus.

„Wohin?“

„In's Café Royal?“

„O nein!“

„Komm nur, komm, ich muß wissen, wo der Engel wohnt, wie der Engel heißt, was der Engel ist u. s. w.“

„Es ist die Perle aller Mädchen!“

Da schwebte die „Perle“ vorüber, am Arm der Perl-Mutter!

Ich zog Oettinger schnell nach.

Er machte verschiedene gute und schlechte Witze, aber folgte mir. Wir huschten wie die Schatten hinter Gretchen und Martha her.

„Jetzt,“ sagt Oettinger, „mußt du vorwärts gehen, damit sie wissen, daß du nachkommst, und daß selten was Gutes nachkommt.“

Aber ich hatte es anders ausgeklügelt. Er mußte unbemerkt auf die andere Seite hinüber gehen, dann thun als ob er mich straßüber erblickte und laut rufen: „Ach! Saphir, kommst du aus dem Theater?“

Der Gedanke war schön, aber der Leser wird kein Neidhammel sein.

So geschah es!

Aber Oettinger war ein Bösewicht, er schrie herüber, so daß der Engel es hören mußte: „Ach, Saphir! wie kommst du daher, bist du nicht bei deiner Antonie?“

In diesem Augenblick drehte der Engel sein Köpfchen um und sah mich nach ihren Fersen einherschleichen.

Indessen hatte sich Oettinger wieder zu mir gesellt und wir folgten dem Paare die Friedrichstraße entlang.

Die Friedrichstraße ist sehr, sehr lang! es war Zeit genug auf ein Mittel zu sinnen, sich den Damen zu nähern.

Da hörte ich ferne, hinter mir, eine Berliner Droschke herankommen.

Ein Blitz fuhr durch meine Gedanken, sie wurden blitzdumm und heckten Folgendes aus:

Ich ging der Droschke entgegen, die Friedrichstraße, nah' am Oranienbergerthor, war schon einsam, ich versprach dem Kutscher ein „Drittel," wenn er heranfahre und an die Damen so nahe vorüberfahre, daß derjenige, welcher hinter ihnen geht, fürchten könnte, er fahre in sie hinein.

„Und dieses Thieres Langsamkeit" verschaffte mir die erste Annäherung an den Engel.

Wir gingen wieder sachte, 6 Schritte weit hinter den Damen, die Droschke rasselte heran, knapp an die Damen an, ich schrie wie zu Tode erschreckt laut auf, stürzte heran: „Um Himmelswillen, meine Damen, haben Sie Schaden genommen?" — Dem Droschken-Amor schickte ich noch ein: „Warte, du Racker!" nach und die Präliminarien waren gemacht.

Ich sprach natürlich erst von der Droschke, von dem Unglück, welches hätte geschehen können, und welches Glück mir daraus entstand; von der Droschke kam ich auf das schlechte Pflaster, vom schlechten Pflaster auf die Länge der Friedrichsstraße und von der Länge der Friedrichsstraße auf die Kürze der Sommernächte, von der Kürze der Nächte kam ich auf süße Träume, von süßen Träumen auf bittere Kerne von süßen Minuten; die „süße Minute" war die jetzige an ihrer

Seite, der „bittere Kern“ war der Schmerz sie vielleicht nicht wieder zu sehen, und bevor wir noch den Wächter herauriefen, der ihr Hausthor öffnen sollte, war schon Alles geschehen, ich erklärte ihr meine Liebe, ich erklärte ihr die Liebe überhaupt, und wie ich die liebe Liebe liebe, und wie Liebe ohne Gegenliebe so viel sei, wie ein linker Handschuh ohne rechten, wie ein einzelner Strumpf ohne Mitstrumpf!

Oettinger-Mephisto hatte Mutter Martha am Arm und sie gingen hinter uns her.

Der Engel sprach:

„Da hört' ich ein Klingen
Wie Flöten so süß,
Wie Stimmen der Engel
Im Paradies!“

Das Erste, was sie sagte, war: „Ich habe den Herrn Dr. Saphir in der Loge gleich erkannt, nach dem Portrait!“

Der Teufel hole alle Maler, Zeichner und Lithographen!

„Ah! sehr schmeichelhaft! Aber wo haben Sie, holder Engel, mein Portrait denn gesehen?“ —

„O, wir sehen Sie bei uns in Stendal auch hängen!“

„In Stendal? Also mein Fräulein sind aus Stendal? Und da ich schon in Stendal hänge, darf ich nicht auch an einer Stendalerin hängen?“

„Die Stendalerinnen und die Nürnberger hängen Keinen bis sie ihn haben.“

Diese witzige Antwort enthielt auch eine Lesart, die ich zu meinen Gunsten auszubeuten berechtigt schien.

Der Leser müßte mit mir gewesen sein, er müßte bei jeder Laterne das liebliche Antlitz gesehen haben, mit dem zarten Schmelz übergossen, er müßte in diese schwarzen Waldkirschenaugen gesehen haben, er müßte dieses Lächeln um den Rosenmund spielen gesehen haben, um zu begreifen, wie einem Poeten mit einem so phosphoreszirenden Herzen zu Muthe war. Ich setzte das Gespräch fort:

„Wenn aber die Delinquenten den Stendalerinnen sich selbst überliefern, freiwillig, haben sie kein Mitleid mit ihnen?

„Da müßten die Stendalerinnen erst eine lange Zeit fordern, um sich von der wirklichen Besserung des Delinquenten zu überzeugen!"

„Wie verstehen Sie das, meine Holde?

„Nun z. B., wenn der Delinquent ein Poet ist, von dem die Zeugen-Aussage lautet, daß er schon oft gehängt und eben so oft — abgeschnitten hat, dann müßten die Stendalerinnen an der Besserung lange zweifeln." — Sie war zum Küssen!

Kurz ich erfuhr noch, daß sie „Amalie" hieß, Amalie W., — Tochter eines höheren Beamten in Stendal, daß sie noch acht Tage in Berlin bleibe, und daß sie immer gewünscht hätte, mich kennen zu lernen.

Während ich mit Amalie plauderte, hatte Freund Oettinger die Mama gewonnen. Er hatte Momente,

wo er Mama's und Töchter gewinnen konnte, nur verspielte er sie eben so schnell als er sie gewann.

Am Hausthor angelangt, erhielten wir die Erlaubniß, uns am Tage darauf vorstellen zu dürfen.

Und „tausend gute Nacht!" Ich ging noch lange unter dem Fenster auf und ab, wie Romeo unter Juliens Balcon.

Ich wollte wissen, in welchem Stockwerke sie wohnt. — Die „Engel" pflegen in großen Städten meist im fünften Stockwerk zu wohnen, wahrscheinlich wegen der Nähe des Himmels!

Amalie wohnte aber in der Bel-étage.

Ich ging unten herum. Ihr Schatten kam einigemal an's Fenster; ich konnte mich nicht losreißen, da hörte ich eine Stimme. „Is it the nightingale?" Nein, es ist „auch nicht die Lerche" — — es ist der Nachtwächter! Er „tutete": „Eins!" Ich ging nach Hause und fand Oettinger schon im tiefen Schlaf.

Ein Verliebter erwacht sehr früh und sehr spät! Er erwacht täglich sehr früh, wenn er Hoffnung hat die Geliebte zu sehen, aber er erwacht sehr spät — aus seinem Traum! —

Die Toilette beschäftigte mich von Morgens 7 Uhr bis 12 Uhr Mittag!

Ich sollte sie ja sehen, d. h. sie sollte mich ja sehen! Nicht bei Theater-, nicht bei Laternen-Beleuchtung, sondern am Tageslicht, bei voller Sonnenbeleuchtung. Leinwand und Frauenzimmer muß man nicht beim

Kerzenlicht beurtheilen, dachte ich; aber auch „Männerschönheit“ nicht!

Ich habe von jeher auf sorgfältige Toilette viel gehalten. Weil unser Inneres nur der liebe Hergott sieht, muß man trachten, daß das was die Leute sehen: das Aeußere, so gefällig sei als möglich.

Eine sorgfältige Toilette ist eine stumme Höflichkeit, die man der gesammten Menschheit schuldig ist. Ein eleganter Anzug ist eine schweigende Galanterie für die Gesellschaft.

Meine weiße Cravatte am Theaterabend ist eine Hochachtung dem Publikum und eine Artigkeit der Kunst bewiesen.

Wer auf seinen Körper nichts hält, kann keine schöne Seele haben. Wer sein Gesicht nicht wäscht, dessen Gedanken sind schmutzig, wer nicht stets ein blütenweißes Hemd trägt, kann nicht elegant fühlen, nicht elegant sprechen.

Poeten besonders haben früher den Ruf der „Schlumpigkeit“ genossen; Jean Paul selbst sagte mir: „Die abgerissenen Rock-Knöpfe an dem Rock eines Dichters sind Ehren-Wunden;“ — aber ich bin so frei zu meinen, daß man mit offenen Wunden nicht in die Gesellschaft taugt. Nicht mit seinen Wunden glänzt der Held im Leben, aber mit seinen Narben. Ein zerrissener Dichter-Rock ist eine Wunde, ein reiner, nett ausgebesserter ist ein Rock mit Ehren-Narben.

Es ist eine große Verkehrtheit im Leben, daß die

Männer nur in der Jugend auf ihren Anzug sehen und je älter sie werden ihren Anzug immer mehr vernachlässigen.

Gerade umgekehrt muß man verfahren; da man ein Mitglied der Gesellschaft ist, so ist man schuldig, sein Ich so zu repräsentiren, daß es die Gesellschaft nicht zurückstoßt, nicht beleidigt. Je mehr das Alter den Menschen für die Menschen weniger angenehm und genießbar macht, desto mehr muß man trachten, sein Ich zu unterstützen, zu heben, um so viel als möglich trotz Verwüstung der Zeit, der Gesellschaft einen nicht unangenehmen Anblick zu bieten.

In dieser Beziehung hat die Natur es sehr weise eingerichtet. Viele Männer, wenn sie in das Alter der Schnee-Region kommen, wenn ihr Haupt zur Schnee-Koppe wird, vernachlässigen ihren Anzug oft auf die abstoßendste Weise. Diese hat die Natur oft mit einem geckenhaften Innern ausgestattet, gerade als Winterholz flackern sie am Herde der Liebe am lohesten, in diesem Liebes-Geckenthum flattern diese alten Falter noch wie Jünglinge um das weibliche Geschlecht, wollen cour-machen, gefallen u. s. w., und diesem Umstande verdankt man es, daß viele bejahrte Männer, die sich sonst vielleicht nie waschen würden, eine sorgfältige, ja elegante Toilette machen.

Der Styl ist der Mensch? — Nein der Anzug ist der Mensch!

Wenn Mann und Frau stets in voller Toilette

selbst im Hause sich begegneten, der Proviant der Liebe würde für längere Zeiten ausreichen als für die Flitterzeit!

Vor dreißig Jahren, zur Zeit dieses Abenteuers, war ich noch kein alter Mann, aber ich war ich auch nie ein Geck — wie überhaupt kein vernünftiger Mensch einer sein kann — aber ich hielt auf Eleganz, das ist angeboren. Bei dieser Gelegenheit sei folgende Anekdote erzählt, die von meiner Liebe zum Luxus zeugt.

Ich war Redacteur zweier Blätter, damals lebte eine Redaction nicht von „Inseraten" und „Actien", sondern jede von ihrem — Talent. Es ging mir also damals besser als jetzt. Dabei war ich ein junger, lediger Gerne-gesehen. Ich hielt eine Equipage, galonirte Kutscher, galonirte Diener dabei und einen kleinen Jocken, elegant betreßt.

Im Thiergarten war Wettrennen. Ich fuhr mit meinem ganzen Hofstaat hinaus.

In der großen Allee des Thiergartens überholte mich weiland Se. Maj. der König von Preußen. Ich ließ meinen Wagen zur Seite fahren und Se. Majestät fuhr mit dem Adjutanten Prittwitz an mir vorüber, nur von einem einzigen einfach gekleideten Diener begleitet

Bei Kämpfer, am Platze wo das Wettrennen stattfand, stand das Publikum auf der einen Seite und auf der anderen die hohen Herrschaften.

Da nahte sich mir der Oberst v. Prittwitz und sagte: „Se. Majestät haben zu bemerken geruht, daß Sie mit einem größeren Gefolge fahren als der König!"

So oft ich an diesen hingeschiedenen unsterblichen Monarchen gedenke, geht mir mit der Erinnerung das Herz und das Auge in Wehmuth und Thränen auf. Milde und Menschenliebe überflügelten wie zwei Genien sein ganzes Leben, und das Interesse, welches er an Kunst, Theater und Literatur nahm, wand manche Blume in den Dornenkranz Derer, die dem Geiste die Sorge für die Materie aufbürden müssen.

Ich selbst hatte das Glück, die rührendsten Beweise seines unversiegenden Wohlwollens zu genießen. Die Sache war mir also sehr empfindlich, doch faßte ich mich gleich und erwiederte: „Ich bin von der Gnade Sr. Majestät des Königs überzeugt, daß Allerhöchstderselbe sich gerne das Vergnügen machen möchte, das ich mir mache! Se. Majestät können nicht alle seine Unterthanen auf jeder Spazierfahrt mitnehmen, ich aber kann mir dieses Vergnügen ja machen! Das sind alle meine Unterthanen!"

Mein kleiner Jockey mit den goldenen phantastischen Tressen war bald eine Stadtpersönlichkeit. Er war Postillon d'Amour, Joujou der Künstlerinnen, Anmelder und — Censur-Bote! Er hatte das holde Amt, dem Herrn Censor v. Granow jeden Tag die Spalten der „Schnellpost" und des „Couriers" zu überbringen und auf ihre Erledigung zu warten.

Eines Tages machte es mir der Herr v. Granow gar zu bunt. Ich beschloß nun einen kleinen Spaß.

Ich trennte von der Livree meines Jokey's an den

auffallendsten Stellen die Tressen ab, riß die Näthe auf und schnitt in die Aermel viele auftlaffende Löcher. In diesem Anzug schickt ich ihn Tags darauf mit den Censurspalten zu Herrn von Granow.

Dieser, der den hübschen, drallen, eleganten Jungen gern sah, sagte: „Aber was ist Dir denn geschehen, Du siehst ja ganz zerfetzt aus, was ist denn mit Deiner Livree vorgegangen?“ Darauf erwiederte mein Jockey, wie ich es ihm befahl: „Nichts! ich hab' sie blos eben aus der Censur bekommen!“ — — —

Nach acht Tagen, in welchen ich fast unzertrennlich von der schönen Stendalerin war, reiste sie mit ihrer Mutter nach Stendal ab und wir unterhielten einen lebhaften Briefwechsel.

Um daß ein Liebesbrief das sei, was er sein soll, muß man am Anfang nicht wissen, was man schreiben wird, und am Schlusse nicht, was man geschrieben hat.

Aber geschriebene Worte sind Todte, deshalb gibt man Sand darauf und begräbt sie

Jeder vernünftige Mensch, wenn er nach 10 Jahren seinen eigenen Liebesbrief liest, kann nicht begreifen, wie er so kindisch sein konnte, wird es aber bei nächster Gelegenheit wieder sein.

Eines Tages bekam ich ein Schreiben aus Stendal, von ihr! vom Engel! von der Einzigen, von Maly!

Sie schrieb: „Sind Sie denn gar nicht neugierig den Ort zu sehen, wo der berühmte Winkelmann geboren wurde?“ — Stendal nämlich.

Es war gegen 4 Uhr Nachmittags als ich den Brief erhielt. Um 6 Uhr saßen wir im Wagen, Oettinger und ich. Dr. Herloßsohn war in Berlin, ich ernannte ihn zum provisorischen Geschirrmeister der „Schnellpost" und des „Couriers" und: „Auf! nach Valencia!"

Es mochte gegen drei Uhr Morgens sein, als wir in Stendal ankamen. Der Postillon führte uns in den „schwarzen Adler." Es wurde da eben ein Hochzeitsfest gefeiert. Die Gäste hatten sich größtentheils entfernt, die Lichter waren herabgebrannt, blos die Dienerschaft war noch mit Abräumen beschäftigt. Mit Noth bekamen wir zwei Zimmer, einige Ueberreste der Hochzeitstafel labten unsern sterblichen Theil und — Aurora hatte kaum den Mund aufgemacht, um ihr Gold auf die Erde zu streuen als wir schon in den Straßen Stendals herumirrten, um, der Beschreibung nach, Straße und Haus aufzufinden, in welchem sie wohnte.

Es war eine schlimme Expedition! Der Vater durfte nichts wissen! Schon hatte die vielzüngige Fama es ihm zugeflüstert, daß seine Tochter in Berlin von einem Poeten, Gott sei bei uns! sich den Hof machen ließ. Er äußerte, Apollo sei ein Bettelkönig, die Musen neun liederliche Weibsbilder und die Poesie nichts als ein Vormerkungsschein auf einen Platz im Narren- oder Hungerthurm!

Die Väter sind immer practisch.

Nach langem Auf- und Abirren in den eben nicht mit Marmor gepflasterten Straßen Stendals und in

der Straße, wo sie wohnte, steckte sich endlich ein weibliches Köpfchen wie ein Impromptu zum Fenster heraus — sie war's, er war's! Sie die Maly! er, der Engel!

Sie kam — sie sah — und schlug das Fenster mit einem Schrecken zu, als ob ich nicht der längst erwartete Geliebte, sondern der gar nicht erwartete Ehemann gewesen wäre.

Oettinger lachte boshaft und sagte: Sie schlägt zu! Der Anfang verspricht viel!

Nach fünf Minuten kam „eine Zofe vom Hofe,“ es war ihr Stubenmädchen, ihre Vertraute!

Kurz, aber deutlich war der Rede Sinn! Der Papa wird gleich ausgehen, der Papa ist ein Attila, der Papa wird uns sehen, der Papa wird ahnen, der Papa wird einen Heidenlärm schlagen.

Also wir sollten uns vor der Hand zurückziehen und nicht sehen lassen bis auf weitere Ordre. Wir sollten ferneres auf einen Vorwand denken, unter dessen Wahrscheinlichkeit wir einige Tage in Stendal zubringen müssen. Wir sollten ferner versichert sein, daß Stendal ein Krähwinkel sei, in welchem die Ankunft eines berühmten Dichters — so sagte sie — großes Aufsehen und große „Fragerei“ machen werde; übrigens liebe man uns noch wie stets, uns, id est: mich.

Wir zogen uns eilfertig aus der Papa-Region zurück und nun an den Vorwand, der zu erfinden ist. Da war guter Rath theuer! Winkelmann's Grab kann

man allenfalls in einer Stunde sehen und dann mußte man abreisen. Aber einige Tage!

Indem wir so fortschlenderten, kamen wir mitten im Städtchen an einen Platz, ein mit Gras armselig überwuchertes Viereck, mit Schutt und Gerölle bedeckt. An der einen Seite war eine Apotheke. Mehrere kleine Pflöcke auf diesem Grasplatz zeigten an, daß hier auch die Stendalerinnen ihre Wäsche der Sonne anvertrauen.

Da fuhr's wie ein Blitz durch meine Gedanken! Der Vorwand war gefunden. Ich theilte meinen Plan Oettinger mit, der ihn nicht nur vortrefflich fand, sondern auch höchst geistreiche Nuancen und Verbesserungen dazu ausheckte.

Wir gingen in die Lotterie-Collectur und fragten einen ziemlich alten Mann, der da saß, ob er nicht wisse, ob die Stadt Stendal geneigt wäre, diesen großen Grasfleck für eine bedeutende Summe zu verkaufen?

Der Mann schob die Brille in die Höhe und sah die zwei Männer an, die der Stendaler Gemeinde ihren Grasplatz abkaufen wollten. Aber er sagte, der Platz gehöre nicht der Gemeinde, sondern er gehöre dem Apotheker. Wir rückten nun dem Manne näher und sagten: „Sie könnten da ein hübsches Geschäftchen machen; wir wollen, wir müssen diesen Platz kaufen, holen Sie den Apotheker aus, aber lassen sie nichts merken, das ein Käufer da ist, es soll Ihr Schade nicht sein! Wir fragen uns Nachmittags wieder an, aber reinen Mund gehalten!"

Kaum waren wir um die Ecke, so lugte Oettinger zurück und sah Einen, unsern Lotterie-Marker, geschwind in die Apotheke huschen; das wollten wir.

Darauf gingen wir nach Hause, ließen uns zwei Packete Bundfaden holen, schnitzten 30—40 große Stäbe wie Vater Jakob für Labans Schafe, nahmen einen Bogen Papier, einen Rothstift und gingen mit all' dem ausgerüstet auf die Weide, d. h. auf unsern in Stendal schon berühmten Grasplatz.

Auf dem Grasplatz angekommen, fingen wir an den Platz in allen Richtungen auszumessen, schlugen die Stöcke ein, zogen die Bindfaden hinüber, herüber, schrieben auf, zeichneten an, maßen mit Schritten quer und über, dann lagerten wir uns wie Ochsen in's hohe Gras und zeichneten und gestikulirten, dabei sahen wir, wie aus dem Apothekerladen unter den Vorhängen einige Köpfe heraussahen, auch aus dem Lotterieladen guckten Neugierige heraus, kurz, wir sahen Stendal nun in Alarm, la ville et la cour!

Darauf schickte ich einen Extraboten nach Magdeburg an meinen Freund, den Redakteur des „Magdeburgers Anzeigers", die gelesenste Zeitschrift in dem zwei Stunden davon entfernten Stendal, und bat ihn, noch heute Folgendes in sein Blatt einzurücken:

„Stendal. Seit gestern ist unsere Stadt in lebhaftester Bewegung. Der berühmte Herr M. G. Saphir ist in Begleitung eines Schriftstellers, Oettinger, hier angekommen, um einige Tage hier zu verweilen.

Es gehen verschiedene Gerüchte darüber, was diesen Mann hieher führte, ich glaube aus verläßlicher Quelle berichten zu können, daß er im höheren Auftrage hier ist, um ein Theater hier zu bauen, welches uns längst ein Bedürfniß ist. Er soll geneigt sein, das Quarree des Apothekers um einen bedeutenden Preis an sich zu bringen, auch hat man beide Herren diesen Platz schon genau aufnehmen und ausmessen sehen. Wir gratuliren Stendal, mehr aber noch dem Apotheker."

Der Bote fuhr rasch ab, wir speisten im „Adler" und gegen drei Uhr Nachmittag kam ein Diener vom Major v. Eb. . . . mit einer Einladung zum Abendthee.

Der Major v. Eb. war einer der liebenswürdigsten, ehrenhaftesten Menschen, heiter, bieder, ein Freund der Literatur und — ein Onkel Maly's. Er war der Genius unserer Liebe. Abends kam Maly und ihre Mutter und wir waren glücklich. Die Nachricht, daß Dr. Saphir in Stendal sei, war schon allgemein bekannt, und die Stadt Stendal zerbrach sich den Kopf, was wir auf dem Grasplatz zu thun hätten und was diese Ausmessung zu bedeuten habe. Wir enthüllten unsere List, was große Heiterkeit bei Mutter und Tochter erregte.

Am andern Morgen früh lasen die Stendaler in dem „Magdeburger Anzeiger" die Lösung des Räthsels, und wie ein Lauffeuer ging's durch die Stadt: der Saphir kauft vom Apotheker den Grasplatz zu einem großen Theaterbau

Mit dem Frühesten ließen wir uns aus dem Gasthofe einen Tisch und zwei Stühle auf den Grasplatz tragen, Schreibzeug u. s. w., und waren im Begriffe, wieder hinzugehen, als der Lotterie-Collecteur kam und submissest anfragte, ob das Theater noch heuer gebaut werde und ob er mit dem Apotheker sprechen solle! —

Wir verwiesen ihn auf Nachmittag, weil wir noch nicht genau den Umfang des Grasplatzes kennen.

Darauf begaben wir uns auf den Grasplatz und nahmen unsere Plätze am Tische ein. Wir hatten die zwei Kellner vom „Adler" mitgenommen, welche für uns die Schritte hin und her, von Stock zu Stock noch einmal zählten, uns angaben, und wir schrieben, rechneten an. Wieder hatte sich die Bevölkerung Stendals um den Grasplatz versammelt und gaffte den künftigen Stendaler Theater-Direktor an. Auch Major v. E. kam zu uns und hatte Mühe genug ernst zu bleiben, als er uns öffentlich zu Gericht sitzen sah.

Nur der Apotheker ließ sich nicht sehen und der Major erzählte mir, derselbe habe sich geäußert, er würde mir keinen Schritt entgegenkommen, ich müßte ihn bitten und er wolle mir den Brodkorb hoch hängen, die Regierung habe Geld genug und müsse blechen, wenn sie in Stendal ein Theater bauen wolle! Ich fragte den Major, gibt's hier nicht etwa noch irgend einen großen Platz, Raum, Wiese, Hof oder dergleichen? Er sagte: der Seifensieder N. N. habe einen ungeheueren Hofraum vor seinem Arbeitslokale. Gut! sagte ich, ging

in die Lotterie-Collectur und sagte zu dem Collectanten: „Ich bitte Sie, da ich nun einmal durchaus will, daß Sie Geld bei dieser Angelegenheit verdienen sollen, sagen Sie dem Apotheker nichts, ich habe einen besseren Platz beim Seifensieder, den ich wahrscheinlich nehmen werde." Darauf ließ ich den ganzen Grasplatz von Stöcken, Tischen u. s. w. leeren und wir begaben uns nach Hause. Wieder legte sich Oettinger auf die Lauer und sah, wie der Collectant zum Apotheker lief, um ihn von meinem geänderten Plan in Kenntniß zu setzen.

Mittags speisten wir bei Eb., welcher uns erzählte, daß im Stendaler „Abendkränzchen" beschlossen wurde, mir als künftigen Direktor des Stendaler Theaters morgen Abends eine „Liedertafel" zu geben.

Während des Essens kam der Apotheker. Er habe dringend mit uns zu sprechen. Er werde also warten. Er sagte uns, er könne nicht umhin, mich vor dem Seifensieder-Platz zu warnen, es gäbe Momente, wo diese Fabrikation den Theaterbesuchern in die Nase gehen würde. Er versprach mir billig zu sein aus patriotischer Rücksicht, er sei auch selbst ein Freund vom Theater u. s. w.

Für den Abend war wieder Thee bei Eb., wohin Malchen und die Mutter zu kommen versprachen und Eb. erzählte uns, daß der Tyrann-Vater geäußert habe: „Ich möchte doch einmal mit dem Saphir reden", aber es wurde in unserem Senate beschlossen, ihm in gar nichts entgegen zu kommen.

Nachmittags, als wir zum „Adler“ zurückkamen, erwartete uns eine Frau mit einem Mädchen von ungefähr 12—13 Jahren.

Es war die Marchande des Modes Stendals, und sie stellte uns ihr Töchterchen „Rieckchen“ vor, welches „große Talente zu's Theater“ hat, und welche sie mir nun vorstelle. „Lassen Sie ihr was declamiren!“

Mir wurde das doch schon gar zu bunt. Oettinger aber sagte: „Ich bin Ober-Regisseur, ich will sie hören, und wenn sie Talent hat, ist ihr Glück gemacht!“

Rickchen declamirte: „Lebt wohl, ihr Berge!“ Es hätte ein Hippopotam wahnsinnig machen können!

Oettinger weidete sich an meinem Aerger, und als Rieckchen fertig war, sagte er: „Noch etwas liebes Rieckchen!“ Und Rieckchen declamirte noch ein Gedicht von — Saffer!

Ich glaubte, der Schlag rührt mich! Oettinger sagte: „Ganz ausgezeichnet! Liebe Frau, lassen Sie sie nur immer Saffer'sche Gedichte declamiren, die bilden das Organ. Kommen sie in ein paar Tagen wieder!“

Abends waren wir bei Eb. in pleno Es wurde beschlossen, daß Eb. das „Abendkränzchen“ bestimmen werde, noch einige Tage zuzuwarten mit der Einladung, wir aber sollten Tags darauf mit dem Frühesten abreisen und zwar nach Magdeburg, wohin Eb., Maly sammt Mutter auch kommen würden, da sie ohnehin dort ein Geschäft abzumachen hatten.

Und so geschah es. Eb. besorgte die Postpferde. Nach Mitternacht gingen wir in den „schwarzen Adler", bezahlten die Zeche und um 4 Uhr Morgens „bluhs" der Postillon den Stendaler Theater-Direktor zum Thore hinaus.

Was weiter geschah, mag der liebe Himmel und der Apotheker wissen!

Fidibusse eines gefangenen Humoristen.

Fragment. (1851.)

Prolog.

Der erste Gedanke, den ich hatte, als ich meine „Solitude," meine „chambre haute" bezog, war die Wahrheit des Ausspruchs:

„Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei!"

Wenn es schon im „Paradies" nicht gut war, daß der Mensch allein sei, wieviel mehr erst im „Profosen-Arrest," von welchem bis zum Paradies noch eine starke halbe Meile und ein Postscriptum ist. Ich sah also ein, daß es nicht schaden würde, mir „eine Gehilfin" zu machen, wie Herrn Adam eine gemacht wurde, als er sich nicht zu helfen wußte.

Allein woher nehmen? Aus meiner Rippe? Das war nicht rathsam. Adam hatte junge Rippen und daraus wurde eine junge Gehilfin, aber aus einer alten 56jährigen Rippe, wie die meinige, wäre eine „56jährige Gehilfin" geworden, und da ist es doch noch besser, daß der Mensch allein sei!

Ueberdem schien es mir bedenklich, hier aus meiner Rippe eine Frau zu machen, denn sie wäre dann eine „geborne Arrestantin“ gewesen, hätte immer Heimweh gehabt und mich späterhin stets wieder zu ihrem Geburtsort verlockt.

Da fiel mir ein, daß Gott Hymen sich jetzt der „öffentlichen Anzeigen“ bedient, und ich sagte mit „Bürger“:

„Traun! ein Gott war's, welcher das „Fremdenblatt“
Für ein armes Liebespaar erfand!
Für das Mädchen, das keinen Ausweg hat,
Für den Jüngling, weit von ihr verbannt!“

Und ich beschloß, folgendes Inserat in das „Fremdenblatt“ zu setzen:

Heiraths-Antrag.

Der Unterzeichnete, ein Mann von eingezog'ner Lebensweise und von gesetztem Charakter, der ein solides Einkommen hat, jetzt aber damit nicht auskommen kann, sucht auf die Dauer von drei Monaten eine Lebensgefährtin, die Sinn für den Reiz stiller, häuslicher Freuden hat, und die einen Mann zu schätzen weiß, der seine Stunden nicht außer dem Hause zubringt.

Obwohl er gewohnt ist, nicht auf Glücksgüter zu sehen, und obschon bei einer Lebensgefährtin ihm Jugend und Schönheit mehr gelten, als Witwenthum und mehrere Kinder, so wünschte er doch, daß sie so viel mitbringe, als er selbst ihr zu bieten vermag,

nämlich — wenigstens noch einen Strohsessel. Er ergreift diesen Weg der Oeffentlichkeit, weil er keinen andern einschlagen kann. —

Frauenzimmer — ja sogar auch Schriftstellerinnen, wenn sie sich ausweisen, daß sie lesen und schreiben können — welche auf diese vierteljährige Rate einzugehen gedenken, werden ersucht, ihr Nationale sammt Staturpaß vermittelst eines fliegenden papiernen Drachen von dem Glacis aus in mein Besuchszimmer zu spediren.

Es ist Gefahr im Verzuge.

Hausfreunden ist der Einlaß nicht gestattet.

Für Verschlossenheit wird gebürgt.

An den Leser.

Guter Leser! Schöne Leserin! Denn gut bist Du, Leser, d. h. gut genug dazu, mich zu lesen, und schön bist Du, Leserin, denn daß Du mich liesest ist schon schön!

Also guter Leser und schöne Leserin, ich bin so frei, Dir einige Blättchen zu widmen, welche ich angefüllt habe mit all' dem Gedankengekritzel, welches mir beim Rauchen einer Cabanna durch's und über's Gehirn lief, mit all' dem Gekräusel von Ideen und Betrachtungen, gleich den gekräuselten blauen Wölkchen, die aus den Opalkügelchen des Cigarrendampfes aufsteigen, und mit dem Kreuz- und Quer-Einfällen, die sich meinen Wanderungen aufdrängen, wenn ich die Rauchsäule sehe, die vor mir einherzieht wie die Rauch

säule in der Wüste vor dem Volke, welches dem König „Pharao" so lange ein „Paroli" bog, bis er ihm zurief: „Tout va!" —

Setz' Dich zu mir her, guter Leser, komm' an meine Seite, schöne Leserin — Du sagst, sie lassen Dich nicht herein? — Lächerlich! „Der Riegel ist nur Chimäre!" Mit einem Bischen Phantasie geh'n tausend schöne Leserinnen und gute Leser durch dieses Schlüsselloch und stehen bei mir! — Aber Du sagst, ich habe nur einen Stuhl anzubieten?! Lächerlich! Ein Stuhl ist nur eine Idee, eine Idee in einer Form von einer Förmlichkeit, ein Stuhl ist die Allegorie des Sitzens; die Allegorie des Sitzens ist elastisch, sie dehnt sich, es haben zehn, es haben zwanzig, es haben Tausende in einer Allegorie Platz!

Also, guter Leser, also, schöne Leserin, ich biete Dir diesen allegorischen Stuhl an, nehme Platz an meiner Seite! Du genirst mich nicht im mindesten, Du weißt gar nicht, wie viel Platz man findet, wenn man wenig Raum braucht!

Guter Leser, schöne Leserin, Du kannst mich besuchen, so oft Du willst; — durch die Thüre? Das ist ordinär, alltäglich! Durch's Fenster? Darin hindern Dich Deine soliden Grundsätze und meine soliden Gitter; in einer Cigarrenkiste? Da könnten sich viel Schiefgewickelte mit einschmuggeln; nein, durch den Schornstein komm' zu mir, durch den Schornstein der Phantasie, den mein Cigarren-Rauch luftig auf-

baut. Du sagst: durch den Schornstein kommen nur Hexen? O, verleumdet mir die Hexen nicht, redet nicht geringschätzig von diesen liebenswürdigen Wesen!

Seitdem die Hexen verboten worden sind, haben wir kein ordentliches Wetter mehr; seitdem die „Scheiterhaufen" abgeschafft und die „Schwefel-Hölzchen" eingeführt worden sind, brandelt's und stinkt's noch mehr in der Welt; seitdem wir über die „Vor-Urtheile" der Vorzeit lachen, weinen wir über die „Nach-Urtheile" der Jetztzeit!

O, ich wollt', es käme eine Hexe zu mir — schön müßte sie sein, per se! — und sagte zu mir: „Wollen Sie mit mir durch den Rauchfang hinaus? Die Passage ist schinkenfrei!" Und ich würde ihre Hand fassen und auf ihrem Besenstiel würde ich wie der fescheste sechsfüßige Prater-Cavalier hinaufreiten

Wo die Lüfte so klar,
Wo nur horstet der Aar!

Zwei Freie und ein Besenstiel!

Aber, guter Leser, Du bist kein Herer, aber, schöne Leserin, Du bist keine Hexe, das thut mir leid, sowohl Deinethalben als meinethalben; Ihr seid nichts als Menschen! Menschen, mit zwei Beinen, fünf Sinnen, sieben Cardinallastern, und zehn Fingern! Ihr seid nichts als Menschen, Ihr kamt direkt aus Staub und geht direkt nach Staub, und während Eures Transito-Aufenthalts wieder im Staub wählt Ihr „Gemeinde-Räthe," bezahlt „Zinskreuzer" und

leset den „österreichischen Dingsda!“ Und das nennt man: ein Menschenleben!

„O, jetzt Schicksal, gib mir einen Besenstiel!“

Aber leere Hoffnung, eitler Wahn! Besen haben wir genug, alte Besen, neue Besen, altneue und neualte Besen, aber nur wenige dieser Besen haben einen Stiel!

Also, guter Leser, also, schöne Leserin, da bist Du bei mir!

„Sagt mir, wie bewirth' ich, der Erdegeborne,
Den himmlischen Chor!“

Seht Euch mein Wigwam an; eine kleine Hütte, aber es haben tausend liebende Herzen d'rin Raum!

Hier, belieben Sie zu sehen, das ist ein Tisch. Ja wirklich, ein Tisch; grau wie die Theorie, er hat vier Füße, die nicht alle gleich lang und kurz sind, dient mir zur Versmacherkunst mit den langen und kurzen Füßen; wenn ich ihn quer stelle, ist es die jambische, dann die choriambische, dann die dithyrambische Versart; den Tisch hat ein Tischler gemacht, der ein Dichter war, ein Fuß des Tisches war ebenfalls ein Dichter und ist dabei gegen die andern zu kurz gekommen.

Dieser Tisch, meine lieben Leser und Leserinnen, wackelt; glauben Sie aber nicht, daß das sein eigentlicher Charakter ist, nein, solch' einen Gedanken laß ich von meinem Tisch nicht fassen; er will keine Ausnahme machen; in einem Jahrhundert, wo alle Zu-

stände wackeln, sollte dieser Tisch allein nicht wackeln? Dieser Tisch wackelt aus Gemeinsinn! Aber das soll, so es Gottes Wille ist, meinem herzigen Tisch nicht schaden, es gibt einen eigenen Gott für die Kinder, für die Betrunkenen und einen Extragott für die Wackler.

In diesem Tisch schlägt ein offenes Herz, genannt: Schublade; in diese Lade kommen die Schüblinge, Alles, was vom Tische abgeschoben wird.

In dieser Schublade schlafen meine Kinder; erschrecken Sie nicht, ich rede von meinen Geisteskindern; eine solche Schublade ist das beste Erziehungs-Institut für Geisteskinder, sie gewöhnen sich da an so wenig freie Luft als nur möglich!

Wie sie da liegen, die lieben Pamperletschen! Sehen Sie, das da ist mein jüngstes: „Memoire;" — „schrei' nicht, dummer Fratz! das Publikum thut Dir ja nichts! Halt's Maul, wenn's nicht still bist, holt Dich der Nicolo! So! Schön stat!"

Siehst Du, ja man hat seine Noth mit diesen Kindern! So lang man sie bei sich hat, hat man Noth und Scherereі mit ihnen, und kommen sie in die Welt hinaus, geht's Kreuz erst recht los! Bist Du selbst Vater, schöne Leserin? Nein? — So kannst Du das nicht beurtheilen!

Hier an der langen Wand steht ein kurzes Bett; mein Bett. Werde nicht verlegen, guter Leser, schlage die Augen nicht nieder, schöne Leserin, denn

Reinen ist alles rein, das sehen Sie an dieser reinen Decke, an diesen Ueberzügen, weiß wie dieser Bogen Papier, ehe die Ungethüme meiner Handschrift ihre unförmlichen Glieder über ihn hingewälzt haben.

Du sagst, das Bett ist zu kurz? Mein gutes Herz protestirt gegen diese Anschuldigung eines Andern, ich nehme lieber die Schuld auf mich, das Bett ist nicht zu kurz, ich bin zu lang; ein Ding, welches ich mir hier mit der Zeit vielleicht abgewöhnen werde. Ueberdem wird auch dieser Umstand für mein heiteres Naturell eine neue Quelle der Zerstreuung und Abwechslung. Bald lasse ich im Bette zu Häupten meinen Kopf wie aus einem Kälberwagen heraushängen, versetze mich ganz in die Gedanken eines Kalbes, welches darüber den Kopf hängen läßt, wenn es denkt, daß es auch aus der Welt gehen muß, in welcher es doch glücklich gewesen wäre, da es sicher ein großer Ochs geworden; bei dieser Gelegenheit hab' ich noch die angenehme Illusion, mich an meine Jugend zu erinnern; — etwas später lege ich den Kopf häuptlings herein, und lasse zu Füßen des Bettes meine Beine eine Excursion über die Grenze des Bettes machen, das gibt wieder zu einer poetischen Täuschung von freien Füßen Anlaß, und so verstreicht Tausend und eine Nacht in süßem Märchenduft!

Im Winkel da, guter Leser und schöne Leserin, steht ein Etwas:

„Ein Gebäude steht da, von uralten Zeiten,
Es ist kein Tempel, es ist kein Haus!“

Es ist ein — Kachelofen.

Ein „Kachelofen!“ so nennt's der beschränkte Menschen-Verstand; aber es ist eine „Moral“ in Kacheln gesetzt, es ist ein grünglasirter Trost, es ist ein großer Gedanke in Lehm und Kienruß gekleidet! Ein „Kachelofen“ ist die personificirte Idee des Alt-Conservativen im Reiche des Einheizens!

Wie albern und lächerlich sind alle Neuerungen im Gebiete des Einheizens! Die kleinen, runden Oefchen, die an gewissen Theilen nur so lange warm halten, als man grade zulegt; die offenen Kamine, wo der Mensch vorne ein Feuerländer, und hinten ein Lappländer ist, und an welchem man sich eigentlich am Spieß herumdrehen lassen müßte, daß sind lauter Heiz-Instrumente für einen ungerathenen Sommer, aber nicht für einen gutgerathenen Winter!

Aber ein Kachelofen, ein Kachelofen, dieser viereckige Deutsche, dieses Napoleon'sche „etre carré“, dieser deutsche Amtmann, der nur freundlich ist, wenn er den Bauch voll hat, ein Kachelofen, das ist der gute, einzige Ueberrest des geliebten bon vieux temps!

Freilich im Sommer scheint er uns überflüssig, nimmt zu viel Raum ein u. s. w., aber schon Salomon der Weise sagte: „Alles zu seiner Zeit“, ein Ofen hat im Winter seine Zeit. Einen Kachelofen weiß nur der zu schätzen, der im Winter in unseren vornehmen Salons

die „Oefchen" sieht, auf welchen eine Diana oder eine Hebe mit allen Gliedern klappern und Umshimmels-willen um ein warmes Camisol bitten.

Also die Moral dieser politischen Fabel ist:

Alles zu seiner Zeit und „ein Kachelofen zu unserer Zeit"

Auf diesem Kachelofen steht, wo sonst Diana und Hebe, mein Hut. Erst stand er so, als ob der Ofen den Hut aufgesetzt hätte, allein ich fürchtete, daß der Winter ihn da überraschen könnte, und dann würde man sagen: „Unter Saphirs Hut ist Zündstoff", (vielleicht Heu und Stroh) und da hab' ich den Hut umgekehrt auf den Ofen gesetzt, so daß er mit dem leeren Innern gegen die Decke sieht.

„Hier an der Wand, die kleine Thür, was ist das?" —

St! guter Leser! St! schöne Leserin!

Das ist meine Hoffnung, das ist meine Rettung! —

Aber wie denn?

Siehst Du, guter Leser, siehst Du, schöne Leserin, da breche ich durch! Wenn meine Nägel einmal zu Klauen angewachsen sind, da bohre ich mit ihnen hier die Wand ein, grabe mich in der Nacht durch zwei Stockwerke durch, an irgend einem Fenstergitter angelangt, nage ich mit meinen Weisheitszähnen, die ich zu diesem Behuf hab' eigends wieder wachsen lassen, die Eisenstäbe durch, als ob sie Maccaroni wären, dann schneid' ich mir meine langen blonden Locken ab, drehe daraus

ein viele Klafter langes Seil, nehme meine Manuscripte und zwei Kanonen, die ich in der Westentasche verborgen habe, in den Mund, mein Bewußtsein wickle ich mir um den Leib, und lasse mich auf diesem langen Leiterseil aus dem Fenster herab, vier Fuß hoch von der Erde lasse ich mit einer Hand des Seil aus, packe mich mit der andern Hand an der Brust und schlendere mich horizontal über das Ravelin der Bastei in die jenseitsfließende Donau. Dort ist schon ein kleines Dampfboot in der Größe einer vormärzlichen Semmel mit 24 Pferdekraft bereit; ein energisches Schanzelweib, die mir seit zwölf Jahren die Aepfel zum Christbaum lieferte, im Jahre 1848 auf der Aula das jus studirte, und die eine geheime aufopfernde Leidenschaft im Busen für mich trägt, steht als Locomotivführer am Schnabel des Schiffes, fängt mich im Schnabel auf, worauf sie im Nu das Schiff losbrems't. Im Vorbeifahren nehm' ich im Schüttelbad geschwind ein Bad, lasse mir die mich leichtverrathenden Hühneraugen schneiden, und im Nu geht's rasch die Donau hinab, der „Humorist" bleibt rechts liegen, das „Schanzelweib" links, so kommen wir nach Mitternacht beim Halbmond in Semlin an Dort habe ich im Jahre 1814 einer Türkin, die, ich weiß nicht mehr genau, Suleika oder Christel hieß, die Ehe versprochen. Ihr Herz sagt ihr's, daß ich komme, sie erwartet mich mit den lieben, theuren Unsrigen: Fatimechen, Zoraidchen, Alichen und andern kleinen Beglebeglerinnen; sie wirft mir einen Feß über

das Haupt, drei Roßschweife auf den Rücken und praktizirt mich glücklich als Profosen-Pascha nach Konstantinopel. Kaum dort angekommen, frag' ich einen jungen vorübergehenden Türken: „Um Vergebung, sind Sie ein Deutscher? Er erwiedert: „erteps," d. h. soviel als: „Warum nicht gar!" worauf ich ihm wieder erwiedere: „Das ist ihr Glück! Aber um was ich Sie fragen wollt, ich bin hier fremd, um wie viel Uhr fangt der Harem an?" Im Harem angekommen, richt' ich den Damen, welche sämmtlich sich zur türkischen Concession bekennen, eine schöne Empfehlung von den schönen Türken der letzten Faschings-Dienstag-Redoute aus; eine Haremische verliebt sich in mich, rettet mich, drückt mir eine Pfeife voll Piaster und ein Beutelchen voll Knaster in die Hand, und läßt mich durch einen sichern Eunuchen als Rosenöl-Mädchen entflieh'n; wir stoßen in's „goldene Horn" und landen glücklich in Egypten, in dem Land, wo meine Urahnen mehr Ziegel gebrannt haben, als je ein Miesbach, und wo sie die zwei freien Reichsstädte „Pissom" und „Ramsoß" gebaut haben, versteht sich, nicht um selbst d'rin zu wohnen, denn sie waren keine in der Gemeinde Zuständigen, sondern bloß Gefangene und Sklaven! Und so steht der freie Urenkel nach einigen tausend Jahren auf demselben Boden, wo seine Urahnen Gefangene waren, ohne daß je ein einziger Humorist unter ihnen gewesen wäre!

Verzeih', guter Leser, verzeih', schöne Leserin, meine Phantasie greift den Begebenheiten vor! Das Alles soll

erst geschehen in der nächsten Nacht, wenn Bertolleto's Kunstjünger auf Ferien springen und der Wanzbeker Bote seine leisen Schritte über die Gebeine meines Großvaters setzt! — Verrathe mich nicht!

Und nun, guter Leser und nun, schöne Leserin, geh' mit mir ein wenig auf und ab; es sind blos „acht Schritte", aber „einer ist genung zum Verderben", d. h. zum Zeitverderben. Geh' mit mir auf und ab, da gibt's Gelegenheit zu Beobachtung der Natur und des Laufs der Dinge! Gib' Acht! siehst Du, guter Leser, jetzt bist du mir rechts, und Du, schöne Leserin, bist mir links; — so, wir gehen bis an die Wand; wollen wir mit dem Kopf durchrennen? Nein! Wir kehren um; siehst Du, lieber Leser, nun bist Du links, und Du, schöne Leserin, bist rechts; das ist der Lauf der Welt!

Und nun, gute Nacht, guter Leser, schöne Nacht, schöne Leserin. Du mußt mich verlassen, die Nacht ist keines Gefangenen Freund; Adieu, auf Wiedersehen, — und es wird Abend, und es wird Morgen, ein Tag!

* * *

Gefangen? Wer? Ich? — Unsinn! —

— Aber die ganze Welt sagt: sie haben Dich eingespert? —

— Grad verkehrt: ich hab' die ganze Welt ausgesperrt! —

—Aber die ganze Nacht so allein sein, ohne Gesellschaft! —

— Aber den ganzen Tag so allein sein in Gesellschaft! —

— Aber Niemand zu haben, mit dem man die Ideen austauscht? —

— Das ist ein Glück! Wenn ich frei bin und mit vielen Menschen die Ideen austausch', mach' ich ein schlechtes Geschäft, ich geb' gute Ideen her und tausch' miserable ein! —

— Aber gar keine Bewegung, das ist ungesund! —

— Aber zu viel Bewegung ist noch ungesunder! —

— Aber kein „Theater?“ — Die Langeweile! —

— Aber ja Theater, diese Langeweile! —

— Aber Sie werden hier die gute Laune verlieren? —

— Aber au contraire! Ich werde hier verschiedene gute Launen finden, die Andere hier verloren; meine Laune kann ich nicht verlieren, sie ist mir angewachsen. —

— Aber Ihre Gegner lachen und frohlocken? —

— Aber meine Gegner lachen und locken froh, ich aber mache lachen und locke Leser; wer ist besser d'ran? —

— Aber Sie erleiden einen bedeutenden Ausfall? —

— Aber ich hab' Einfälle genug, um einen Ausfall zu decken! —

— Am Ende sind Sie mit Ihrer Gefangenschaft ganz glücklich? —

— Aber am Ende gewiß! —

Gefangen! Leeres Wort! Gefangen! Wer ist nicht gefangen? Was ist nicht gefangen?

Die Seele ist gefangen, im Polizeihaus des Körpers zu 70 Jahre Arrest verurtheilt, zwei kleine Fensterl oben, ein Luftloch in der Nase, und wenn die arme gefangene Seele einmal in finsterer Ohnmacht durchgeh'n will, wird sie gleich mit flüchtigen Geistern verfolgt, es werden ihr Steckbriefe unter die Nase gerieben, und sie wird dann in ihrem Kerker nur noch aufmerksamer bewacht; und wenn sie dann aus dem Körper entlassen wird, kömmt sie noch nicht gleich in den Himmel, sondern muß erst in's Purificatorium und wird eine Zeitlang unter Fegfeuer-Aufsicht gestellt! Und der Körper ist wieder gefangen im Hemd, und das Hemd ist gefangen im Camisol, und das Camisol ist gefangen im Rock, und der Rock ist gefangen im Schrank, und der Schrank ist gefangen im Hause, und das Haus ist gefangen in der Gasse, und die Gasse ist gefangen in der Stadt, und die Stadt ist gefangen im Land, und das Land ist gefangen in den Grenzen und so fort in's Grenzenlose.

Und was ist nicht gefangen? Das Auge wird gefangen von der Farbe, das Ohr wird gefangen vom Schall, die Nase wird gefangen vom Duft, das Herz wird gefangen von der Liebe, der Geist wird gefangen vom Gedanken, die Tugend wird gefangen von den Sinnen! Hier ist Jemand gefangen vom Vorurtheil, dort ist Einer gefangen von Geiz, der ist gefangen

von Dummheit und Jener vom Laster, der wird gefangen durch Geld, dieser wird gefangen durch Schönheit, wieder ein Anderer wird gefangen durch eine Schmeichelei und wieder Einer durch einen Schöpsenbraten, und daneben wird Einer gefangen durch eine Prise Spaniol; also die ganze Welt ist gefangen, nur ich allein bin frei, daher, lieber Leser, bin ich so frei, Dir einige „Fidibusse" aus meinen Tagen in „Aranjuez-Stern-Gasse" mitzutheilen, welches mein humoristisches Ich viel heiterer verläßt, als Don Carlos mit seiner Liebe mütterlicher Seits sein Aranjuez.

Erwarte von diesen „Fidibus" nichts anderes, lieber Leser, als was ihre Initial-Buchstaben andeuten:

„**F**ricassirte **I**deen **d**es **i**m **B**auchreden **u**nterrichtnehmenden **S**aphirs."

Die Bauchrednerkunst ist die freie Kunst der Gefangenen. Man sieht ein, daß man von seinen fünf Sprechwerkzeugen keinen Gebrauch machen soll, und von seinem Schreibzeug auch keinen, und von seinem Vernunftzeug auch keinen, allein da Einem Gott doch Denken und Sprechen geschenkt hat, und man Gottesgaben nicht unbenützt verschmähen darf, so muß ein frommer Mann mit dem Fuß denken, mit dem Bauch reden und mit demjenigen Profil seines liebwerthesten Ichs schreiben, dessen Schattenriß einem Steckbrief nicht als Erkennungszeichen beigefügt werden kann.

Als der liebe Himmel dem Menschen Sprache und Vernunft mitgetheilt hat, war der Mensch allein,

und da schadet das nichts. Für sich kann der Mensch denken und reden, was er will, aber einem Andern seine Vernunft mittheilen wollen, da liegt der Pudel begraben! So dachte auch der liebe Himmel, deshalb als er beschlossen hatte, noch Menschen zu erschaffen, erschuf er ein Weib, dadurch hat der Mann den Verstand verloren, und zu sagen hatte er auch nichts mehr, folglich war nur wieder ein Mensch mit Vernunft und Sprache auf der Welt; und so hätte es bleiben sollen!

Gott hat dem Menschen die Sprache gegeben, damit er verschweige, was er denkt, und er hat ihm das Denken gegeben, damit er's Niemand verdenke, wenn er schweigt!

Warum sollte man also nicht mit dem Bauche reden? Tausend Menschen denken und fühlen nur mit dem Bauche, warum nicht auch reden? Mein Bauch hat gleich am ersten Tag meiner Gefängniß-Besteigung mit meinem Kopf Händel angefangen:

Mein Bauch. Das verdank' ich Dir!

Mein Kopf. Nichts zu danken, ist gern geschehen!

Mein Bauch. Dummer Witz! Wenn Du alle Deine dummen Witze zusammennehmen wolltest, die Du Dein Lebtag gemacht, so steckt eine Handvoll Satanasse in Dir!

Mein Kopf. Wenn Du alle Beefstakes und Schnitzel zusammennehmen wolltest, die Du schon verschlungen, so steckt eine Heerde Ochsen in Dir!

Mein Bauch. Für Dich muß ich drei Monate leiden.

Mein Kopf. Für Dich hab' ich 56 Jahre gelitten!

Mein Bauch. Aber Du weißt, wenn ich nicht viel Bewegung mache und mich laufen lassen kann, bin ich bald todt!

Mein Kopf. Du weißt aber, wenn ich mich nicht laufen lassen kann, bin ich kaput!

So stritten sie sich eine Weile, bis der Kopf das Maul und der Bauch das letzte Wort behielt, und zur Abwechslung an seine Fidibusse schritt: Fidibusse eines Gefangenen.

Wenn der Leser aber diese „Fidibusse" lies't, in der Erwartung, furchtbare Geheimnisse eines Kerkers, oder tragische Enthüllungen zu hören, so irrt er sich; oder wenn er auch nur glaubt, Vibrationen eines gereizten Zustandes zu lesen, irrt er sich gleichfalls. Ich habe nichts Tragisches mitzutheilen, ich habe keinen Grund zu Lamentationen; ich habe keine Tyrannei erfahren, ich habe nicht einmal eine Härte erdulden müssen; ich habe nicht Gelegenheit, mit den Schauern und Grauen der Gefängnisse den Leser in Mitleid zu ziehen, oder durch finstere Schilderungen das Interesse des Publikums an mein Schicksal zu spannen, zu erhöhen. Außer dem Brustkern der Sache, ist nichts an sauce piquante, kein saurer Behandlungs-Salat dabei, und außer des Umstandes, daß

für gut befunden wurde, meine Untersuchung nicht auf freiem Fuß zu führen, ist kein Agio bei dieser klingenden Conventions-Münze.

Durch nicht einen Moment meiner Haft war mein Inneres mehr aufgeregt als sonst, nie stand die Temperatur meines Gemüthes anders als immer, und ohne den Schmerz des Getrenntseins von meiner Familie, an welcher ich — wie die Welt sei Jahren weiß — mit ungewöhnlicher Zärtlichkeit hänge, und außer der allerdings drückenden Betrachtung, daß die Suspension meines Blattes meine und ihre Existenz gefährdet, und mir nicht nur momentan einen großen Verlust zuführt, sondern noch ein großes Stück der zukünftigen Existenz im Anticipationsweg vernichtet, überwältigte kein Kleinmuth meinen Geist.

Mein Naturell wirft, wie jeder gesunde Körper, sogleich jeden ihm schädlichen fremdartigen Stoff aus, und nicht einmal der Schmeißfliege Groll gestattete ich, sich nur eine Sekundenlang auf meine Nase niederzulassen!

Also zur Sache. Bevor wir aber in mein Gefängniß treten, ist es nothwendig, daß Du, lieber Leser, einen kleinen Umweg mit mir machst, einen Vorweg eigentlich, und zwar nach meinen Sommer-Sanssouci — sans six sous! — nach Baden.

* * *

Baden! Dreißig Mal ungefähr mögen sich die Menschen „glückseliges neues Jahr" verwunschen haben, und dreißig Mal ist jedes Jahr unglückseliger

geworden, seitdem ich zum ersten Male einen Sommer in Baden verlebte. Wer Baden vor dreißig Jahren besucht und gekannt hat, der weiß, welch' buntes, glänzendes und geräuschvolles Getümmel die Badner Saison — Juni — Juli — August erfüllte. Ein glänzender Hof, ein populärer Monarch, eine Cavalierschaft, reich an Geld, an noblen Passionen, an Ritterlichkeit und Liebe in allen Gestalten, das diplomatische Corps mit allen Attachés und Forts detachées; die reichen Financiers und Epiciers der Residenz, ein Flor von Schönheiten und die dazu gehörige Cavallerie, eine lebendige Mythologie aller jener Göttinnen, Feen, Nymphen und Danaiden, welche dazumal noch zur Weltgeschichte gehörten, denen ihre Götter nur im goldenen Regen erscheinen durften, eine Mythologie, die jetzt ganz untergegangen ist, wir wissen nicht, ob verjagt von einer veredelten Gesittung oder überflüssig gemacht durch ein allgemeineres, aber verschleiertes Surrogat; dann die Ebbe und Fluth, welche die einstige Bevölkerung Wiens auf der Straße über Neudorf von Wien nach Baden auf glänzenden Equipagen, Janschkys, Fiakern, Einspännern, Gesellschafts- und Zeisel-Wagen hin- und zurückwälzte, Alles das machte aus Baden vierteljahrlang eine kleine Welt im Großen, eine große Welt im Kleinen.

Die Luft war mit Dramen gefüllt, aus allen Fenstern lachten Lustspiele in die Straßen hinein, die

grünen Anlagen waren übersäet von Idyllen und Madrigalen, auf den Zweigen des damals florirenden Parkes wiegten sich Mittags schmucke Liebesromane und Abends Küsse und ausgetauschte Schwüre; vom Scheiner bis zum Helenenthal war der Weg mit Intriguen und Tracasserien gepflastert. Wer bei einem vollen Theater als ein erfahrener und geübter Kenner der Augen-, Finger-, Fächer- und Zeichensprache des „blinden Kindes" den Beobachter machte, der hat Muße gehabt, sich zu ergötzen an der bewegten Telegraphie und electromagnetischen Korrespondenz von Parterre zu Sperrsitz, von Sperrsitz zu Loge, von Loge zu Loge, oft auch von Loge in die letzte Gallerie, wo hinter dem halb verbergenden Schild einer Köchin oder Obstfrau ein bis in das „Paradies" irrender Ritter seinen Beobachtungspunkt einnahm, und in demselben Augenblicke, als die Dame in der Loge ihrem Manne oder Bruder oder ihrer Begleiterin mit gesenktem Haupte etwas in's Ohr flüsterte, von ihr durch die Oeffnung des Fächers, oder durch das ein- oder mehrmalige Zurechtstreifen der Locken oder des Scheitels einen vollständigen Bericht oder eine Antwort erhielt über das, was geschehen ist oder zu geschehen hat. — Ich war dazumal wohl schon aus den Flegel- und Flügeljahren; Siegwart und Werther lagen hinter mir, aber vor mir lagen noch Jahre, in welchen Romeos, Tassos, Ferdinands und Ingomars sich noch recht gut ausbilden konnten.

Wie gesagt, ich fuhr mit einem Gesellschaftswagen nach Baden; zu den Luxus-Artikeln seiner Zeit gehörte ein Hut, welcher inwendig mit einem kleinen Spiegel am Deckel versehen war, mit einem solchen Hute versehen, also gleichsam unter der Obhut meines Alter ego, und mit einer Kleiderbürste in der Tasche, ohne welche man dazumal nicht nach Baden reisen konnte, trat ich im „Schwan" ab, ließ mir ein bescheidenes Zimmerchen anweisen, bürstete meinen frugalen Leibrock rein von dem Staub dieser Erde, warf einen Blick in den Spiegel meines Hutes, lächelte selbstzufrieden und stürzte mich in die Welt, nachdem ich wie Dlle. Rachel in der „Adrienne" ausgerufen hatte: „Oui, je serai beau!"

Es war an einem jener Abende, an welchen die Luft gefüllt ist mit Liebesstäubchen, an denen die Blätter wollüstig schmachtend nach Küssen zu dürsten schienen, von den Bergen floß ein lauer, Labung heischender Athem hernieder, es war das Lebenlassen eines jener seltenen Tage, an welchem der Morgen sagt: „Es werde Licht, und schaut Euch um, wie schön die Welt und wie üppig die Schöpfung und wie schön die Frauen!" und an dem der Abend sagt: „Ich schließe die Augen! Die Nacht ist verschwiegen und die Liebe ist gesprächig!" M e i n e N a c h t hatte aber nichts zu verschweigen und m e i n e L i e b e hatte nichts auszuplaudern.

Mein Herz allein war vollkommen leer und

weiß zurückgekommen von Park, Helenenthal und Krainer-hütte. Mit einem leeren und weißen Herzen schläft man gleich ein, es sind nur die vollen und schwarzen Herzen, welche den Schlaf und die Kissen ruiniren.

Aber die Liebe sollte doch zu mir in's Zimmer dringen, obwohl ich ihr meine Adresse nicht sagte.

Um Mitternacht klopfte es an meine Thüre; ich war damals ein so unbedeutendes Ding auf dem lieben Erdboden, daß ich weder Gläubiger noch andere unangenehme Visiten -- zu fürchten hatte, ich machte die Thüre so ruhig auf wie die liebe Unschuld im Schlafrock, — und — in's Zimmer stürzte — ein Drama! eins von jenen Dramen, die wie Atome in der Luft herumschwimmen.

„Freund, sie ist hier!" — Mit dieser Exposition warf sich der Held des Dramas, Freund S . . . . r, in einen Stuhl an meinem Bette!

„So?" —

„Er ist auch hier!"

„Ah!"

„Ich bring' mich um"

„Oho!"

„Ich bring' ihn um!"

„Früher oder nachher?"

„Ich bring' sie um!"

Man sieht, ein Drama mit drei Ermordeten!

Ich sah mir den dreifachen Mörder an, er war elegant gekleidet, die Cravatte fehlerlos, die schwarz-

gescheitelten Haare bürstete der Drillings-Attentäter sorgfältig mit einem kleinen Taschenbürstchen um die Schläfe herum; ich war wegen drei Leben weniger besorgt.

In demselben Augenblicke hörte ich die Thüre des Zimmers neben dem meinigen sich öffnen; der Kellner setzte ein Licht wahrscheinlich auf den Tisch und sagte „gute Nacht.“ Ein Männerschritt nahte sich der verschlossenen Zwischenthür unserer beiden Zimmer und eine Stimme rief: „S., sind Sie noch wach?“ — (Der Kellner sagte ihm wahrscheinlich, daß ich da wohne.)

„Ja,“ erwiederte ich.

„Sie ist hier!“

„So?“

„Er ist auch hier!“

„Ah!“

„Ich bring' ihn um!“

„Um wieviel Uhr?“

Ich stand also mit zwei Mördern in intimster Freundschaft! Ich hatte Mühe, Freund S . . . . r zurückzuhalten, ich glaube, sie hätten sich durch die Thüre durch umgebracht.

„Gute Nacht! Herr Doktor!“ rief ich in das Nebenzimmer, „ich muß schlafen!“ — S . . . . r streckte sich auf das Sopha, und für Jemand, der verliebt ist, eifersüchtig, und einen Mord vorhat, schlief er ganz modest und ruhig bis acht Uhr Morgens.

Man klopft an die Thüre. Der Kellner. „Diesen Brief hat ein Mädchen für Sie gebracht, Herr Saphir." Freund S . . . . r, welcher die Thüre öffnete, nahm den Brief. „Es ist ihre Hand!" schrie er ganz verdutzt aus. Es war ihre Hand, das heißt ihre Handschrift, die Handschrift der „Mad. M., dramatische Künstlerin, wohnt in der Redoute Nr. 7."

Sie war schön — aber dramatische Künstlerin; sie war interessant — aber dramatische Künstlerin; sie war geistreich — aber dramatische Künstlerin; sie war tugendhaft — aber dramatische Künstlerin — ich war also über das Leben meiner zwei Freunde beruhigt, ich wußte, sie werden mit der Zeit sich gegenseitig, und sie wird mit der Zeit Beide leben lassen.

Drei Tage später fand ich in S . . . . r's Zimmer ein Billet vom Herrn Dr. an ihn:

„Morgen wollen wir zusammen mit der M. ein Landplaisirchen nach Baden machen; sag' dem Saphir nichts davon, der schöne Mensch macht ihr auch die Cour u. s. w."

So, meine Herren?! nous verons!

Mad. M. hatte den Abend früher die Louise in „Kabale und Liebe" gegeben, dachte ich — „dem Manne kann geholfen werden!"

Ich setzte mich flugs an den Schreibtisch und schrieb zwei Recensionen:

„Mad. M. als „Louise" in Baden,"

und verfügte mich mit Doppelschritten zu Mad. M.

„Nun, wie hab' ich Ihnen gestern gefallen?"

„Darauf kömmt's nicht an, es kömmt darauf an, wie Sie mir morgen gefallen werden! Da lesen Sie," — hier gab ich ihr das Billet.

„Und nun hören Sie mich an, schöne Frau! Ich werde Ihnen was vorlesen. Hier eine Recension — und hier eine Recension, in dieser haben Sie die L. ganz im Sinne des Dichters aufgefaßt, die Poesie Ihrer Auffassung geht mit der Poesie Ihrer äußern Erscheinung Hand in Hand u. s. w. In der andern haben Sie, zu unserem Leidwesen, nicht jene geistige Innerlichkeit, die zur L. nöthig ist; der Dichter ist Ihnen fremd geblieben, und Ihre äußere Erscheinung war g'rade nicht geeignet, den Mangel aller innern Poesie zu ersetzen u. s. w."

„Aber —"

„Geduld, schöne Frau; wenn Sie morgen mit den beiden Herren nach G. geh'n, erscheint d i e s e, wenn Sie morgen mit mir nach Laxenburg geh'n, erscheint j e n e Recension in der Zeitung.

Am andern Morgen um 6 Uhr gingen wir nach Laxenburg, nachdem ich an Herrn Doktor zurückließ:

„Mad. M. und ich, wir machen so eben ein kleines Landplaisirchen nach Merkenstein; wo wir Mittags speisen wollen, leben Sie wohl u. s. w."

Als wir Abends von Laxenburg zurückkamen, kamen die beiden Menechmen eben von Merkenstein

zurück! Unter lautem Gelächter und moralischer Eintracht soupirten wir Abends alle Vier zusammen unter der Halle des Schwanengartens, und es wurde mit „bonne mine" wenigstens auf die Gesundheit der „schönen Menschen" getrunken. Zwei Tage darauf erschien die unpartheiische Kritik in einem der gelesensten Blätter Wiens.

Das war nur so eines der kleinsten Echantillons von dem Leben und Treiben, mit welchen dazumale die Tage und Nächte, und die Minuten und Sekunden Badens übervölkert waren.

Und jetzt! Nur noch der Schatten der Maria!

Aber schöne Frauen haben auch einen Schatten Baden ist immer schön und immer jung, eine verlassene Dido, aber nichtsdestoweniger eine schöne Dido. Es vereinigt alle Reize der romantischen Natur mit allen Agréments der Residenz, von welcher es nur wie eine Vorstadt ist. Aber das ist eben die Ursache, warum die Wiener weniger hingehen, sie wollen „Abreisen," und „Zurückkommen," darin liegt für sie eigentlich der Reiz der Sommersaison! Es haben so wenig Menschen einen eigenen Geschmack, auch in Hinsicht der Natur und der Romantik! Es ist bei ihnen nur das schön, was modern ist; jetzt wird Ischl stark getragen, so kleidet sich Alles in Ischl! Sie bewohnen eigentlich mit Vorliebe nur die Badeliste, es ist so interessant, wenn man unter den „An-

gekommenen" seinen Namen gleich nach Fürsten und Grafen lies't, das allein ist schon eine halbe Kur!

Aber Baden bleibt immer ein Stück Paradies; die Luft balsamisch, die Umgegend reizend und malerisch, die Quellen wunderbar heilsam und von wiederbelebender Kraft, die Morgen himmlisch und die Abende herz- und nervenberuhigend, und so ist denn Baden seit einer langen Reihe von Jahren für mich in jedem Sommer eine Restaurations- und Regenerationsgemeinde.

Vorzüglich in diesem Sommer fühlte ich mich von meinem zweijährigen siechvollen Zustande wieder nach und nach vollkommen genesen. In welcher wundersamen Wechselwirkung steht doch Geist und Körper, und zwischen beiden noch wunderbarer, wundersamer, geheimnißvoller, innigerwaltend das Herz! Diese drei Dinge stehen im ewigen, unzertrennbaren Rapport miteinander, in ihm, aus ihm besteht die Freiheit des Daseins. Die Elastizität des Körpers erhöht die Spannkraft des Geistes, und diese trägt wieder die Thätigkeit desselben, und das Herz ist ein Muskel wie jeder andere, es muß in Thätigkeit gehalten und geübt werden, wie jeder andere.

Mein Doppelwohlleben, körperlich und geistig, steigerte sich in mir bis zum Muthwillen, fast bis zur Excentricität, und ich sagte selbst meinen Freunden an dem Abend, welcher der großen Aktion meiner

Verhaftung vorausging: „Ich bin so vergnügt, daß ich einen Schicksalsstreich befürchte.“

Meine Aerzte wollten mich noch nach Meran zur Traubenkur, ich wäre auch gegangen, allein — „die Trauben sind sauer!“ — Gott denkt und der Kutscher lenkt.

* * *

Niemand ist bei der Welt so beliebt als die Gestorbenen und die Gefangenen.

De mortuis et de Eingespertuis nil nisi bene!

Wie lieben mich meine Wiener, seitdem eine zugesperrte Thüre und ein eisernes Gitter zwischen unserer Liebe liegen! Seitdem ich sitze, gehe ich ihnen erst recht nah! Wieviel Beweise von Theilnahme und platonisirter Liebe des liebenswürdigen Publikums gelangen nicht zu mir in Gestalt von Torten, Compots, Rehrücken, Lachs, Burgunder, Champagner, Blumenbouquets und Judenfischen! Das Leben ist doch schön! Besonders wenn man todt oder gefangen ist!

Wie soll, wie kann ich dem Publikum für so viel Theilnahme danken? Ich sage ihm nichts als was Roller und Karl Moor sagte: „Möchtest Du bald auch in den Pfeffer gerathen, daß ich Dir Gleiches mit Gleichem vergelten kann!“ Da würde das Publikum mich erst kennen lernen, wenn das ganze verehrte Publikum eingesperrt wäre und ich allein frei! Welche Theilnahme würde es von mir erfahren! Von Morgens bis Abends würde ich wie Blondel unter seinem Fenster singen und ihm alle seine Lieb-

lings-Delikatessen zuschicken; den „verwunschenen Prinz,“ die „Brot- und Fleisch-Taxe,“ den „Hans Jörgel,“ die „Liste der Verstorbenen,“ den „Concert-Zettel von der Wache-Akademie,“ das „Repertoir des Josephstädter Theaters,“ die „Miniatur-Porträte sämmtlicher Wiener Statistinnen,“ und dann „meine Büste in carrarischem Schweizerkäse!“

Dann würde das Publikum sehen, wie dankbar ich bin; aber leider ist keine Aussicht, daß sich dieser Wunsch so bald erfülle, und ich muß dies Gefühl meines Dankes darauf beschränken, das verehrte Publikum zu einem großen

„Fest- und Zweck-Abonnement“

auf den „Humorist“ einzuladen, und bis dahin — zu schlafen und zu träumen!

Ein gutes Gewissen ist Roßhaar, es läßt sich gut darauf schlafen! Ich lege mich Abends auf mein Gewissen nieder und schlummere den Schlaf der Gerechten, es ist daher natürlich, daß ich, während ich den „Schlaf der Gerechten“ schlafe, die Gerechten indeß schlaflos sind!

„To sleep? no more? perhaps to dream?“ — „Schlafen? nicht auch träumen?“ sagt Hamlet; und Hamlet war auch ein „Humorist,“ ein dänischer Humorist, der von „Schleswig-Holstein“ nicht recht gewußt hat, ob es „sein oder nicht — sein“ ist!

Hamlet war ein großer „Humorist“ und er ha

den aufgeblasenen Schauspielern noch lauter die Leviten gelesen als der Wiener „Humorist.“

Also ich schlafe nicht nur den „Schlaf der Gerechten,“ sondern ich träume auch! und zwar die „Träume der Vorwelt.“

Mir haben nämlich alle und dieselben Träume wieder geträumt, die in den ältesten Zeiten der Welt geträumt worden sind, alle Träume, die Joseph und Daniel in ihrem Kerker deuteten und auslegten. Ich hatte lauter historische Träume!

In der ersten Nacht träumte mir derselbe Traum, den Pharaos Mundschenk in seinem Gefängniß hatte. Ich sah nämlich drei Rebenstöcke, die grünten und blühten, und von einem drückte ich die Beeren aus in den Becher Pharaos. Ich erwachte und der Traumdeuter „Joseph in Egypten“ stand vor mir und sagte: Das ist seine Deutung: „Drei Reben“ sind „drei Monate,“ die blühen Dir richtig, die „Beeren“ sind die „Abonnenten,“ die Dir während dieser drei Monate zuwachsen, die wirst Du auspressen, und der „Becher Pharaos“ ist der „Humor,“ der da wie Pharao ist ein großes „Hazard-Spiel,“ bei welchem der Banquier so lange einzieht, bis er selbst eingezogen wird.“

In der zweiten Nacht streckte ich mich wieder auf mein gutes Gewissen aus, schlief ein und mir träumte der Traum, den Pharaos oberster Bäcker in seinem Gefängnisse hatte. Ich trug nämlich drei Körbe

auf meinem Haupte, in dem obersten Korb war allerlei gebackene Speise, und die Vögel aßen aus dem Korb auf meinem Haupte.

Ich erwachte, vor mir stand der Traumdeuter „Joseph aus Egypten" und sagte: Das ist seine Deutung: „Die „drei Körbe" bedeuten Deinen „Humorist," Deinen „Volkskalender" und Deine" Vorlesungen." Die Bäckereien bedeuten allerlei „Witze," „Einfälle," „Scherze" und „Vergleichungen," und die Vögel, die aus Deinen Körben naschen und picken, sind manche „Spaßvögel!" unter den Wiener „Lokaldichtern," die Deine Bäckereien von Deinem Haupte nehmen und in ihren Stücken wiederkäuen."

Und wieder Nachts streckte ich mich auf mein Gewissen aus, und mir träumte derselbe Traum, den König Pharao geträumt hat: Vor mir stiegen sieben schöne, fette Kühe auf, auf einer grünen Weide, dann aber kamen sieben andere häßliche, magere Kühe, und die fraßen die sieben fetten Kühe.

Ich erwachte, vor mir stand der Traumdeuter „Joseph aus Egypten" und sagte: Das ist seine Deutung: „Deine sieben fetten Kühe sind jährlich Deine vier „vierteljährigen Pränumerantentage," und die „drei Akademietage;" dann aber kommen sieben andere häßliche Tage: „vier Zinstage" und „drei Respekttage," und diese häßlichen Kühe verschlingen die fetten Kühe!" —

Und wiederum wälzte ich mich auf meinem, von

meinem Stubenmädchen frisch aufgebetteten guten Gewissen und schlief ein, und mir träumte derselbe Traum, den Nebukodonosor träumte: Es stand ein Baum mitten in der Welt, hoch, stark, dick, trug viel Früchte, die Thiere fanden Schatten, die Vögel Nester, alles Fleisch nährte sich von ihm; da sprach ein Wächter: „Haut den Baum um, zerstreut sein Laub, so daß alle Thiere weglaufen; doch der Stock soll bleiben, soll auf dem Felde grasen, und mit den Ochsen Gras essen, bis daß sieben Zeiten um sind."

Ich erwachte, vor mir stand der Traumdeuter „Daniel, vulgo Balsazar" und sprach: „Ach, mein Herr, der Baum, den Du gesehen hast, das ist die deutsche Literatur, die war schön und voll Laub und Früchte, und unter ihm fanden Schatten die armen Schriftstellerthiere und die sinnigen Dichtervögel, und alles Fleisch fraßen die Buchhändler. Da ergeht der Ruf: „Haut den Baum um, streift das Laub ab, so daß die Thiere und Vögel von ihm davonlaufen und davonfliegen." Doch der Stock, der bleiben soll, das ist der stockfinstere Theil, der auf dem Felde Alltäglichkeit weidet und mit den Ochsen Gras frißt, bis die sieben Zeiten um sind; das sind die sieben Zeitalter, von welchen vier schon um sind, das goldene, das silberne, das eiserne und das papierene; nun kömmt: das lederne, dann das flanellene und endlich das gefrorene Zeitalter."

Der Leser sieht, daß ich Muße und Muse genug

habe, um über die Themata: „Das Leben ein Traum“ behaglich nachzudenken. Im „Traumdeuten“ aber hab' ich wundersame Kenntnisse und tiefe Kunde gewonnen, und empfehle mich allen meinen werthen Lesern und liebenswürdigen Leserinnen als besonders approbirter „Traumdeuter.“ Ich werde täglich eine Stunde dem Publikum seine Träume auslegen!!

Besonders rekommandirt aber will ich mich dem schönen Geschlecht von 16 bis 25 Jahren haben, denn in diesen Jahren haben die Frauenzimmer am meisten nöthig, daß man ihre Träume deute. Nach 25 Jahren träumen sie schon weniger, und wenn sie träumen, wissen sie dann schon selbst, was sie von ihren Träumen zu halten haben!

Ein Eduard und zwei Kunigunden,
oder:
Zwei Frauenherzen und eine Männerleber.
(Roman aus Wiens Vorzeit.)

Zwischen dem Abend, an welchem die zweiundsechzig Räuber Kunigunden knebelten, und vierundzwanzig Räuber Eduard in den Stadtgraben schleppten, und der Erscheinung der „beiden Grafel" als dramatisches Charaktergemälde liegt ein Zeitraum von mehr denn ein halb Jahrhundert!

Damals waren die Räuber noch nicht tantièmefähig, sie hatten keine Spur von jenem Edelsinn, den ihnen die moderne Dramatik octroyirt. Es waren uncivilisirte Räuber, Räuber im Naturzustande, während unsere Bühnenräuber Industrie-Räuber, verfeinerte, mittelst Dampf und Gewerbfleiß veredelte und popularisirte Räuber sind.

Der Leser folge mir in die Paniglgasse, da wo sie rechts um die Ecke biegt. Da wo jetzt Nr. ** zu lesen ist, stand dazumal ein niederes Häuschen von vier Stockwerken, hatte sechsundzwanzig Frontfenster, war kaum zu bemerken und nur wer es zufällig ansah,

bemerkte es. Das Dach saß wie eine in die Stirne gedrückte Helmkappe auf dem Hause.

In diesem wohnte Zimpelmann, ein Geizhals ohne Gleichen. Er hatte Millionen im Vermögen! Woher nahm er diese Millionen? Hat er sie geerbt? Nein? denn sein Vater war ein deutscher Schulmann! Hat er sie in der Lotterie gewonnen? Nein! denn er war ein Deutscher und hatte nie ein glückliches Loos! Hat er diese Millionen in Actien-Einschreibung gewonnen? Nein! denn er war kein Redacteur! Wo nahm er diese Millionen her? Von einem Romanschreiber! Im Grunde hatte Zimpelmann gar kein Vermögen, aber ein Romanschreiber war so großmüthig, ihm 15 Millionen zu schenken, dafür, daß er ihn als einen Geizkragen in seinen Roman einflechten kann!

Also bei diesem Geizkragen versammelten sich heimlich jede Nacht zwei- bis dreihundert Räuber und theilten ihre Beute. Daß es dabei auch nicht an jener Beute fehlte, welche die Rinaldinis insonders ausbeuteten, läßt sich denken.

Damals gab es in Wien Geschöpfe, Geschöpfe, wie sie Plato schildert: „Zweibeinig, ohne Federn," damals trugen die Mädchen noch keine Federn, daher sie auch keine Recensionen in den „österreichischen Zeitungen" schrieben, also damals gab es in Wien Geschöpfe nach Plato — deshalb aber noch lange keine platonischen Geschöpfe — diese Geschöpfe, von

der Natur eigens geschaffen, um interessante Episoden in Romanen zu schildern, waren, was man nennt, lüderliche Geschöpfe, welches man ihnen verzeihen mußte, da sie zu modernen Romanfiguren geboren wurden. Es waren also Geschöpfe mit Geburtsfehlern, ihre Fehler lagen in ihrer Geburt!

Diese unglücklichen Geschöpfe haben gewöhnlich keinen Vater und keine Mutter, sie haben blos einen Verfasser! Die armen Waisen!

Diese elternlosen Kinder ihres väterlichen Verfassers werden, o Entsetzen! von ihrem Erzeuger selbst in so schlechten Grundsätzen erzogen, in die schlechteste Gesellschaft gebracht, zu den gräulichsten Verbrechen gemißbraucht und ihre Erzeuger haben zu diesem Mißbrauch eigene Helfer, die man „Buchhändler" nennt, welche diesen unglücklichen Geschöpfen Unterstand geben, sie herausputzen und sie den unschuldigen, unerfahrenen Jünglingen um ein Geringes aufdringen!

Bei dem Geizkragen Zimpelmann war an jenem Abend

„Blutwürstel-Reunion."

Die „Räuber" und die „Geschöpfe" spielten das „Stückel Stich und Les'!" Der Champagner strömte stromweise in Strömen und Alles schwamm gegen den Strom.

Besonders zeichnete sich der junge Räuber „Adelstan" durch tolles Trinken, Fluchen, Spielen und rohe Reden aus.

Adelstan war kein Räuber von Profession, er war blos Dilettant, er betrieb das Rauben aus Liebhaberei, er war von gutem Haus, der einzige Sohn eines der ersten und angesehensten Bettler der Vorstadt Leopoldstadt.

Da gellte ein Pfiff in die Ohren Aller! Ein herzzerreißender Pfiff!

Es war der „Bretzenjunge," der seine „frische Bretzen!" auspfiff!

Eine lautlose Stille herrschte unter den „Räubern" und „Geschöpfen!" —

Da pfiff es zum zweitenmale!

Die Pulse stockten! Es war wieder der Bretzenjunge! —

Todtenstille! Man hätte eine italienische Sängerin eine Arie keuchen gehört! —

Da pfiff es zum drittenmale!

Ein Schauer erfaßte Alle! Alles war lautlos! Man hätte einen sichselbsterstechenden Theaterhelden zu Boden fallen gehört!

Es war wieder der Bretzenjunge!

Adelstan erholte sich zuerst und sprach: „Gramelina!" — so hieß Eine — Gramelina! Das ist das Zeichen: „Drei Pfiffe!" Es ist Salamanda!

Und so war es! Es war kein Bretzenjunge, ja es war gar kein Junge, es war ein Mädchen, sie war auch nicht das, sie war schon Jungfrau, sie war aber noch mehr, sie war auch „Bretzenjunge" und

zwar aus Künstlerlaune! Sie war Balletänzerin von Metier, Frauenzimmer aus Neigung, Abenteuerin aus häuslichen Rücksichten und „Bretzenjunge" aus Schwärmerei. Sie sang mit Arion:

Ein freies wandernd Leben
Gefällt der freien Künstlerbrust
Die Kunst, die mir ein Gott gegeben,
„Sie sei auch vieler Tausend Lust!"

— Und sie wurde „vieler Tausend Lust," die Kunst nämlich, ihre Kunst, und die Kunst ist von dem Menschen unzertrennlich!

Ein Bretzenjunge" führte dazumal ein

„freies Wanderleben,"

und zwar ein freies Nachtwanderleben, welches mit noch viel mehr Kunst verbunden ist als ein freies Tag wanderleben.

Gramelina holte den weiblichen Bretzenjungen, welcher mit Jubel von den Räubern und mit schlecht verhehltem Neid von den „Geschöpfen" mitgenommen wurde.

Salamanda kam eben aus dem Ballet „Alcina," in welchem sie die „Alcina" und die „Vigano" den „Ruggiero" tanzten.

Das Ballet jener Zeit nahm schon einen Anlauf zu den Balleten der neuesten Zeit. Das Programm zur „Alcina" lautete zum Theil so:

„Die Zauberin Alcina, die in Ruggiero verliebt ist, hält ihn durch ihre Zauber= und Verführungs=

künste in der Zauberinsel auf. Bradamante, welche ihn auf das zärtlichste liebt, und sich mit ihm wieder zu vereinigen wünscht, wird von Melissa, einer wohlthätigen Fee, angeführt, und durch ihre Hilfe besiegt sie den Zauberer Atalante, den Wächter des Schlosses, in welchem Ruggiero eingeschlossen ist. Um ihren Liebhaber wieder zu sehen und zu befreien, muß Bradamante manche gefahrvolle und schmerzhafte Begebenheit erdulden, wobei sie ohne Melissa's Beistand umgekommen wäre. Endlich gelingt es der wohlthätigen Fee, Alcinas Künste zu vereiteln, und sie zu besiegen. Bradamante findet in den Armen des reuigen und von ihr geliebten Ruggiero einen reichen Ersatz ihrer Leiden, da die bestrafte und getäuschte Alcina der Verzweiflung Preis gegeben wird.

NB. Um die Handlung des Balletes zu beschleunigen, hat der Balletmeister für gut befunden, Seite 36 im Programm, die Abänderung zu treffen, daß Alcina, welche die zwei Liebenden überrascht, allsogleich den Furien befiehlt, dieselben zu quälen, wie auch daß Ruggiero sich nicht mehr gegen die Wache vertheidiget und zurückzieht; sondern er läßt dies alles hinter der Scene und zwar in dem Augenblicke vor sich gehen, als Alcina, welche glaubt, Ruggiero sei ohne weiters gefangen worden, mit Bradamante abgeht. Melissa und Astolfo kommen rc."

Man sagt, von „Alcina" zu „Ballanda" ist n u r e i n S c h r i t t!

Salamanda wollte sich eben mit der Glut der Liebe und der Glut der Bretze an Adelstans Brust schleichen, da hört man ein Flüstern auf der Treppe: „Ist's die Nachtigall, Romeo?“ Nein! „Ist's die Lerche, Julie?“ Nein! Es sind die einige sechzig Räuber, welche Kunigunde, die geknebelte und dennoch im Stillen fortliebende Kunigunde, hereinschleppen und sie sanft zu Boden hinschleudern.

Kunigunde fiel zu Boden! Ach!

„Weint um mich, Ihr Mädchen, die Ihr nie gefallen,
Den zu ihres Herzens weichem Wallen
Heldenstärke die Natur verlieh'n!“

sang Schiller.

Ach! Kunigunde wäre nie so tief gefallen, wenn sie nicht so sehr „geschleudert“ worden wär'! Darum merkt's Euch, Väter, Mütter, Vormünder, schleudert mit Euern Töchtern nicht! Oft fällt eine Frau erst spät, weil sie als Mädchen geschleudert wurde!

Die Natur ist aber nur selten eine „Heldenstärke-Verleiherin für Mädchen.“ Sie hatte Kunigunde das „weiche Herzenswallen“ verliehen, aber ohne das schützende Futteral: „Heldenstärke!“

Also Kunigunde fiel „par droit de naissance“ und „par droit de conquête.“

Als sie zu Boden fiel, sprangen die Räuber auf, die Aufgesprungenen aber waren fürchterlich in ihrer Mitleidlosigkeit!

Nur Salamanda der Bretzenjunge warf einen

mitleidsvollen Blick auf die vor ihr hingeworfene Kunigunde! Es war so zu sagen ein Gewissensvorwurf! Salamanda war ja, wenn auch obenauf Bretzenjunge, im Grunde doch ein weibliches Wesen, und wenn auch leicht beweglich, weil leichtsinnig, und leichtsinnig, weil leichtfüßig, doch immer im Grunde Frauenzimmer, wie wir und gewiß auch jeder gestrenge Beobachter schon Gelegenheit zu bemerken gehabt, haben wir zu bemerken, daß die weiblichen Wesen doch am Ende stets Frauenzimmer bleiben!

Als Salamanda den Krach hörte, mit welchem Kunigunde zu Boden gefallen wurde, stahl sich ihr ein „Ach!“ aus dem Busen. Dieses „Ach!“ fiel auch! es fiel in das Ohr „Seraphinens,“ des „Bauchaufschlitzers aus Menschenliebe.“

Wenn zwei Auguren sich begegneten, mußten sie beide über ihre Verstellung lachen!

Als „Salamanda der Bretzenjunge“ und „Seraphine der Räuberhauptmann“ sich gegenseitig erblickten, erkannten sie sich, d. h. ihr Geschlecht, und schlugen ein lautes Gelächter auf!

So berühren sich im menschlichen Leben die Contraste! Geizkragen mit Champagner-Festen! Gefallene Kunigunden, ungebundene Geschöpfe, aufgesprungene Räuber! Weinen und Lachen! Tragödie und Wursteltheater! Ja, ja, so ging's schon dazumal, als unsere Geschichte spielte, woraus zu ersehen, daß

nichts Neues unter der Sonne und keine Sonne unter dem Neuen ist!

Dieses unheimliche Lachen, welches aus weiblichen Zwerchfellen durch männliche Schafs-Pelz-Felle drang, hatte etwas so schauerhaftes an sich, daß die muthigsten Räuber zitterten wie Praktikanten, wenn die Vorgesetzten geschoren werden! Die noch nicht aufgesprungenen Räuber sprangen auf, und die schon aufgesprungenen sprangen noch einmal auf!

Wiederum herrschte tiefe Stille im Zimmer, von nichts unterbrochen als von dem lauten Schnarchen von beinahe hundert betrunkenen Räubern! Sonst aber lautloses Schweigen! — In einem Salon hätte man gesagt: „Es fliegt ein Wiener Hausherr durch's Zimmer!"

Nachdem dieses tiefe Schweigen fünf Minuten lang fortgelärmt hatte, wurde es dadurch unterbrochen, daß Niemand sein eigenes Schweigen hören konnte!

Da plötzlich aufeinmal erhob sich Salamanda, stürzte auf den ersten besten Räuber zu, entriß ihm den ersten besten Säbel, schleuderte die ersten besten siebzig oder achtzig Räuber bei Seite, warf sich mit der ersten Blitzesschnelligkeit auf die erste beste Kunigunde, zerschnitt mit dem ersten besten Säbelhieb ihre ersten besten Stricke, befreite also ihre ersten besten Hände und Füße und sprach:

„Steh' auf als eine Freie!"

Wenn bis jetzt Kunigunde gefesselt war, so waren

es jetzt die Räuber — vor Erstaunen nämlich! Wer weiß wie lange sie gefesselt dagestanden wären, wenn nicht ein neuer Lärm das tiefe Schweigen noch erhöht hätte! --

Ein unbändiger Lärm wälzte sich die Treppe herauf — die Thüre sprang auf, und

„Herein mit bedächtigen Tritten
Die zweiundvierzig Räuber schritten!
Und sahen sich stumm
Ringsum,
Und warfen den Kipfelhuber nieder,
Daß ihm krachten die Glieder!

Es war die zweite Lieferung Räuber, in ungebundenen Heften, welche den Eduard knebelten und auch Zimpelmann brachten, weil er die 200.000 Dukaten nicht ausliefern wollte, aus Furcht, sie nicht zu haben!

Als Eduard die Augen aufschlug — da sah er — o Gott, was sah er? Sie sah er! So? sie sah er? Wenn der Novellist sagt „sie," so weiß der Leser, daß er ein weibliches Wesen sah, daß er Kunigunden sah! Ja! So sah sie, seine Kunigunde auch ihn an! So sahen sie sich!

Und zum drittenmale herrschte das epidemische Schweigen, welches einem die Ohren zerriß!

„Opfer um Opfer! Kunigunde für die Bande" rief jener Raubbeflißene, der eben das dritte Jahr Spitzbubologie frequentirte, und in Schillers Räuber den Spiegelberg spielte.

Die Scene wurde gräßlich!

Durch die Fenster sah man die schlafenden Antlitze von mehreren Nachtwächtern, die mit Wohlbehagen zusahen und unter deren besonderem Schutz die Romanverfasser so viel Räuber in der Stadt Wien ansässig machen konnten.

Schon wieder ein romantischer Contrast: schlafende Nachtwächter und assecurirte Räuber!

Wer weiß wie lange diese gräßliche Scene und diese gräßliche Novelle noch gedauert hätte, wenn sich nicht der Zufall drein gemischt hätte!

Der Zufall nämlich fügte es, daß eine dritte Partie Räuber, die jede Mitternacht bei Zimpelmann mit ihrer Beute einkehrte, gerade diese Nacht, als es Mitternacht schlug, pünktlich wieder bei Zimpelmann einkehrte!

Der Zufall ist der dramatischste Dichter der Erde! Der Zufall hat das, was allen Lustspieldichtern fehlt: den Situationswitz!

Der Zufall brachte hier eine blutige, eine in der Geschichte der Räuber- und Schauer-Romane unerhörte Katastrophe dadurch hervor, daß er die drei Helden unserer Novelle, die zwei Kunigunden mit ihren Herzen, den Kipfelhuber und den Eduard mit der durstigen rothen Leber zusammenbrachte.

Während in der Paniglgasse sich die Katastrophe unserer modernen Räuber-Novelle vorbereitete, führen wir den Leser in ein Haus in der Vorstadt Lichten-

thal, welches zur Zeit, als diese Geschichte spielt, das Schild „zum groben Theater-Director" führte.

In diesem Hause hatte in einer Hinterstube des zweiten Stockes an selbem Abend eine „General-Versammlung" der Mitglieder des

„Anti-Räuberquälerei-Vereins"

statt. —

Die Mitglieder dieses philantropischen Vereins waren lauter Frauenzimmer aus der höchsten Sentimentalität: Sticker-Mamsells, supernumeräre Witwen, Zeitungs-Austrägerinnen, Mitarbeiterinnen von Feuilletons mit Respect zu sagen, Recensentinnen und andere weibliche Wesen, welche ihre Menschenliebe schon abgenützt hatten, daß sie dieser durch Ausdehnung auf Räuber und Spitzbuben eine neue Stimulanz verliehen.

Leider war dazumal, als die Geschichte spielt, die Menschenliebe noch nicht auf den Hund, auf das Roß, auf die Kälber u. s. w. gekommen, sie blieb noch in der Region der Menschheit. So wie jetzt die Hunde ihren Franklin, die Pferde ihren Washington, die Kälber ihren Pastolozzi, die Gänse und alle „geschoppten Wesen" ihren Emil haben, so hatten dazumal die Räuber auch ihren Schutzengel!

Empfindsame weibliche Wesen, genährt an den Brüsten der modernen Romane, großgezogen in den Bandwurm-Erzählungen der Feuilletons, bildeten einen

„Anti-Räuberquälerei-Verein,"

dessen Aufgabe es war, alle von der Justiz verfolgten Räuber, unglückliche, wegen Mangel an Reisenden brotlose Wegelagerer, bedrängte, von den Nachtwächtern angefeindete Diebe, interessante, dem Galgen entronnene Individuen u. s. w. zu unterstützen, unterzubringen und ihnen ein sorgloses Leben zu bereiten.

Ein Theil der Vereinsgelder wurde auch zur Verbreitung von nützlichen „Räuber-Romanen" unter die Jugend verwendet. Bücher wie „Rinaldo Rinaldini" — „Schinderhans" — „Cartouche" — „Antonia della Roccine" u. s. w. wurden an „Rastelbinder," „Radibuben," „Beigerlmädchen" u. s. w. gratis vertheilt, um ihr Herz und ihr Wesen von dem Vorurtheile zu befreien, als ob Spitzbuben, Hallunken, Mordbrenner, falsche Spieler, liederliche Weibspersonen nicht auch edle Seelen, reine Gemüther und Lieblinge der Götter wären.

Die Vorsteherin dieses Vereins war unsere andere Kunigunde. Sie hatte sich zu dieser Ehre emporgeschwungen durch die That, daß sie vor langer Zeit von „Drillingen" entbunden wurde.

Von diesen Drillingen wurden zwei die berühmten „beiden Grafel," der dritte wurde ihr gestohlen und in den Bakonyer-Wald ausgesetzt, wo ihn eine kinderlose Wölfin fand, ihn wie Romulus oder wie Remus eigenhändig säugte, ihm erzählte „was sich der Wald erzählt," und Mad. Birch-Pfeiffer „im Walde" vorlas, wodurch er im Gemüthe und

im Herzen erstarkte vor dem Herrn und aus ihm ward dann jener interessante Jüngling, welcher die unwiderstehliche Liebeserklärung erfand:

> „Ja, ich bin's, den jene Wälder kennen,
> Bin's, den Räuber Bruder nennen,
> Bin der Räuber Jaromir!“

Unter dem Vorsitze dieser interessanten „Mutter der Gracchen“ war eben General-Versammlung, da wurde die Nachricht gebracht: die böswillige Gerechtigkeit ginge damit um, heute Nacht die ganze Räuberwirthschaft bei Zimpelmann aufzuheben!

Der humane Verein gerieth in große Aufregung! „Rettet die Räuber!“ war das Feldgeschrei.

Kunigunde ließ sich das nicht nehmen, selbst in die Paniglgasse zu reiten, um durch ihr Erscheinen die Räuber zu ermuthigen, und andererseits die lasterhaften Verfolger der Galgen-Candidaten zu beschwichtigen und sie von ihrem inhumanen Vorhaben zurückzubringen.

Bei Zimpelmann herrschte eben wieder jene Stille, die ein leibliches Geschwisterkind jener „Ruhe“ ist, die zuweilen „in Warschau herrscht.“ Man hörte nichts als den Herzschlag Kunigundens, ein ganz eigener Schlag von Schlag, ungefähr wie der einer Schwarzwälder-Uhr in Spindler's Romanen. Neben diesem Herzschlag hörte man noch den Athemzug Kipfelhubers und Eduards wie das Sausen eines mächtigen Blasbalges.

Da stürzte Kunigunde, die Räuberbeschützerin, herein.

Als Kunigunde die am Boden liegende, die andere Kunigunde erblickte, fiel sie über sie her, oder vielmehr über sie hin, und fing an, ihr mit den Nägeln das Herz aus dem Leib zu kratzen! Warum? das weiß man eigentlich nicht, auch braucht ein Räubernovellen-Dichter seinen Lesern keine Rechenschaft zu geben! Der Sinn dieser Novelle ist ja eben der Unsinn!

Also Kunigunde und Kunigunde wollten sich gegenseitig die Herzen aus dem Leibe kratzen, aus „Eifersucht, die wilde Hyder!“ und diese Herzen dem Eduard, dem undankbaren Eduard, vor die gebundenen Füße hinwerfen! Allein zur Zeit, als diese Geschichte spielt, hatten die Damen noch nicht die Passion, lange, gespitzte Nägel wie die Schuhschnäbel oder wie die Vogelklauen zu tragen. Sie konnten sich die Herzen nicht herauskratzen!

Da erbarmte sich „Seraphine, der Bauchaufschlitzer aus Menschenliebe“ der beiden Rauferinnen, schlitzte ihnen den Leib auf und sie holten sich dann gegenseitig ihre beiden Herzen heraus, die etwas von der Zeit angefressen waren, und warfen sie Eduard hin, indem sie ausriefen:

„Zwei Herzen und ein Schlag!“

Eduard war wie vernichtet, so vernichtet, wie

es nur ein Mensch sein kann, der nichts anderes zu thun weiß, als vernichtet zu sein!

Endlich ermannte er sich und ein großer Entschluß leuchtete aus seinen Augen: er wollte sich auch das Herz herausreißen, es mit den beiden Frauenherzen vereinigen und so ein Beispiel der vernichteten drei Herzen geben.

„Seraphine,“ sagte er, „sei so gut, schlitze mir den Leib auf, nimm mein Herz, Seite links liegt es, füge es zu den beiden „Frauenherzen,“ gebe sie alle drei in eine Schachtel, schütte etwas „Revalenta Arabica“ darauf, begrabe sie auf dem Wasserglacis, mit der einfachen Grabschrift:

„Hier liegen die drei vereinigten Herzen,
Und haben weiter keine Schmerzen!“

Seraphine that wie Eduard gewünscht, aber, o Gott! oder auch: „aber, o Himmel!“ oder aber auch: „aber, o Teufel!“ Eduard hatte gar kein Herz! Aber dafür eine ungeheure Leber! Da Eduard aus unglücklicher Liebe stets sich betrank, so zog sich das Herz ganz in die Leber hinein und wurde endlich ganz Leber!

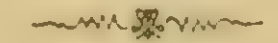
„Ha! herzloser Eduard!“ riefen die beiden todten Kunigunden aus! „Mit einer Leber wolltest Du zwei Herzen gewinnen! Ha!“ Darauf starben sie beide zum letzten Mal.

„Seraphine“ aber grub ein gegrabenes Grab an den Ufern der Donau in der „Kriau,“ legte die

drei Gegenstände hinein, jetzte einen Sandstein darauf mit den Worten:

Wanderer steh' still, weine und sei nicht fleber,
Hier ruhen zwei Herzen und eine Leber,
„Ihr Durst war zu heiß für diese Erden,
Er wird dort d'roben erst gelöscht einst werden!"

Was darauf mit den übrigen Räubern geschehen, sagen wir nicht, damit unsere Nachkommen sich auch etwas zu erzählen haben.



Ich und das Whistspiel.

Im Leben sind gewöhnlich unter vier Menschen ein Grobian, ein Dummerian, ein Zänker und ein Denker, und das sind gerade vier Menschen, die zu einer Partie Whist taugen.

Ich habe schon gesagt, eine Partie Whist ist ein Geständniß von vier Menschen, daß sie nicht wissen, was sie mit einander anfangen sollen, daher nehmen sie zu Whist ihre Zuflucht; Einer fürchtet sich davor, was der Andere für dummes Zeug reden könnte, darum spielen sie „Whist", und machen dabei gleich aus: „Die erste Regel ist: nichts reden!"

Eine Partie Whist ist ein Abonnement suspendu alles geselligen Anstandes; eine Partie Whist ist ein „Anti-Höflichkeits-Verein;" eine Partie Whist ist eine stillschweigende Uebereinkunft bei den Kartenblättern, kein Blatt vor den Mund zu nehmen, und offen zu sagen, was man von seinen Mitmenschen denkt: „Das ist dumm!" „Das ist doch eselhaft!" „Aber wie kann man so gar keine Idee haben!" „Sie sind ein Ignorant!" und ähnliche Ausdrücke, die zwar in keinem Whistbuche angegeben sind, die aber eben so

zur Seele des Whistspiels gehören, wie die Ausdrücke: „slam“ — „Lévée“ — „Trick“ — „invitiren“ — „renonce“ u. s. w.

Im Whistspiele ist's g'rade auch wie im gewöhnlichen Leben, man erlaubt sich alle Grobheiten nur gegen seinen Freund (Partner), und auch der Whistspieler kann sagen: „Gott behüte mich vor meinen Freunden, mit meinen Feinden will ich schon fertig werden!“

Mann und Frau sollten immer beim Whist zusammenspielen, bei dieser Gelegenheit können sie sich die schönsten Grobheiten und die gröbsten Schönheiten sagen.

Eine Partie Whist ist bloß deshalb für die Menschen eine Unterhaltung, weil sich auf jeden Fall immer zwei von der Gesellschaft „giften!“ nämlich die, welche die Trick verlieren, und es ist eine angenehme Abwechslung, jetzt giften sich diese zwei, dann giften sich jene zwei, dann giften sich wiederum jene zwei, und so ganz liebenswürdig in's Unendliche.

Es gibt ganz „ausgezeichnete Whistspieler,“ das sind diejenigen, die immer den Trick machen, wenn sie gute Karten bekommen und die immer ihren Partner crudel ausmachen: „Sie Patzer! Sie Pfuscher!“ wenn sie den Trick verlieren! Ein ausgezeichneter Whistspieler ist immer, wenn er den Trick macht, ein pfiffiger Lächler und sagt: „Haben Sie gesehen, wie ich die kleine Coeur durchließ, damit, wenn, wie vielleicht, dann gewiß u. s. w?“

Ein vorzüglicher Whistspieler ist der, der „niemals gute Karten bekommt!“ und wenn er „Groß-schlemm“ macht, dieses bloß durch die Heiligkeit seiner Sache und die klare Intelligenz seines Spiels zuwege bringt. Ein vorzüglicher Whistspieler ist der, welcher, wenn er einen Bock macht, sogleich seinen Partner anrumpelt, und ausruft: „Sie machen Einen ja ganz konfus!“ Ein „schlechter Whistspieler“ ist ganz kurz bezeichnet: Ein schlechter Whistspieler hat immer die Honneurs in der Hand, und wenn er vom Spiel aufsteht, hat er immer ein paar Dutzend Fisch gewonnen.

Ich bin ein herzlich schlechter Whistspieler; so viel dumme Streiche macht ein bedeutender Mann in Amt und Stellung nicht in drei Monaten, als ich, wenn ich Whist spiele, in einer Stunde. Wenn ich fertig bin, stecke ich gewöhnlich ein paar Gulden Gewinn in die Tasche und denke mir: „Wenn der Mensch nur dumm ist, so kann er schon Alles unternehmen, auch wovon er gar nichts versteht! Wer dumm ist, hat das Glück stets für sich, und mit dem Glück das Lob!“ Ich verstehe vom Whistspiel gar nichts, und doch dirigire ich immer das Spiel! Mein Partner sagt oft: Sie „Patzer,“ wie wollen Sie das Spiel dirigiren? Sie verstehen ja nichts davon!“ Ich aber denke mir: „Ich bin dumm, ergo dirigir' ich doch und gewinn' doch!“ und gleich darauf mach' ich einen gewaltigen Bock, und gleich darauf bekomm' ich alle fünf Honneurs, vier Aß, vier Könige, und gewinne mein Spiel, und dann sag' ich

triumphirend zu meinem Partner: „Nun, soll ich nicht dirigiren? Bin ich nicht dumm genug dazu?" also — ja, ich bin ein Patzer, kennst du meine Farben?

Ein „Patzer" ist ein „Genie der Ungeschicklichkeit," er kann Alles — verderben, er versteht Alles, aber er kann's nicht machen, er mischt sich in Alles und ruinirt Alles, er greift Alles an und verunstaltet es. Er ist ein Patzer, ein Flicker, aber er flickt gerade die ganze Stelle und läßt das Loch daneben ungeflickt. Ein „Patzer" in der Malerei braucht alle und dieselben Farben, die ein großer Maler braucht, aber er „patzt" sie, er macht roth hochroth, blau himmelblau, grün paperlgrün u. s. w., er malt eine schöne Frau anstatt mit rothen Lippen, weißen Wangen und blauen Augen — mit rothen Augen, weißen Lippen und blauen Wangen.

Ein Patzer in der Dichtkunst hat auch alle Reime wie ein großer Dichter, allein er patzt die Reime aufeinander, ungeschickt und unpassend.

Ein Patzer im Redigiren hat auch dieselben Blätter, wie ein anderer Redakteur, zum Anstreichen, dieselben Novitäten, dieselben Bücher, aber er patzt, er flickt buntes, fades dummes Zeug zusammen. Nicht im Stande, selbst ein vernünftiges Wort zu schreiben, hält er sich Flickbuben, er näht die kleinen Löcher zu und die großen Löcher bleiben offen, — er patzt Lügen und Fadheiten zusammen, er patzt Ankündigung auf Ankündigung, er batzt und patzt, aber der

Riß ist nicht zuzuflicken; das ist ein „Patzer“ unter den Redaktionen.

Ein „Patzer“ unter den Whistspielern ist ein Mensch, der Whist spielt und an Piquetspiel denkt, ein Patzer ist ein Mensch, der das dreizehnte à-tout herausschlägt zu seinem Privatvergnügen; ein „Patzer“ ist ein Mensch, der ein Singleton ausspielt, wenn er nichts als zwei kleine à-tout hat; ein „Patzer“ ist ein Mensch, der die Invite seines Gegners nachspielt; ein „Patzer“ ist ein Mensch, der den à-tout-König seines Freundes mit à-tout-Aß sticht und ein kleines à-tout nachspielt; ein „Patzer“ ist ein Mensch, der patzt, und ein Mensch, der patzt, ist „Patzer“ und ein solcher „Patzer“ im Whistspiel bin ich; und wenn sich drei Menschen mit mir zum Whist setzen, so sagen alle drei: „Der Patzer wird uns wieder das Geld abnehmen!“

Die Familie Hupfauf.

Herr von Hupfauf in der Rofranogasse ist ein Mann, der ein Haus macht, und das ist ihm leicht, er ist nämlich Maurermeister, und hat so lange so viele Häuser für Andere mit dünnen Mauern, mit lauter Fenstern, mit schlechten Ziegeln gemacht, d. h. gebaut, bis er zuletzt sich selbst ein Haus mit dicken, soliden Mauern, mit hübsch großen, wohnlichen Zimmern u. s. w. bauen konnte; er setzte sich also zur Ruhe und baute sich ein eigenes Haus, und nach dem Ausspruche des Talmud: „Erst ein Haus Dir bau', dann such' Dir eine Frau," hatte er auch kaum den Grund zu seinem Ruhesitz gelegt, als er auch den Grund zu seinem Unruhsitz legte und eine Frau suchte.

Wer sucht, findet, d. h. eine Frau, das ist der einzige Artikel, den die Sucher finden, sonst kann man suchen, was man will, die „redlichen Finder" sind ausgestorben! Man suche nur eine „bequeme Wohnung," eine „verlorne Brieftasche," einen „angenehmen Reisegefährten," einen „verläßlichen Bedienten," u. s. w., so wird es Einem gehen, wie im „Konversations-Lexikon,"

den Artikel, den man sucht, findet man nicht, sondern immer: „suche da und da.“ Wenn man aber eine Frau sucht, findet man fette und magere. Die ganze Welt hilft Einem suchen; man weiß nicht, hilft sie uns aus „Nächstenliebe“ oder aus „Nächstenhaß.“ —

Also, wo die ganze Welt eine Frau findet, sollte ein „Hupfauf“ keine finden? Hupfauf, der glückliche Maurer, der sich aus fremden Mauern ein eigenes Haus baute, suchte und fand die gutgebaute ehrsame Mamselle „Hinterzipfel,“ eine Korbflechterische Schöne aus der gemäßigten Zone von Erdberg, die so lange Körbe für andere flocht, bis sie in die, welche sie für sich flocht, fiel, und etwas ältlich wurde. Allein sie war eine solide Schönheit, d h. dick und fett, gut gebaut. Hupfauf verkehrte das „Er kam, sah und siegte“ dahin: „Er besah sie, er besiegte sie und bekam sie.“ Er führte mit eigener Hand die eigene Frau in's eigene Haus.

Ach, für die eigenen Häuser gibt's „Grundbücher.“ Wenn man ein Haus kaufen will, kann man sich das „Grundbuch“ nachschlagen lassen und nachfragen, ob und wer vorgemerkt ist, ob und wie viel Schulden auf dem Hause stehen u. s. w. Warum aber gibt es kein „Grundbuch“ für Mädchen? Warum kann man, wenn man ein Mädchen kaufen will — denn sind viele Heirathen etwas Anderes als ein Kauf? — warum kann man kein Grundbuch auf-

schlagen lassen, um nachzusehen, was für Schuld auf dem Mädchen lastet u. s. w.?

Als Hupfauf, der Maurermeister, die Hupfaufin geheirathet hatte, setzte er sich zur Ruh, denn wenn ein Meister eine Meisterin bekömmt, hört er auf Meister zu sein, und fängt wieder an, „Lehrbub'" zu werden!

Der liebe Hupfauf hatte beständig so viel am Gebäude seines häuslichen Glückes zu repariren und auszubessern, daß ihm nicht Zeit blieb, an fremde Häuser zu denken.

In keiner Ehe wird Gottes Segen so sichtbar an vielen Kindern, als in einer schlechten; die Versöhnung trägt immer ihre Früchte. Der liebe Hupfauf und die liebe Hupfaufin sahen sich bald von mehreren Hupfaufchens umringt, die alle gediehen und heranwuchsen und emporschoßen unter dem Donnerhimmel des elterlichen Lebens und unter den Schauerwettern des häuslichen Zankes

Zur Zeit, als ich noch eine Löwe der Redouten war, wurde mir das Glück zu Theil, mit der Familie Hupfauf in Bekannt- und Bekenntschaft zu kommen, einen „Tendre" für Mamsell „Mali Hupfauf" zu fassen, von der alten Hupfaufin gerne gesehen zu werden, und zu einer Partie Whist im Hupfaufischen Hause eingeladen zu werden.

Die Geschichte datirt sich von einem „Türken" in der maskirten Redoute her.

Wer sich der Faschings-Dienstag-Redoute von 184— noch erinnert, der wird auch die Maske eines Türken nicht vergessen haben; ein Türke von sechs Fuß Höhe, der allein wie eine verirrte Feuerstange herumging.

Der Türke, von dem ich jetzt rede, war schon um 9 Uhr Abends da, als der Saal fast noch ganz leer, und nur ich, damals noch ein wüthender Masken-Sobri, den Masken schon sehnsüchtig entgegenharrte. Ich und der Türke waren einige Zeit die ganze Bevölkerung des Saales, allein er wich mir aus, es gelang mir nicht, ihm nahen zu können. Einen schüchterneren Türken sah ich nie. Der Saal füllte sich nach und nach, und erst gegen ein Uhr nach Mitternacht kam mir mein Türke wieder in den Weg. Ich winkte ihm, legte den Finger bedeutsam auf die Lippen, als handelte es sich um ein zartes Geheimniß, er zeigte mit dem Finger fragend auf sich, ob ich ihn meinte, ich bejahte, deutete auf die Gallerie, und winkte geheimnißvoll. Er entfernte sich rasch und ich verlor ihn bald aus Auge und Gedächtniß.

Nach einer Stunde drängte er sich wieder an mich heran und machte eine fragende Pantomime. Ich that ganz verwundert, schüttelte mißbilligend den Kopf, legte noch ein Mal den Finger auf die Lippen, deutete auf zwei schwarze weibliche Dominos, die sich eben nahten, und flüsterte ihm in's Ohr: „Die sind's! Geh' geschwind in die Seufzer-Allee und halte Dich ruhig, bis ich zu Dir komme!" Er fuhr ganz erschrocken zu-

sammen, und frug mit schüchterner Stimme: „Sind sie's wirklich?" Ich bejahte und der gute Türke eilte fort, um in der „Seufzer-Allee" auf mich zu warten.

Die zwei schwarzen Masken sprachen mich an, die Eine gab mir ein Blumensträußchen und sagte: „Da! Es sind freilich keine „wilden Rosen." Ich antwortete mit humoristischer Grazie: „Ach, ich bitt' recht sehr, Du bist die Rose und ich bin wild, so sind wir zusammen eine „wilde Rose!"

„Gehst gleich!" antwortete sie, „Du bist schon wieder ironimisch!"

„Aber, holde Maske," erwiederte ich, und bemächtigte mich ihres Armes, „seh' ich aus wie ein Ironimischer? Ich bin ein wahres gutes Schaf!"

„Du? Ein Schaf? Na, Du bist mir ein schönes Schaf!"

„Ach, ich hab' ja nicht gesagt: ich bin ein schönes Schaf, ich bin bloß ein Schaf, sei Du die Schäferin —"

„Geh', geh', Du sammelst Stoff für Dein Blatt und wirst mich hineinsetzen "

„Ich? Sammeln? Wenn ich mein Lebtag hätte sammeln wollen, so würde ich weder den „Sammler", noch den „Humoristen" redigiren! Und ich Dich setzen? Hineinsetzen? In mein Blatt setzen? Ich bin ja nicht der Setzer meines Blattes? In mein Herzblatt meinst Du, holde Maske?"

„Na, sei nit so schlimm, mit Dir ist nit auszukommen.“

„Auskommen? O, mit mir ist schon auszukommen, aber von mir kommst Du nicht aus!“

Bei diesem geistreichen Gespräche hatte ich so viel erspäht, daß die Maske eine junge, köstliche Figur und schwarze Augen hatte, und wahrscheinlich die Tochter oder jüngere Schwester der andern Maske war, die sie immer zupfte, wenn sie, ihrer Ansicht nach, zu kühn würde.

„Deine „wilden Rosen,“ begann die Maske wieder, „hab' ich ganz abgeschrieben!“

„So? Da unterscheidest Du Dich zu Deinem Vortheile von andern jungen Autoren, die haben sie bloß zum Theil abgeschrieben!“

Bei diesem Gespräche lenkte ich meine beiden Masken hinauf in die sogenannte Seufzer-Allee, und, herzlich müde, war ich froh, mich mit ihnen niederlassen zu können.

Auf ein Mal stürzt aus einem Winkel mein ungeheurer Türke auf mich los. Ich hatte ihn schon ganz vergessen! Wie eine brennende Wetterfahne stürzte er sich auf uns, riß die ältere Maske bei der Hand auf und schrie: „So, Rieke! So? Darum also? Das? Wo warts?“ Ich stellte mich zwischen rouge et noir, zwischen die schwarze Maske und den rothen Türken, und in der „Furchtbaren Mitte“ stand ich da „mit

leckem Finger!" — „Ruhig!" rief ich, „ruhig, zarter Moslim!"

Allein,

„auch ein Türke hat seine Stunden!"

„Was?" rief er, „ruhig? Ruhig Sie! Sie ruhig! Nix ruhig! Was haben Sie mit der Nieke? Wie kommen Sie mit der Nieke? Was wollen Sie von der Nieke? Woher kennen Sie die Nieke?"

Ich erwiederte: „Ein Türke kann mehr fragen, als zehn Ungarn beantworten können! Die Nieke da ist meine Nieke, die Nieke geht Dich nichts an; die ist für keinen Türken eine Nieke, das ist eine europäische Nieke! Du haremischer Wütherich, respektir' die Maskenfreiheit, oder ich versetz' Dir einen Beglerbegg, daß Du bis nach Mecca stolperst!"

Aber der Türke war nicht zu besänftigen, er stürzte sich nun auf die jüngere Maske, und schrie: „Und die Mali auch! Jetzt packt Euch gleich mit mir nach Haus, aus is mit der Redout!" Von dem Wortwechsel aufmerksam gemacht, sammelten sich nach und nach mehrere Masken und Zuschauer um uns, und ich war genöthigt, Ernst zu zeigen. Ich sagte dem Herrn Türken: Wenn er nicht augenblicklich die Maske ablegte, und sein Recht auf die Masken beweise, so würde ich ihn von der Wache hinausführen lassen. Er bestand darauf, das seien seine Frau und seine Tochter, die gesagt haben, sie gingen zur Frau Godel zum Kaffee, nun habe er sie erwischt, wie sie ein „Techtelmechtel" mit

einem „Zeitungsschreiber" haben! Nie war ein „Zeitungsschreiber" an einem „Techtelmechtel" unschuldiger, als ich an diesem. Ich dachte mir, wenn die Alte das „Techtel" und die junge das „Mechtel" ist, dann würde mich das halbwegs interessiren. Wir waren noch im lebhaften Streit, als ein Deus ex machina sich in's Mittel legte: es kam nämlich noch ein dritter Domino, ein männlicher Domino, der auf die zwei weiblichen Dominos zueilte und ausrief: „Find' ich Euch endlich, ich such' Euch schon seit einer Stunde!" Die Damen standen da wie vom Donner gerührt. Ich aber sagte: „Meine holden Masken, zwei verschiedene Nationen, ein Türk' und ein Domino, streiten um Ihren Besitz, ich intervenire! Ich lege auf sie so lange Beschlag, bis die Prätendenten ihre Rechte dargethan haben?

Kurz, es kam so weit, daß sich alle vier demaskirten; für mich waren es völlig unbekannte Gestalten, der Türke zog sich zurück, indem er sagte „er hätte geschworen, es wär die Nieke, sie hat grad so ein' hatscheten Gang wie die Seine" und mit dieser türkischen Galanterie entfernte er sich. Die Andern aber waren, wie ich nachher erfuhr, Herr Hupfauf, Frau von Hupfauf und Tochter, die zufällig auch „Mali" hieß. Die Frauen sagten, wenn ich nicht gewesen wäre, so wären sie den Türken gar nicht los geworden; ich selbst gestand, daß ohne meine kühne Vertheidigung sie vielleicht „Mitglieder des wohlthätigen Serailvereins

für veraltete Jugend" geworden wären. Herr Hupfauf war ganz gerührt und die Mali Hupfauf war so niedlich, daß ich dem Drängen der Familie nachgab, einmal eine Partie Whist bei ihnen zu spielen.

Einige Tage nach der Redoute erhielt ich folgendes Billet:

„Seine Wollgebohren Herrn Sefier!

Ich neme mir die Freihent, Sie an ihrem Versbrechen zu erihnern, ein Mittag bei uns zu ehßen, und dahn eine Pardie Wüsst mit uns zu spülen. Nägsten Freydag ist der Gebuhrdstag meines Manes in blohser Famili, und es wird uns eine große ähre sein, wenn Sie ihn mit uns sbeisen wollen; unser Kost ist aberst, Herr Sefier, blohs Hausmann! Zwen oder dren speisen — aber görn gesöhen. Kohmen Sie, kohmen Sie, Sie brauchen sich gar niecht anzuziegen, kohmen Sie, wie sie sint, das Kleit macht den Mahn nicht, und es seht nicht darauf ihre schätzbarstde und geachtedste Dienerin. Antony Hupfauf.

Bostsgribdum!

Meine Mali hoffd auch auf ihnen, sie hätte selber geschrieben, allein, sie kombonirt eine „wilde Roße" von ihnen, um sie damit auf dem Glavir zu überrahschen, aber — stehlen Sie sich ganz dumm. H."—

Man kann sich denken, daß ich Freitag beim Familien-Essen der Hupfauf in der Rofranogasse nicht fehlte.

Als ich kam „so wie ich bin," war die Familie

schon versammelt. Herrn und Frau von Hupfauf kennen die Leser bereits, und Mali Hupfauf, meine Redouten-Eroberung, war auch eine solide Hausmannskost, gut gebaut, wie die Häuser des Herrn Papa, schwarze Sperl-Augen, d. h. Augen, geschaffen, um beim Sperl während eines Strauß'schen Walzers noch ringsum in alle Gallerien zu flunkern; Sperl-Augen, welche die Eigenschaft haben, gradaus zu sehen, links zu beobachten, rechts zu kokettiren, hinauf zu winken, und auf die Fußspitzen hinabzuschauen; Sperl-Augen, schwarze Waldkirschen, die nichts als gepflückt sein wollen, die funkeln, ohne zu leuchten, herumirren, ohne auszuruhen, Augen, die mit und in sich selbst walzen, Vexirspiegel, bei denen mehr herausschaut, als hinein, Augen, die viel ausdrücken und nichts sagen, so rechte praktische Augen. Außer solchen schönen schwarzen Sperl-Augen besaß die Mali Hupfauf noch einen allerliebsten Zug um den Mund, wenn man in diesen Zug kam, bekam man Herz-Rheumatismus.

Mali hatte noch ein Brüderchen, ein „zuckersüßes Brüderchen," „Lauf'l" genannt. „Lauf'l" war nämlich die eigenthümliche Hupfauf'sche Abbreviatur und Verhätschlung von „Stanislaus."

„Lauf'l" Hupfauf stand in dem blühenden Alter von 9—10 Jahren und war natürlich der Abgott der „blohsen Familli."

Er wurde mir mit den genialsten Empfehlungen vorgestellt. „Lauf'l, rath', wer der Herr ist?" sagte

Madame Hupfauf, Lauf'l sah mich prüfend an und sagte endlich: „Ah, das ist der Herr Schustermeister!“ Ich kneipte ihn bedeutend in die Backe und sagte: „Nicht so ganz, aber im Uebrigen Humorist; Pech habe ich auch, und bei meinem Leisten bleib' ich auch, also Schuster, aber nicht Meister; lederne Artikel liefere ich auch oft; zuweilen bringe ich auch einen Stiefel zusammen; allein ich nehme kein Maß zu meinen Artikeln, und doch passen sie; und gerade der, auf den sie passen, der hat sie nicht bestellt, und will sie nicht haben.“

Lauf'l sah mich an, und brach dann in die physiologische Bemerkung aus: „Muhter, Muhter, der Herr is a Noarr!“ Ich kneipte ihn dito in die Backe und sagte: „Jetzt, mein Sohn, näherst Du dich so ziemlich der Wahrheit.“

Madame Hupfauf wollte sich todt lachen, woran ich sie nicht gehindert hätte, wenn es schon nach Tische gewesen wäre. „Sie glauben gar nicht, Herr von Sesier,“ sagte sie, „was der Balg für Einfälle hat, lauter Witz; nehmen Sie's nicht übel, aber er hat so ein witziges Temperament!“

Ich bemerkte, daß Musje Lauf'l mich fixirte, als er auf ein Mal aufschrie: „Muhter, Muhter, der Herr tragt a Parucken! A Parucken!“

Ich kniff ihn wieder in die Backe: „Süßer Junge!“ jedoch hielt ich mich etwas in die Höhe, denn ich fürchtete, das witzige Temparent könnte sich an

meinem Kopfe vergreifen, und kein gutes Haar auf ihm lassen.

Zu den Familien-Mitessern gehörten noch zwei Individuen: der Göth: Herr Widderspeck, Anstreicher aus Tribuswinkel, und die Frau Godl: Madame Banagel, Drahtstiftelmachers-Witwe.

Herr Widderspeck wurde mir von Madame Hupfauf vorgestellt: „Das ist unser Paffotum (Factotum), ein Tausendsapermenter, der kann Alles, auch Pränumeranten sammeln, o, dem kömmt keiner aus, der prakt's z'sammen!"

Ich fühlte ein jungfräuliches Beben durch mein Herz gehen! „Ein Pränumerantensammler!" Ein Wesen, nach dem sich mein Gemüth seit Jahren sehnte! Ich ging auf ihn zu, verbeugte mich tief und sprach: „Herr Widderspeck, o, Herr Widderspeck, Sie können nicht glauben, welche Verehrung ich für Sie hege!" Er sah mich freundlich an und erwiederte: „Wir wollen uns schon verstehen, ich hab's bei einem Haupt-Redakteur gelernt, wie man's haß absieden muß! Da nutzt nix, sie müssen pränumerir'n! Und wenn sie harte Pockerl-Eier geschluckt hätten!!"

Die höchst kräftige und bilderreiche Sprache des Herrn Widderspeck überzeugte mich sogleich, daß er zum „Pränumerantenpresser" geboren ist! Ich drückte ihm die Hand, und — unsere Seelen hatten sich gefunden!

Das Diner ging ohne besondere Störung vorüber. Madame Hupfauf hatte von „Hausmannskost“ ihre eigenen Ansichten; sie verstand wahrscheinlich darunter, jeder Mann soll zu Hause seine Kost haben, Gäste aber sollen dem Mann nichts kosten!

Wenn wir in die Biographie der Hupfauf'schen Diners eingehen wollen, so finden wir zuerst eine „Wurzelsuppe,“ eine „Wurzelsuppe,“ von welcher Madame Hupfauf versicherte, es wären lauter „selbstgezogene Wurzeln.“ Ich sah mir den kleinen „Lauf'l“ Hupfauf an, der auch keinen besondern Begriff von den Hupfauf'schen „selbstgezogenen Wurzeln“ fassen ließ. Wie ich diese Quadrat- und Kubik-Wurzel auch mit sich selber multiplizirte, so brachten sie immer die Potenz: „weiße Rüben“ hervor. Bis zu einer edlern Wurzel stieg Madame Hupfauf nicht in die Tiefen der Erde nieder! Vergebens botanisirte ich nach „Petersilie,“ „Sellerie“ und ähnlichen Wurzelsylben des Stammwortes: „Wurzelsuppe.“ Nichts, nichts in der ganzen Suppe, als weiße Rüben und gelbe Rüben, und diese so dünn gesäet, so einzeln herumschwimmend, daß ich sie zählen konnte, und mich selbst „den modernen Rübezahl“ nannte. Ich faßte Muth und dachte: „Ein Uebel muß man mit der Wurzel ausrotten!“ und verschlang die Suppe mit geschlossenen Augen.

Zwischen der Suppe und dem Rindfleisch kam

ein Teller mit „Magen-Zwickerln," das ist nämlich der Ausdruck für jene poetischen Vorläufer, welche den Appetit reizen sollen, die sonst „Assietten" heißen und von Madame Hupfauf ganz genial: „Magen-Zwickerl" genannt werden, weil sie den Magen zu seiner Pflicht aufzwicken sollen.

Der Teller „Magen-Zwickerl" bestand aus runden Semmelrädern und auf jedem ein langer Sardellentheil wie eine Eidechse auf dem Sezirtisch. Die Sardellen waren alle ursprünglich Hochverräther, denn sie wurden nach ihrem Tode geviertheilt, dann auf's Rad geflochten, und dann erst der allgemeinen Abschreckung preisgegeben.

Mein Magen brauchte nicht gezwickt zu werden, er war vollkommen bereit, auch ohne Gewaltmaßregeln seine Pflicht zu erfüllen, wie es jedem Menschen überhaupt und jedem Wiener insbesondere zur allerersten Natur geworden ist. Mein Magen befand sich in jenem Zustande, an welchem jetzt ganz Europa laborirt, er gehörte zu der arbeitenden Klasse, die Arbeit sucht und keine findet!

Unser Magen war kaum „aufgezwickt," als das „Rindfleisch" kam. Mein kritischer Scharfblick entdeckte sogleich, „we are seven", wir sind sieben, und es kamen nur sechs Fleisch-Antheile! O, dachte ich: „Sechse treffen, Sieben äffen!" Madame Hupfauf bemerkte das Mißverhältniß auch sogleich, wollte mit einem Salomonischen Kraftschnitt die Sache entscheiden

und rief: „Lauf'ls Stück können wir ja theilen.“ Allein Lauf'l war der Mann nicht, der sein Königreich bei lebendigem Leib theilen ließ! Er griff ohne Umstände nach seinem Stück Fleisch, welches zwischen einem Erdapfel und einer halben gelben Rübe eingesargt lag, und

„Aus der Ungeheuer Mitte
Nahm er das Fleisch mit keckem Finger!“

Dadurch wurde natürlich das arithmetische Mißverhältniß noch nicht aufgehoben! Lauf'l aber, ein Gassenjunge comme il faut, „ein Freund der Wahrheit,“ schrie: „Die Mali hat ja schon in der Kuchel so ein Stück g'gessen, sie kann ihr Fleisch dem Herrn schon lassen!“

Madame Hupfauf wollte sich wieder bedeutend todtlachen. Mali dagegen versetzte dem Lauf'l, dem „Freund“ der Wahrheit,“ als einzige Antwort eine Ohrfeige!

Ich aber, als wahrer Redakteur, ich suchte bloß von diesem Streite Nutzen zu ziehen, machte mich indessen über die Schüssel her, und verzehrte drei Stücke Fleisch, ohne mich wieder um Lauf'l zu bekümmern.

Herr Hupfauf beobachtete das Princip der Nichteinmischung; er aß sein Fleisch und sagte: „Lauf'l läßt sich nichts nehmen!“ — Die Ruhe war bald wieder hergestellt, wozu besonders eine neue Erscheinung auf dem Schauplatze viel beitrug.

Diese neue Erscheinung war nämlich eine Schüssel Blaukohl mit Würstel, die als Oel im Sturm beschwichtigend auf alle Gemüther einwirkte. Mali war bedeutend echauffirt, und der junge „Freund der Wahrheit“ hatte eine geschwollene Backe. Madame Hupfauf wollte sich wiederholt todtlachen, denn sie sagte: „Da macht sich mein Lauf'l nichts d'raus!“ Ich aber saß zwischen den kämpfenden Mächten und besänftigte Mali, indem ich ihr sagte: „Sehen Sie, liebste Mali, mit einem Lauf'l kämpfen Götter selbst vergebens! Lassen Sie die Lauf'ls Lauf'ls sein, und freuen wir uns des Lebens, „weil noch die Rose blüht!“ Da ist Blaukohl und da sind Würstel, — das Leben ist doch schön!“

Das junge Genie hatte indessen bedeutende Eingriffe in die Welt der Würstel gemacht, er ergriff nämlich eines an einem Ende, und da die Würstel alle fest aneinanderhingen, wie nur die Gemeinheit und die Dummheit aneinanderhängen, so zog er alle Würstel mit auf seinen Teller. Ich aber fand mich berufen, in diese Verkettung der Dinge einzugreifen, und sagte, indem ich den Strang Würste ergriff: „Sehen Sie, Lauf'l, das Ding hängt so zusammen“ — dabei riß ich einen Theil los — „allein, wenn Sie ein Ding aus seinem Zusammenhang reißen, so wird eine Wurst daraus!“ Mit diesem kecken Manöver hatte ich die Hälfte der Würstel gerettet, die ich mit Mali theilte, indem ich ihr noch etwas Humor auf die Würstel

streute: „Liebe Mali, so ein Würstel ist wie so manches Journal: von vorne und hinten gebunden, und mit Schweinerei gefüllt! Stechen Sie hinein, so spritzt Ihnen Gischt und Jauche in's Gesicht!"

Laus'l aber bot einen glänzenden Anblick dar: um den Mund herum hatte ihm der Blaukohl einen azurnen Reif gebildet, er sah aus wie eine Blaumeise, und an einem Würstel nagend, baumelten ihm die zwei daranhängenden auf das Jabot und legten darauf eine Landschaft in punktirter Manier an.

„Zum Schlusse," begann noch ein Mal Madame Hupfauf, „zum Schlusse möchte Herr von Sesier vielleicht noch a Stückel Käs essen?"

Ich glaubte, mich rührte der Schlag! „Zum Schlusse!" Hatte es denn schon begonnen? Zum Schluß! Ein wahrer Trugschluß! Ein Syllogismus! „Zum Schluß!" Ich wüthete innerlich! Und dazu eingeladen?!! „Zum Schlusse?" und welche Reihenfolge von Dubiositäten: „möchte essen" „vielleicht," wo alles so gewiß ist! „a Stückel!" wo ein Stück nicht hingereicht hätte!

„O," fuhr Madame Hupfauf fort, „a Stickl Käs ist nach dem Essen gut, es räumt den Magen aus!" —

Ich dachte, d'rauf ließe sich viel einwenden: Erstens: nach dem Essen ist Käse gut. Wir aber

noch vor dem Essen! Es räumt den Magen aus? Wo nichts ist, hat der Käs sein Recht verloren!

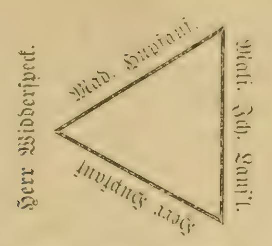
Indessen ich sprach: „O ich küß die Hand, ich wäre nicht im Stande einen Bissen mehr zu essen, ich habe genug!“

„Gehen wir also zur Partie Whist,“ sagte Madame Hupfauf.

Wir erhoben uns vom Tische, Lauf'l aber war wieder witzig, er hatte mir nämlich die Haut, die er einem Würstel abgezogen hatte, hinter dem Rücken am Rockkragen aufgeklebt, daß sie herabschlotterte; allgemeines Gelächter, großer Jubel der gesammten Hupfaufs! und ich nahm die Lehre mit: Das nennen die Lauf'ls: Einem was anhängen!

Die Partie Whist wurde endlich arrangirt. Der Tisch war eigentlich ein Dreieck, welches einige Verlegenheit in die Situation der vier Spielenden brachte. Madame Hupfauf aber placirte uns ganz genial: sie und Herr Hupfauf besetzten die beiden Katheten des Tisches, Herr Widderspeck, der Prännumerantenpresser, saß an der Spitze des Triangels, und ich bekam die breite Seite, ich occupirte die Hypothenuse. Dafür aber, das ich einen solchen großen Spielraum gewann, wurde mir Mali Hupfauf rechts als Ablatus beigesellt, und links siedelte sich das junge Genie, Lauf'l genannt, mit aller Grazie seines unbefangenen Wesens an.

Das ganze Sternbild zeigte ungefähr folgende Gruppe:



„Spielen wir um einen schwarzen Fisch (Groschen oder um einen weißen Fisch?" sagte Madame Hupfauf; ich blinzelte Mali an und sagte: ich gewänne gerne einen Weißfisch. Mali schien von dieser bedeutlichen Artigkeit ganz erbaut.

Das Spiel begann. Herr Hupfauf hatte die süße Angewöhnung, nicht nur beim Kartengeben, sondern auch beim Ausspielen sich jedes Mal den Finger mit der Zunge zu benetzen, was zwar bei dem innigen Aneinanderhalten der Karten nicht ganz überflüssig, aber nichtsdestoweniger ganz unappetitlich war.

In kurzer Zeit hatte ich die Bemerkung gemacht, daß Herr und Madame Hupfauf, wenn sie zusammenspielten, sich eine Einverständigungsweise gemacht hatten, vermöge welcher sie sich anzeigten, wie und was sie spielen sollten. Wenn Herr Hupfauf die auszuspielende Karte im Ausspielen hoch erhob, so war das ein Zeichen, daß das die carte forte

war; wenn er denn Trik, den sie machte, noch ein Mal auseinanderschob, um zu sehen, wie die Karte liegt, so mußte sie dieselbe Farbe nachspielen: wenn er fragte: „Was ist Atout? Coeur?“ so war dies ein Zeichen, daß er in Coeur renonce war; wenn er eine Karte hervorzog und sie versteckt in der Hand hielt, wie zum Hingeben bereit, so mußte sie Atout spielen u. s. w.

Ich, der Patzer von Gottes Gnaden, hatte einen schweren Stand, mein Partner, Herr Widderspeck, der die Spitze des Delta einnahm, hatte die angenehme Mission, alle Karten, die gespielt wurden, und die an der Eckseite des Tisches zu Boden fielen, aufzuheben und sich jedesmal die Spitze des Tisches an den Nabel zu stoßen; er hatte die Gewohnheit, zwischen jedem Worte die Redensart: „Natur!“ einzuschalten. Wenn ich Pique-Zehn spielte, so fragte er immer: „Pique-Zehn?“ Natur! So recht!“ Dann stach er ein, spielte Pique-König nach, und wenn ich ihn durchließ, rief er wieder: „Laschiren! Natur!“ — „Laschiren“ hieß bei ihm nachlassen, wahrscheinlich von „Lacher.“ — Er spielte aus und sprach: „Die Dame ist zu nehmen! Natur!“ Worauf ich Mali in die Seite stupfte und wiederholte: „Die Dame ist zu nehmen! Natur!“ Am Ende sagte er: „Wir haben den Trik! Natur!“

Während des ganzen Spiels machte sich Lauf'l nicht nur neben, sondern auch auf mir sehr bequem, er siedelte sich auf meinen Rücken förmlich an, wohnte

abwechselnd auf meinen Schultern, und machte zuweilen Ausflüge nach meinen Ohren, die er zupfte, oder er steckte den Finger gar gegen meine Wange, rief dann: „Herr Saphir!“ Und wenn ich den Kopf wandte, so stach mich sein Finger in die Wange. Zuweilen rief er auch meine Karten aus: „Der Herr Saphir hat Treff-Aß und Treff-König!“ wobei Madame Hupfauf bedeutend lächelte.

Herr Widderspeck hatte bedeutendes Malheur! Alle Augenblicke schrie der Pränumeranten-Presser: „Nein! so ein Pich (Pech)-Vogl wie ich bin! Lauter leere Blätter, in allen Blättern nichts als einen einzigen Buben!“ Besonders Angst hatte er, daß man renonce machen könnte, welches er „Farb zu-laugnen“ nannte. Er rief immer dazwischen: „Haben Sie Farb' zugelaugnet?“ „Sie müssen Treff zu-laugnen!“

Wenn Herr Hupfauf seine Zeichen zu geben vergaß, so war Madame Hupfauf in großer Verlegenheit, was sie spielen soll und schrie: „Ich weiß nicht, was ich schlagen soll?“ wobei ich mit einem bedeutenden Blicke auf den ungezogenen Lauf'l fragte: „Sie wissen nicht, was sie schlagen sollen? Ich könnt's Ihnen sagen!“ Wenn sie schlecht ausspielte, warf Herr Hupfauf einen grimmigen Blick auf sie, und sie sagte dann: „Ich hab' mich verzogen!“ wobei ich wieder auf Lauf'l sah und Mali fragte: „Die Mama hat wohl auch den Lauf'l verzogen?“

So mit unendlicher Grazie würgten wir sechs Rubber Whist hinunter, es war indessen 7 Uhr Abends geworden, und ich sagte: mein Beruf nöthige mich, in's Theater zu gehen. — Mein Lebtag habe ich von meinem Berufe noch nicht so viel Freude und so viel Nutzen gezogen.

Zum Abschiede mußte ich versprechen, bald wieder zu einer Partie Whist und zu einer „Wurzelsuppe" zu kommen; Mali gab mir einen fetten Blick mit, Lauf'l bohrte mir den Finger noch ein Mal in die Wange, und so ging ich, um eine Wurzelsuppe reicher und um neunzehn schwarze Fische ärmer.

Ich als Geheimschreiber.

Diese Humoreske (Fragment) behandelt in veränderter Fassung denselben Stoff wie das Genrebild „Ich als Briefsteller der Liebe und Eifersucht“ III. Serie, 2. Band, pag. 41 ff.

Zur Zeit, als es noch Wiener gab auf Erden, zur Zeit, als die Stadt Wien, die da liegt jetzt am Ufer eines Baches und am Fuße eines Berges, noch bewohnt war von jenen reinen, unschuldigen Geschöpfen, welche in der Blumensprache nur unter dem lateinischen Namen: „Wiener“ bekannt sind und von welchen das Femininum „a Weanerin!“ genannt wird; als noch die schönen „Götter Griechenlands die Welt regierten,“ namentlich die „Censur“ und „Herr Sartori,“ die Beide schon gestorben sind, obschon ich nicht dafür Bürgschaft leiste, daß Eins von ihnen nur scheintodt ist; zu jener Zeit, als die Stadt Wien noch nicht gegessen hatte von dem Erdäpfelbaum des Gerichts-Erkenntnisses, zu jener Zeit, als jeder Wiener noch war ein „Adam au naturel in der Paradeis-Sauce“ und jede Wienerin die zartmürbe „Rippenspeer“ ihres Mannes; zu jener Zeit,

wo die Wiener noch von keiner andern „Schlange" aufgereizt wurden, als von der, welche sagte: „Mensch, friß' oder stirb!" zu jener Zeit, es waren grade einige Meilen vor der März-Revolution 1848, die Luft war klar, der Himmel heiter, der Mond hatte noch das große Loch erster Klasse und Herr Dr. Ebersberg den rothen Adler vierter Klasse nicht; die Briefmarken waren noch nicht erfunden und Hansjörgel von Speising war noch keine Staatslaterne, die Dankadressen hatten noch keine Zähne und Stametz-Mayer war noch in Penzing nicht Cicero; die Fleischtheuerung war noch nicht definitiv und Herr Laube noch infinitiv; kurz, zur Zeit, als es noch Wiener gab auf Erden, als sich die Wiener noch nicht von Herrn v. Tausenau die pragmatische Sanktion zerreißen ließen, sondern noch mit frommer Einfalt an der historischen Berechtigung festhielten, Freitag müsse man nur im „Fischtrügerl" essen; als sie noch ferne davon waren, an der Offenbarung „Buchheim und Falkes" über die drei Farben „Roth-Schwarz-Gold" Stein und Bein zu glauben, sondern als sie noch gar nicht ahnten, daß Deutschland je eine eigene Couleur hatte, zu jener Zeit, als sie noch die Kunst nicht lernten, in drei Tagen so zu altern, daß sie kein Mensch mehr wieder erkennt und dann in drei Jahren wieder so zurück jung zu werden, daß man ordentlich glaubt, es wären wahre Wickel-Kinder; endlich aber und also kurz, zur Zeit, als es noch Wiener gab auf Erden, als die Wiener noch nicht

zu unterscheiden wußten zwischen der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ und der „Independance,“ als sie noch nicht wußten, daß die „Musik“ vom Himmel auf Erden geschickt wurde, um das Alter ego der Katzen die Stimme des Volkes auszudrücken, sondern als sie steif und fest daran glaubten, die Musik sei von einem zu Arrest verurtheilten Genius in seinen Mußestunden verfertigt worden, damit die Wiener einen Sinn mehr als alle andern Menschenkinder haben sollen, nämlich: Hören, Sehen, Fühlen, Schmecken, Riechen und Leierkästen! Als sie noch nicht ahnten, daß der Mensch Nationalgardist sein muß, daß sich seine Frau mit einem Calabreser verbrüdere; als sie noch nicht wußten, daß die Volksbewaffnung das einzige Mittel ist, ruhig zu Hause zu bleiben, weil man sich nicht getrauen darf, vor die Thüre zu gehen, um „niedergewalkt“ zu werden, sondern als sie es noch der „Theaterzeitung“ auf's Wort glaubten, daß der Bau des „Odeons“ Wien zur Nebenbuhlerin Roms u. s. w macht; also kurz und gut und am endlichsten: zur Zeit, als es noch Wiener gab auf Erden, im Himmel und im Elisium und nur in der Hölle nicht, denn was die „Braten“ anbelangt, so sagen die Wiener: „die muß man nur beim „Lamm“ oder beim „Domayer“ genießen;“ zu jener Zeit lebte auch ein Mann im Lande Wien, der hieß Hiob: seine Feinde und Neider aber gönnten ihm diesen frommen Namen nicht, und nannten ihn Saphir; derselbe Mann war schlecht

und gerecht, gottesfürchtig, meidete das Böse und seine Wege waren fromm vor dem Herrn, wenn auch nicht vor der Frau; und er war reich und herrlich, seines Vermögens waren sieben Schreibfedern, fünf Tintenfäßer, drei Buch Medianpapier, und er erzeugte viel Aufsätze und Rezensionen. Und da kam ein Druckerbursche und brachte die Nachricht: „Deine Aufsätze waren gesetzt, da fiel die Censur über sie her und schlug sie mit der Schärfe des Rothstifts," und da dieser noch redete, kam ein zweiter Druckerjunge und sprach: „Ein Strich fiel herab vom Himmel und verzehrte Deine Kritik!" Da stand Hiob auf, zerriß seine Schreibermel und fiel hin auf die Concession zu seiner Zeitschrift und sprach: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's gestrichen!" und bei alledem sündigte Saphir-Hiob nicht und that nichts Thörliches wider die Censur.

Dieser fromme und gerechte Mann ist der Schreiber dieser Zeilen, der da lebet jetzt und hat seine Hütte und ihr Herz aufgeschlagen gegen Morgen im Gebiete Baden, welches liegt nordwärts vom geselligen Vergnügen, und grenzt gegen Süden an den Belagerungszustand, und wird im Osten von hohen Bergen geschützt gegen Concertgeber und rauhe Winde, und liegt gegen Westen freundlich offen dem einwandernden Staub aller gesegneten Länder

Aber dazumalen, als die Begebenheit vorfiel, die wir unsern geliebten Lesern erzählen wollen, damals lebte ich, — ich Hiob und Saphir, — in Wien, und

bewohnte die Straße der Frommen, die „Himmelpfortgasse,“ die grade zum Himmel führt, denn in ihr findet man das „Münz-Amt“ und das „gerupfte Geflügel!“

Ich wohnte also in der „Himmelpfortgasse,“ in dem Eckhause, welches an den allgemeinen Versorgungsplatz,“ an die „Seilerstätte“ stößt, nicht weit von dem überirdischen Gang (Karolinenthor), welchen Schmeichler ein „Thor“ nennen, der aber nichts ist, als ein Loch, um welches man Ziegel gegossen

Es ist meinem Leser, und der Welt noch gewisser höchst interessant, bei dieser Gelegenheit zu erfahren, wie mein Zimmer beschaffen war

Es war Europa im Kleinen.

Es hat einmal mein verstorbener würdiger Freund Csaplovich eine Beschreibung von Ungarn herausgegeben, in welcher er Ungarn „die Welt im Kleinen“ nannte, die „Ketskemeter Haide“ ist die amerikanische „Pampas“, der Platten-See das mittelländische Meer, der Neusiedler-See der große Ozean, Chemnitz und Cremnitz Peru, die „Matra“ der „Chimbarosso“ u. s. w

Nach diesem Maßstabe war mein Zimmer ganz Europa im Kleinen. Ein „Divan“, das war die „Türkei“, ein „Warschauer Schlafrock“ auf demselben, das war Polen, und die aufgegangenen Nähte unter den Armen zeigten den Moment an, wo Polen in Rußland aufging. Mein Tintenfaß war das „schwarze Meer,“ die „Sandbüchse“ bedeutete Preußen in dem

Moment, wo aller Sand, den es in die Augen streut, zurück in dasselbe fällt; eine Stange Siegellack bedeutete die „rothe Partei" in Europa, mit der man am Ende immer schön petschirt ist; eine Papierscheere, deren zwei Theile auseinanderfielen, und die immer nur dann vereinigt wurden, wenn etwas zu zerschneiden war, war der gewisse „Dualismus;" ein großes Federmesser mit acht Klingen, die alle schartig waren, mit einem Pfropfenzieher, dem die Spitze fehlte, mit einem Feuerstahl, der herausgefallen war, mit einem Pfeifenbohrer, der zur Hälfte abgebrochen war, und mit einer Radirscheibe, welche wackelte, war das vereinigte Deutschland, wie es eben Toilette macht, um gegen eine Note von Palmerston zu protestiren; ein Bündel Papiere, niedergehalten von einem Briefbeschwerer aus Gleywitzer Hufeisen, war Hamburg, in dem schönen Augenblicke, wo in ihm aller Standes-Unterschied zwischen „Mir" und „Mich" und „Dir" und „Dich" aufgehoben wird, u. s. w. — u. s. w. —

In diesem Zimmer, in diesem Europa im Kleinen, in diesem Mikrokosmus des Makrokosmus, saß ich eines Vormittags, und wartete auf einen Besuch, auf einen Besuch der Musen nämlich. Die Musenkinder sind bittern Täuschungen ausgesetzt, sie warten auf die Musen, und wer kommt? ein Gläubiger, die zehnte Muse! Die Musen kommen nie, wenn sie gerufen werden, die Gläubiger ruft man nie, wenn sie kommen.

Es sind recht ungezogene Rangen die Musen, sie

sollten doch einmal besteuert werden! Sie lassen auf sich warten, oft Tage lang, Wochen lang, und kommen nicht, und dann wieder, grad wenn man schon die Thür in der Hand hat, um auszugehen, wenn man eben zu einem Diner eingeladen ist, im wilden Wald u. s. w., da überfallen sie Einen plötzlich, ohne sich erst ansagen zu lassen

Ich wartete also auf die Muse, es wäre mir schon Allesseins gewesen, was für Eine, wegen meiner auch die Muse der Tanzkunst, ich hätte mit ihr gepolkt! —

Da kam mein Bedienter, mein Joseph, und sagte: „Euer Gnaden, es ist eine Dame da, die Euer Gnaden sprechen will.“ — Ich sah ihn an, und er erwiederte: „Ich weiß nicht, Euer Gnaden, sie ist verschleiert!“ Aus dieser Antwort können meine verehrten Leser ermessen, was für ein Denker mein Joseph war!

Ich muß den verehrten Leser bei dieser Gelegenheit auch darüber beruhigen, daß ich mich „Euer Gnaden“ tituliren lassen, in einer Zeit, wo alle „Gnaden“ abgeschafft wurden; allein der Leser fürchte nichts, und besonders der „Abonnent“ nicht, es ist nicht nöthig beim Abonnement: „An Seine Gnaden den „Humorist,“ zu schreiben, es genügt die einfache Zuschrift: „Herr Humorist, anbei erhält er das Abonnement auf zehn Jahrgänge, wofür er mir das Blatt zuzuschicken hat u. s. w.“

Aber glauben Sie mir, meine lieben Leser, mein Bedienter hat mich nicht gleich, als er bei mir eintrat,

„Euer Gnaden“ titulirt. Erst als ich ihm zehn Jahre lang treu und ehrlich gedient hatte, und er durch Beweise überzeugt war, daß ich den Titel „Euer Gnaden“ verdiene, gab er mir diesen Titel, — nehmt Euch ein Exempel d'ran!

Also eine Dame, eine „verschleierte Dame!“ Sollte es die erwartete Muse sein?

„Bitte die Dame, einen Augenblick sich im ersten Zimmer niederzulassen, ich stehe gleich zu Diensten.“

Man muß sich ein Bischen zusammenstampern, wenn Einen die Muse in Person besucht, die Musen sind auch Frauenzimmer, und selbst wenn sie noch so dicht verschleiert sind, sie sehen doch auch auf die Außenseite, sie sind eigentlich für's Innere angestellt, aber sie beschäftigen sich auch mit dem Aeußern.

Ich war endlich mit meinem Aeußern insoweit fertig, daß ich faute de mieux, damit zufrieden war, schellte und ließ die Muse einführen.

Der erste Anblick der Dame schon überzeugte mich, daß dies keine Muse ist, wenigstens nicht die der schwindsüchtigen Flöte: Euterpe, die Musen sind gewöhnlich schlank, schmächtig, ja ich kenne Dichter, denen sie sich ganz zaundürr zeigen.

Die Dame aber, die in mein Zimmer trat, war, wenn es doch eine Muse sein sollte, gewiß die „Muse des Molleten.“ Eine sehr üppige Gestalt, eine klassische Büste auf romantischen, lebenstrundigen Hüften kühn und leicht gewiegt, trat mir entgegen, und der sicher-

gesetzte Schritt ließ mich erkennen, daß es kein Mädchen ist, die mir als Muse erscheint. Der sehr elegante Anzug verrieth Geschmack und trug den Charakter der Entschiedenheit, des mit sich Einigseins über das, was diesen Formen angezeigt ist. Ein weißseidener Aimé saß wie thronend auf einer Fülle von schwarzen Haaren, die in buschigen Ringen hinwegrollten, und ein dichter Schleier fiel bis über das Antlitz herab, so dicht, daß kaum zwei Augen wie Sprühteufel durchleuchteten.

Sie grüßte mich leicht und mit Anmuth, und indem sie einen kleinen, schwarzen venetianischen Fächer, mit Gold gestickt, halb entfaltete, sagte sie: „Herr von Saphir, können Sie mir wohl eine starke Stunde Zeit schenken?"

Ich erwiederte mit allem Zauber meiner naiven Kindlichkeit: „Mit Vergnügen schenk' ich liebenswürdigen Frauen eine starke Stunde, und sollte ich auch nur eine schwache Stunde dafür zurückerhalten."

Sie warf den Kopf auf eine leichte Weise, aber graziös etwas zurück, welches eben so gut sagen konnte: „Wenn's weiter nichts ist als das!" als auch: „Das ist stark!"

Ich bat sie, auf meinem vis-à-vis sich niederzulassen, und nachdem sie mich einlud, mich neben sie zu setzen, sagte ich ihr: „Meine schöne gnädige Unbekannte, wollten Sie nicht gefälligst diesen Schleier von Ihrem Antlitze nehmen und auf das meinige werfen, ich glaube, das wäre für beide Parteien vortheilhaft."

„Nein," sagte sie, indem sie den Schleier noch ein Bischen tiefer herabzog, „ich bin nicht so selbstsüchtig!" Ich fühlte die Ironie und das gefiel mir noch mehr. Sie fuhr fort: „Eine besondere Angelegenheit und ein ganz besonderes Zutrauen, welches ich zu Ihnen aus Ihren Schriften gefaßt habe, führt mich zu Ihnen."

Als das „verschleierte Bild von Sais" neben mir auf meinem vis-à-vis saß, entspann sich folgendes Gespräch:

Sie. Entschuldigen Sie, ich bin eine Witwe.

Ich. Meine Gnädige, da hab' ich nichts zu entschuldigen, wenn der Herr Verstorbene es entschuldigt, mir ist's nicht im Mindesten unangenehm.

Sie. Haben Sie etwas gegen Witwen?

Ich. Ich? Tout au contraire im Gegentheil! Ich hab nichts gegen Witwen, vielmehr aber für Witwen einzuwenden.

Sie. Ich finde für nöthig, Ihnen im Voraus zu sagen, daß ich Witwe bin, bevor ich Ihnen später ein Weiteres mittheile.

Ich. Erlauben Sie auch mir, meine schöne Witwe, ich finde auch für nöthig, Ihnen im Voraus zu sagen, daß ich ein Junggeselle bin, bevor ich Ihnen vielleicht später etwas Näheres mittheile.

Sie. Sie sind nicht recht gescheidt.

Ich. Ja, ich bin leider gescheidt.

S i e. Gut. Ich will Ihre kostbare Zeit nicht zu lang in Anspruch nehmen, und kurz sein.

I c h. O, ich bitte ergebenst, seien Sie so lang als Natur, Wuchs und gutgesinnte Anatomie erlauben, mir kommen schöne Frauen gar nie zu lang vor, außer l e b e n s g e f ä h r l i c h! Uebrigens ist eine Zeit gar nicht kostbar! An unserer Zeit ist nichts Kostbares, und soll ich grade eine Extra=Zeit haben? Uebrigens in angenehmer Gesellschaft kömmt die Zeit sehr zur Unzeit.

S i e. Sie werden sich wundern, wenn ich Ihnen sage, daß ich erst 22 Jahre alt und schon seit zwei Jahren Witwe bin.

I c h. O, nicht so sehr; ich würde mich mehr wundern, wenn Sie erst zwei Jahre alt und schon 22 Jahre Witwe wären.

Jedoch es würde den Leser zu sehr ermüden, wenn ich unser Gespräch buchstäblich wiedergeben wollte, und da dieser Aufsatz kein modernes Lustspiel sein soll, in welchem der Dialog den Hauptreiz ausmacht, so werde ich bloß das Stoffliche der Sache gedrängt mittheilen. Sie war Witwe, so viel ist gewiß, nicht nur p r o v i s o r i s c h e S t r o h=, sondern d e f i n i t i v e s e l i g e Witwe! Sie wurde von ihren Eltern gezwungen, einen reichen, ältlichen Mann zu heirathen.

Einen „ä l t l i c h e n“ Mann! Das ist das Schrecklichste der Schrecken! Ein a l t e r Mann ist ein Adonis gegen einen ä l t l i c h e n Mann! Die j u n g e n ä l t l i c h e n M ä n n e r und die a l t e n j u g e n d l i c h e n

Männer, die sind zum Unglück des weiblichen Geschlechts geboren!

Einen alten Mann kann eine junge Frau überlieben und überleben! Einen alten Mann muß man ehren, und das erste Zeichen der Ehre ist, daß man Einen — sitzen läßt! Ein alter Mann ist an einer jungen Frau eine Anziehungskraft mehr; sie kann ihn mit zu ihren Reizen zählen, sie kann ihn im Nothfall so quasi als lebendige Entschuldigung vor Gott und Menschen herumführen; ein alter Mann an einer jungen Frau ist nichts als ein Täfelchen an einer Blume in einem botanischen Garten, es ist nicht seinetwegen da, sondern bloß, damit man wisse, unter welchem Namen man sie zu suchen habe

Aber ein „ältlicher Mann" ist ein Herzknacker, ein Schönheitszerbrecher! An einem ältlichen Mann hat die Frau des Morgens ein flennendes Kind, des Mittags einen hinfälligen Greis und des Abends ein altes Weib. Ein alter Mann weiß, er ist alt und seine Frau ist jung, ein ältlicher Mann glaubt, er ist jung und seine Frau ist alt! Ein alter Mann ist heiter, er fürchtet das Altwerden nicht mehr, ein ältlicher Mann ist stets verdrießlich, er fürchtet das Altwerden, er geht beständig mit dem Faltenverscheucher herum! Ein alter Mann hustet, ein ältlicher Mann hüstelt; und man frage die Frauen, was ihnen lieber ist, ein Mann mit einem ehrlichen, ausgesprochenen, entschiedenen Husten, daß die

Wände zittern, oder ein Mann mit einem ewigen Hüsteln, mit diesem aufreibenden übeln ewigen Seufzen einer langsam hinfaulenden Lunge, die mit dem Kuß schon die Fäulniß einimpft. Ein alter Mann hat Augenblicke, in welchen er jung ist, jung wird, ein ältlicher Mann ist immerfort ältlich, ununterbrochen ältlich!

Es war also eine Witwe, und da jedes Ding einen Namen haben muß, eine Witwe aber allerdings auch ein Ding ist, und oft sogar ein kurioses Ding, so wollen wir sie Witwe Karoline nennen; indem wir den Leser versichern, daß sie in der That nicht Karoline hieß.

Karoline hatte also einen ältlichen Mann geheirathet, der ein großes Vermögen besaß, d. h. in Gold und Gut. Nachdem sie zwei Jahre alle Süßigkeiten dieses Vermögens durchgeschmeckt hatte, und er immer oft ein Auge zudrückte, drückte sie ihm endlich beide zu, er ging ein zu seinen Vätern, und sie zu ihrer Mutter, um einen kränklichen Mann ärmer, und um ein gesundes Vermögen sammt einem Witwen-Titel reicher.

Schöne Witwen mit Geld sind ein Artikel, der zwar im Conversations-Lexicon nicht zu finden ist, dort auch nicht gesucht wird, um den sich aber doch die Conversation mit Fleiß und Ausdauer dreht, und der den Finder stets, wenigstens zur Hälfte, redlich belohnt.

Karoline hatte 22 Monate lange allen Werbungen

widerstanden, sowohl den schriftlichen und mündlichen, als auch den öffentlichen in den Anzeigeblättern der Residenz; aber jedem Herzen schlägt seine Stunde!

Es war auf dem „Juristenball," wo Einer kurzen Prozeß machte mit diesem Herzen im Prachteinband einer schönen Witwe, und mit dem Goldschnitte eines großen Vermögens!

Ein Jünger der Themis war es, der das hochnothpeinliche Halsgericht studirte, und der die Constitutio criminalis Carolina über einer anderen Karoline vergessen sollte oder wollte! Ein Blick des jungen Rechtsjüngers genügte, um das Herz der Witwe zu durchbohren, es war ein Justizmord!

Witwenherzen fangen geschwinder Feuer als Mädchenherzen, sowie ein Licht, das schon einmal gebrannt hat, leichter anzuzünden ist, als ein noch nicht angebranntes.

Karoline fing Feuer, brannte, glühte, flammte, loderte. Der junge Priester der allein zweizüngigen Wage der Gerechtigkeit liebte schon eine Andere! Aber demungeachtet liebte er auch nachträglich Karoline. — Das ist die irdische Gerechtigkeit!

Er sagte Karolinen nichts von dieser Liebe „avant la Witwe", das Vermögen Karolinens hatte wahrscheinlich einige Rechtsgründe mehr für sich, und die Expensen-Note seines Herzens fand sich besser bei der reichen Witwe.

Er liebte die Witwe und liebte auch sein Mädchen. Liebe in der ersten und zweiten Auflage!

Lange wußte Karoline nichts von diesem Dualismus des jungen Rechtsgelehrten, den wir Edmund nennen wollen. Endlich erfuhr sie es, stellte ihn zur Rede, er entschuldigte sich; sie erfuhr es abermals, unbekannt mit dem Rechts-Grundsatze, daß man wegen einer Anklage nur einmal vor Gericht gestellt werden kann, überging sie das „non bis in idem“ und setzte ihn wiederholt in Anklagestand. Edmund besaß das unwiderleglichste remedium juris: Geliebt-sein! Daran scheitert Alles! Er betrog sie, aber dieses Mittel half immer!

Da schritt eine dritte Macht bewaffnet ein! Das Mädchen nämlich, welches historische Berechtigung auf das Herz Edmunds zu haben glaubte, das ihr Liebe schuldig war. Edmund gestand zwar seine Schuld ein, er sei ihr Liebe schuldig, er nahm aber das „Beneficium particularis solutionis“ in Anspruch, wollte ihr seine Liebe in zeitweisen Raten abzahlen, sie aber bestand auf gänzlicher Deckung.

„Eifersucht, die wilde Hyder“, wie sie im „Lied vom Frauenherzen“ titulirt wird, Eifersucht aber warf den Feuerbrand in die Brust beider Clientinnen des armen jungen Rechtsgelehrten.

Karoline hatte eben einen Brief von Amalia bekommen (so hieß das Mädchen), ein Brief, in welchem Glut und Wuth von Liebe und Eifersucht,

Alles, was nur das Herz an wilder Leidenschaft in barer Münze vorräthig hat: Melancholie, Phantasie, Ironie, nur keine Ortographie.

In diesem Briefe lagen einige Kinder, d. h. einige schreiende Beweise von Edmunds Liebe zu Amalia, d. h. einige Briefe, Kinder der heißesten Sehnsucht, Kinder, gewickelt in Eide und Schwüre und gewiegt in der Wiege der innigsten Zärtlichkeit. Eines dieser Kinder aber war das jüngste Kind dieser schriftlichen Treue und Liebe, und in diesem jüngsten Briefe behandelte der junge Hugo Grotius das Recht beider Damen auf ihn, theilte es in ein formales und in ein dogmatisches ein, und in diesem Briefe war seine Liebe zu Karolina als eine formale oder eigentlich bloß als eine formlose geschildert, alle Realität war ihr abgesprochen, die Witwe war bloß ein Epigon seines Herzens, es machte ihm Spaß, er konnte nicht grausam sein u. s. w., und Amalia wurde als Alleinherrscherin seines Herzens proklamirt.

Dieser Brief war für Karoline eine Pandorabüchse, aus der alles Unglück für sie hervorquoll, und am Boden blieb nur — die Hoffnung einer kleinlichen — Weiberrache!

Zu diesem Zwecke wollte sie vor Allem einen Brief an Edmund schreiben, einen Brief! Einen Brief, der aller Briefe Brief werden sollte! Eine kleine Bombe, die in's Herz fällt und unverlöschliche Verheerungen anrichtet! Einen Brief, mit aller Glut der

Liebe gefüllt, mit Schwärmerei, Raserei, Beglückung, Verzückung u. s. w. Kurz, einen Brief, der das Herz aus den Angeln hebt, und es wie ein Baumblatt umtreibt; einen Brief, der alle Sinne wirblich machen sollte; und zum Schreiber dieses herzgrundaufwühlenden Briefes hatte die Witwe mich erkoren! Ich sollte die Bombe füllen mit gehacktem Blei und brennendem Vitriol! Ich, meinte sie, nur ich habe ein solches „Concept"!!! . . . .
. . . .

Dummer Brief an die „wilde Rose."

„Das Leben ist doch schön, o Königin!"
(Der Marquis von Posa.)

Wenn schon der Marquis von Posa, der nicht in unserer Zeit gelebt hat, sagte: „Das Leben ist doch schön!" was soll ich erst sagen, der ich ja in unserer Zeit lebe?!

Ja, wenn das Leben auch nicht einmal schön wär', was wär's dann?! Angenehm ist's nicht, gescheidt ist's auch nicht, unterrichtet auch nicht, tugendhaft auch nicht, reich auch nicht, also muß es wenigstens schön sein, damit es Jemand lieben kann!

Aber wer liebt Jemand lange wegen seiner Schönheit? Unser Leben ist schön, aber sonst nichts, — ich möcht's nicht heirathen!

Lieben Sie mich vielleicht meiner Schönheit wegen? Dann fürchte ich fast, Sie werden bei näherer Besichtigung anders denken. Aber nein, ich fürchte nichts, Sie sehen mich ja gar nicht an, nicht in der Nähe, nicht in der Ferne!

Sie wissen vielleicht gar nicht, daß ich Sie liebe! O, die Unwissenheit ist das halbe Lebensglück! „Das Wissen ist der Tod" — folglich ist die Unwissenheit das Leben, und das Leben ist schön!

Wer wissen will, muß studiren, wer studirt, verdaut schlecht, wer schlecht verdaut, hat einen schlechten Magen, wer einen schlechten Magen hat, dem ist das Leben nicht schön, folglich muß man durchaus nichts wissen, um das Leben schön zu finden!

Ich weiß nichts, gar nichts, und das ohne studirt zu haben! Darin unterscheidet sich das Genie vom Talent, — das Talent studirt zehn Jahre, und weiß dann nichts, das Genie studirt gar nicht und weiß gleich nichts!

Wenn Sie diesen „dummen Brief" lesen, süße Wunderfrau, werden Sie auch nicht wissen, ob ich gescheidt bin oder dumm, und Sie sollten doch wissen, daß ich dumm bin, Sie haben mir ja den Verstand geraubt!

Aber die Rache ist nicht ausgeblieben! Die Nemesis verschont keinen Saphir, keinen Napoleon und keine „wilde Rose!" Weil Sie mir den Verstand geraubt haben und Ursache sind, daß ich nicht anders als dumm schreiben kann, sind Sie bestraft!!

Ja, holde Fee und Nachruhmblume, Sie sind bei mir, wo ich bin und geh' und steh' und sitze! Geschieht Ihnen recht! Was glauben Sie denn? Glauben Sie, man dürfe so mir nichts Dir nichts

Privat-Verstände rauben und sich damit aus dem Staub machen?! Glauben Sie, ich habe meinen Verstand nur eine Minute lang aus den Augen gelassen? O ich hab' nichts dergleichen gethan; konnte ich denken, daß meine Leibesbeschaffenheit so schlecht ist, daß ich nicht einmal eine Dummheit vertragen kann?

Das kommt davon her, wenn man alt ist und liebt! Aber wie alt bin ich denn? Einige lumpige Fünfziger! Und wie viel davon hab' ich gelebt? Davon war ich 14 Tage in Hannover, die können mir doch nicht angerechnet werden? Dann hab' ich 15 Jahr gehofft, es wird in der Welt besser werden, die sind doch rein als nicht gelebt zu betrachten? Dann hab' ich 16 Jahr lang gestrebt, ein vaterländischer Schriftsteller zu sein und Gutes zu wirken, die kann man mir doch nicht anrechnen? 5 Jahre wenigstens hab' ich — gut zusammengerechnet — zugebracht, die Musik in den Zwischenakten des Burgtheaters anzuhören; 3 Jahre hab' ich zugebracht, um schlechten Schauspielern beweisen zu wollen, daß sie keine Götter sind; — heißt das gelebt?

Also wenn man diese Jahre zusammen in der Summe von

39 Jahre und 14 Tage

von 56 Jahren abrechnet, so bin ich im Grund ein Jüngling von 17 und 18 Jahren! Und soll ein Jüngling zwischen 17 und 18 Jahren nicht lieben? Nicht toll, dumm, entsetzlich dumm lieben?!

Ach, als ich Sie vor drei Monaten zum ersten Male in der Rofranogasse sah, da wurde ich gleich dumm! —

Ich bitte den Leser zu lesen: „R o f r a n o g a s s e,“ denn wenn ich schreibe: „Rofranogasse“, wird der Leser gewiß lesen: „Paniglgasse“, und eine schöne Frau, die in der „Paniglgasse“ wohnt, könnte mir was nachtragen. Ich bitte den Leser überhaupt in meinen Aufsätzen nichts zu lesen, als was ich schreibe, und nichts zwischen den Zeilen zu lesen; wenn mir der Abonnent vier Gulden Abonnementsgeld gibt, so such' ich auch zwischen diesen Gulden nicht noch ein paar Groschen; das wär' schmutzig!

Also es war nicht die „Paniglgasse“, sondern gewiß die „Rofranogasse“, in der ich Sie, meine Angebetete, zum ersten Male sah, und da hab' ich gleich den Verstand verloren!

Nun bin ich schön d'ran! Meinen Verstand hab' ich nicht, und Sie sehen, in die Rofranogasse geh'n kann ich auch nicht!

Können Sie mir nicht sagen, Liebreizendste aller Verstandes-Räuberinnen, wie lang' ich Sie nicht sehen werde?! Wie lang' Sie mich nicht sehen werden, weiß ich: n i e! Sie sehen mich nie an, Sie würdigen mich keines Blickes, nie fällt ein Strahl Ihrer lichtgefüllten Augen auf mich! — Ach, Sie haben leider den Verstand noch nicht verloren! —

Sie nicht sehen! In dem Gedanken ist Botany-

bay! — Sie nicht in der Ferne sehen, wie einen Stern durch die Nacht, in dem Gedanken liegt etwas, worüber man den Verstand wiederfinden möchte, bloß um wahnsinnig werden zu können! Und doch seh' ich Sie, fühl' ich Sie überall um mich! Früh beim Erwachen zaubert der heitere „Morgen" Ihr Bild wie ein Lichtbouquet vor meine Seele! Aus dem Grabe der Nacht feiert Ihr Bild jeden Morgen die Auferstehung, und füllt meine Seele mit heiliger Sehnsucht! Des Tages über stickt die Phantasie Ihr Bild auf jede Tapete der Stunde und der Minute, und in dem weichen Ton der Dämmerung steht ihre Huldgestalt, wie ein Marmor-Genius in dunkler Nische!

Ohne Sonnenschein und Blumen ist mir die Welt; Lieder und Lenz sind entschwunden, die Erde ist welk und der Himmel abgeblüht, die Sterne sind matten Blickes, die Wolken ziehen bedeutungslos hinab, klanglos ruht die Harfe auf der sehnsuchtsschweren Brust, und ein langer Zug leidtragender Gestalten in schwarzen Gewändern zieh'n die künftigen Stunden ohne Ihren Anblick an mir vorüber!

Und doch welche Süßigkeit liegt in der Bitterkeit der Sehnsucht! Wie belebt ist meine Einsamkeit von Gedanken, Träumen, Küssen, Liedern, Grüßen, Flatterwünschen, Luftbildern und holden Täuschungen! Wie weich und mütterlich schmiegt sich die Freundin Dämmerung um meinen Busen und streicht mir die Schläfe und umhüllt mich mit Liebkosungen, mit

Tröstungen, mit der süßen Innigkeit des Denkens und Brütens!

Sie wissen es nicht, daß und wie ich Sie liebe, und wenn mich der Blick Ihres Auges zuweilen streift, ist's wie ein inhaltloser Blick, der über werthlose Dinge hinfährt und doch quillt in der Erinnerung auch ein solcher Blick wie eine aufbrechende Blume aus dem schwarzen Boden der Nacht und legt einen Frühling in mein Wesen, und ein wundervoller Schein verbreitet sich aus ihm und läßt Frühlingsgrün um mich entstehen, und Lenzesluft und einen langen, blaugedehnten Himmel, und die innigste, zarteste, heiligste Liebe zu Ihnen faßt mich an, wie ein Gebet mit weißem, reinem Fittig, und zieht mich im Geiste zu Ihren Knieen nieder, und mein Sehnen löst't sich auf in heißen Tropfen, die auf die Hand Dir, Angebetete mit dem Gnadennamen, in stiller Verehrung niederrinnen! Ich liebe Dich, ich bete Dich an und ich bin glücklich! Die Erde lächelt, der Himmel strahlt in Milde, mit Lilienstäben in der Hand umgeben mich die reinen Gefühle, die ich für Dich im Herzen trage, ein leiser Ton frommer Glocken tönt's in mir und die Welt zerrinnt in eine namenlose Befriedigung!

Ja, süße Frau mit dem Märchenauge und mit dem Sonnenblick, mit dem Feenlächeln, mit der Stirne wie eine Muse, und mit dem Lächeln wie ein Engel, mit den Schultern wie ein Genius und mit dem Leib wie ein Wundertempel, mit dem Wort wie ein Mad

drigal und mit dem Gang wie eine Melodie, ja, süße Wunderfrau, Sie haben, ohne es zu wissen und zu wollen, mir den Stein der Weisen in die Seele gelegt: Die Liebe! Und wer liebt, ist weise und ist glücklich und ist heilig, ihm kann Menschenhand und Erdenweh seine Seeligkeit nicht trüben!

Dank! Dank! Tausend Dank! Die Liebe ist des Lebens Weihe! Sie haben mir diese Weihe wiedergegeben! Dank Ihnen, Dank! Möge tagsüber der Engel des Lebens goldene Kreise um Ihr Dasein ziehen, möge Abends die Fee der Dämmerung zu Ihrem Haupte stehen, und ihre dunklen Locken kränzen mit Reihen voll Edelgesteinen, die da funkeln von Glück und von Freude; möge in der Nacht der Traumkönig und seine Braut auf Ihr keusches Lager ausstreuen duftige Blätter und leuchtende Blumen, und vor Sie hintreten lassen, was Sie nur lieben herzinnig und ersehen inbrünstig, alle Freuden Ihrer Kindheit, alle Gespiele Ihrer Jugend, alle Hoffnungen Ihrer Mädchenzeit, alle süßen Ahnungen Ihrer Brauttage, alle Segnungen Ihrer Eltern und alle beflügelten, beflammten Gebete, die Sie in dankbarer Andacht vor dem Tische des Herrn vergossen haben!

Ach, meine süße Wunderfrau, die Welt ahnt es nicht, wie dem Menschen die ganze Welt so leer erscheint, wenn ihm das Herz so recht voll ist; wie ihm all' das Getriebe von Gefühlen und Leidenschaften, all' das Abspinnen von kleinlichen, zersplitterten Fühl-

nissen so wesenlos dünkt, wenn er in sich innen trägt den Graal des Liebens, wenn all' sein Sinnen, Trachten, Denken, Fühlen, Sehnen ist aufgegangen in dem einzigen Wundertropfen Liebe, der in das Herz ihm gefallen wie der Thau in die Muschel, und die da zur Krankheit wird, aber zur herrlichen Krankheit, zur lebensverschönernden: zur Perle!

Die Welt nennt das „schwärmen!" Die arme, die armselige Welt! Die bedauernswerthe, kranke, sieche, hilflose Welt!

Den Ruhm, das Glück, die Ehre, den Reichthum, den Genuß, den Rang, den Besitz, die Befriedigung, das nennen sie reell! und eine Minute kann sie tödten, ein Hauch kann sie fortwehen, ein Funke kann sie in Asche legen, ein Windstoß kann sie niederstürzen, ein kleiner Wurm sie entblättern, ein Uebernacht sie aus dem Dasein auslöschen, das nennen sie Wirkliches, Reelles! — und die Liebe, die da kömmt von Gott und nur von Gott genommen werden kann, die da liegt unter einem Schloß, das keine Menschenhand öffnet, in einem Haus, in welches kein Fremdling dringt, in einer Wiege, an welcher die Unsterblichkeit Wacht hält, die mit uns wird und mit uns vergeht, die mit uns träumt und mit uns irre spricht, die mit uns betet und mit uns Leid trägt, die uns Thränen gibt und Küsse und Lieder und Sehnsucht und tausend wundersame holde Phantasien und wesenlose Zauberspiele von Glühwürmchen und schaukelnden

Elfen und Zitherschlägern, das nennen sie **Schwärmerei**! Armselige Welt!

— Gute Nacht, süße Wunderfrau! ich sehe, wie der Milchbruder des Todes: der Schlaf, sich mit leisem Weben, in immer kleineren Kreisen auf Ihr edles Haupt niederläßt, ich sehe den zarten Augendeckel, welcher den schlafenden Demant bedeckt, ich sehe, wie des Wachseins letzte liebliche Regung um Ihre rosigen Lippen spielt, als wollte sie noch den letzten würzigen Tropfen Bewußtsein aus diesem Rubinglas schlürfen; von der Stirne ziehen weg die kleinen Lilien der Tagsgedanken, wie sich Blumen vor dem Abend flüchten; Dein Antlitz blüht ruhig lieblich wie eine schlummernde Silberlilie auf dem lachenden See; Kirchenstille ist um Dein duftiges Lager, nur meine Sehnsuchtsgedanken wandern leise durch das Zimmer, und all' mein Herz kniet vor Dir und singt Dir zu:

Gute Nacht, schlaf' in Ruh',
Schließe sanft Dein Auge zu!
Schlaf' in Ruh', gute Nacht,
Lieb' an Deinem Bette wacht!

Lieb' an Deinem Bette wacht,
Lauscht auf Deinen Odem sanft;
Liebe singt Dir leise zu:
Gute Nacht! Schlaf' in Ruh'!

Gute Nacht! Schlaf' in Ruh'!
Friede drück' das Aug' Dir zu;
Schlaf' in Ruh', gute Nacht!
Schöne Träume kommen sacht'!

Schöne Träume kommen sacht',
Wie Dein Antlitz lieblich lacht,
G'rad als sagtest selber Du:
„Gute Nacht! Schlaf' in Ruh'!"

Libation*) — der wilden Rose.

Aus der Knospe des Morgenrothes bricht die Blume des Tages und legt ihr rosiges Blatt über das blaue Himmelsauge, die Kinder Floras erwachen und lugen aus der grünen Erdenwiege der Mutter Sonne entgegen; die Mutter Sonne streut ihre goldenen Krönungsmünzen ringsum aus; mit marmornen Schultern steigt die blendende Schöpfung aus dem Bade niedersinkender Nebel; die Blüten, diese Gedanken der Bäume, richten sich empor, fühlend, daß sie durch die Sonne zu Thaten, zu Früchten werden; die Sängerin der Morgen-Messe, die Lerche, erhebt sich aus Staub zum Aether und jubelt ihr Gloria; zu mir auf den Gipfel des Berges schlagen die Wellen des Wiesenduftes und der Wälderfrische empor und ziehen mich und locken mich, und aus der Taucherglocke des über mir gewölbten Himmels stürzt mein Geist sich hinab, ein Taucher nach der Perle, die da unten tief ruht im Meere des Lebens, und diese Perle bist Du! Du Perle und Rose! Perle in meinem schmuckberaubten Leben,

*) Die Römer gingen an kein Geschäft, ohne zuerst ihren Göttern ein Opfer, eine Frucht, eine Blume, dargebracht zu haben — eine „Libation". S.

Rose in der Wildniß meines Herzens! Wilde Rose! Blasse Perle! Rose, auf welche die Perle meiner Thräne fällt, Perle, in der Rose meines Liedes gefaßt! Ferne Rose, mir aus dem Auge gepflückt, Perle, dem Blick mir entzogen, nicht bist Du dem Herzen, nicht bist Du der Liebe entrissen! Erinnerung, die liebliche Gespielin der Liebe, sitzt lächelnd neben mir, mit rückwärtsgewandtem Gesichte, und zeigt mir Dein Bild, und ihre Schwester, die Sehnsucht, führt Dich an unsichtbaren Fäden zu mir; an der Hand der wehmüthigen Muse trittst Du zu mir her und Deine würzige Lippe lispelt mir zu: Dein denket jetzt die wilde Rose!

Der Mittag deckt mit seiner Sonnendecke die strahlenmüde Erde zu, die Sonnenstrahlen liegen wie gelbe, geschnittene Garben auf Feld und Flur, die Blumen stehen unbeweglich mit heißfunkelnden Augen, die Wälder liegen schweigend, gedankenbrütend da, der schwüle Athem der Luft scheint gewittervolle Zukunft zu ahnen, der Schmetterling kreis't matt um die Rosen, auf deren Antlitz die treuesten Züge ihres Rosenlebens sich malen, die geflügelten Blumen, die Vögel, sinken abwärts und schließen den Kelch ihres Wohllautes, am Himmel ziehen mit schwerem Fluge der Wolken düstere Raben, und die Seele des Menschen fühlt sich matt und träge in ihrer schwülen Körperstube; das Licht ist ihr reizlos und die Rose ohne Duft und Schöne, und meine Seele badet sich auch dann im Lichte der Liebe, und die Erinnerung an Dich, Du wilde Rose, überdeckt

mich mit Duft und Blätterlicht und Glanzfülle! Ich sehe Dich, holde wilde Rose, so fern und so nah, die Du Mittags bist lieblich wie am Morgen, die Du bist Mittags übergossen mit Liebreiz und Anmuth wie am Morgen, und am Mittag der Demant Deines Auges mit seinem Strahl in's Herz mir funkelt wie am Morgen, obgleich ich Dich nicht mehr sehe, Du wilde Rose, Du Blume meines Morgens, Du Demant meines Mittags!

Der Abend kömmt mit der Gießkanne milder Kühlung und begießt die ermatteten Rosen und erfrischt das Herzblatt hinsterbender Blumen; die Dämmerung, die blasse Freundin der Einsamkeit, die wehmüthige Vertraute der Liebe, des Glückes und des Leides, spinnt ihre weißen Fäden ab vom Rocken des entfliehenden Tages, und spinnt sie mit geschäftigem Finger um das Denken und Sinnen und Kosen der Pflanzen und Menschen; durch die grünen Dach-Jalousien der Bäume tröpfeln die letzten goldenen Strahlen des Tageslichtes, in der blauen umgestürzten Schale des Aethers hängt die volle Mondes-Rose, den Kelch nach abwärts geöffnet, und sub rosa tändeln durch den Abschiedstanz der Tagesstrahlen mit der kleinen Lichtkrone, und nach und nach wickelt die Dunkelheit Erde, Leben, Blumen, Menschen in ihre braunen Arme, und verhüllt sie dem Auge; aber auch aus dem Dämmerschein des Abends blühst Du meinem inneren Auge hervor, Du wilde Rose; aus dem Dunkel des Abends führt Dich meine

Phantasie als ein Lichtbild vor meine Seele; in dem fernen, lichtblassen Raume entdecket Dich meine Sehnsucht wie der Geist des Entdeckers seine in ihm rufende ferne Welt; ich sehe Dich auftauchen aus dem Dunkeln wie den Stern aus dem verfinsterten Himmel; ich sehe Dich Abends wie ein Lächeln, das mir den Abend macht zum Mittag, den Mittag zum Morgen, Du Blume meines Morgens, Du Demant meines Mittags und Stern meines Abends!

Die Mitternacht streckt ihre dunkle Hand über die Scheidemauer zwischen Heute und Morgen herüber; hinter dem Nonnengitter der Finsterniß sitzt die sinnende Schwermuth und senkt den düstern Blick; an dem Himmel blüht ein Lächeln nach dem andern als untertauchender Stern ab; die Erde hängt wie eine schlafende Centifolie im Raum und um die Schlafenden kreisen Planeten wie Schmetterlinge mit losem Flügelschlag; die menschliche Seele ruht aus von dem Nachtraben des Tages nach Wünschen und Hoffnungen; der Mensch steht vor seinem ruhenden Herzen wie vor dem stillen Ozean versunken in sich selbst; die Vergangenheit hängt vor uns wie das leere Kleid eines verstorbenen geliebten Kindes; der Milchbruder des Todes, der Schlaf, nimmt die Menschen auf in sein Barmherzigen-Institut, und die Träume gehen durch die verschlossenen Thüren der Sinne geräuschlos aus und ein und setzen Blumen vor die zugemachten Augenfenster, und bevölkern die Einsamkeit der Herzzelle mit Einwanderern aus dem

Reiche der Phantasie, des Glückes und der Erfüllung! Ich aber bin wach um die Mitternachtsstunde; mit mir wacht die Göttin, die den Wahnsinn gibt und die Begeisterung: die Liebe; die geschäftigen Cyklopen, die in meinen Gedanken tagsüber den Bedarf der Stunden hämmern, schweigen still, und die goldbeflügelten Bienen der Dichtung tragen von allen Blumen der Schöpfung die süße Beute mir ein in Herz und in Geist, und die süßeste Beute von Dir, Du wilde Rose, und meine Gedanken fliegen hin zu Dir und kehren honigschwer zu mir zurück, und erzählen mir Märchen von Dir und von Deiner Süßigkeit und gießen in die Feder mir tausend kleine Lieder der Sehnsucht, des Bangens, des Verlangens und der Verherrlichung; und so bist Du mir auch da nahe, Du Blume meines Morgens, Demant meines Mittags, Stern meines Abends, Muse meiner Mitternacht! —

Wilde Rose! Meine Muse, mein Genius, meine Offenbarung! Du tratst an mein Herz, als der Abend des Lebens kam wie der Engel des Herrn, und durch die schon halb zugemauerte Thüre fällt auf ein Mal Morgenlicht und Liebesstrahl und Liederduft und Jugendfrische und Sangeslust und Lebensschwung und Blütenfälle und wundersames Walten und Gestalten, und in den Tiefen fühl' ich Quellen springen, Gedanken rauschen, blühende Empfindungen aus den Knospen springen und junge Tage grünen!

Du Süße, Ferne, Nahe, Reizumflogene, durch

viele Räume seh' ich Dich leuchten wie Sonnenstrahl ob lachender Halde, und all' mein Sinnen und Fühlen und Trachten fliegt Dir zu wie Wandervögel, die singend unter Gewitterwolken ihrer Heimat zuziehen; und allen Lüften geb' ich Grüße an Dich mit, und in alle Ströme werf' ich Gesänge für Dich, und jeder ziehenden Nachtigall trag' ich für Dich auf süßes Klingen und singendes Träumen, und alle Minuten, die abwärts eilen, beschwör' ich mit Klagen und Trauerweisen, und in des Windes Wehen werf' ich Blätter, gestickt mit Sprüchen und Küssen und Herzgeständnissen, daß ein günstiger Zephyr sie kräuselnd zu Deinen Füßen niedersenke, zu Deinen Füßen, wilde Rose!

— Wilde Rose! Du hast ein Stück Frühling geworfen in die Winterlandschaft meiner Tage, Du hast eine Oase gezaubert in die Wüste meines Herzens, Du hast mir des Lebens Schöne wieder entschleiert, Du hast wieder strömen gemacht die verschüttete Quelle meines Busens; Du, holde Schenkin, kredenzest mir noch spät den Becher der Poesie, und einen Tropfen nur von Liebe hast Du hineingegossen aus dem dunkeln Feuerwein Deines Auges, und mich faßt des Zaubertrunkes lieblicher Wahnsinn! Dank Dir, ferne Rose, Dank Dir, daß Du den letzten Saum meines Lebens hast eingefaßt mit Purpur und Seide, daß Du an die Ausgangsthür des Daseins mir pflanztest das letzte Blümchen, das letztgeborne, geliebteste Kind meiner Empfindung! Dank! Dank!

Der Mensch zwischen zwei Kalendern.

Ist es einem Menschen schon eingefallen, sich am Vortage vom neuen Jahre zwischen die beiden Kalender vom verflossenen Jahre und vom zukünftigen Jahre zu stellen, und mit dem Seelen-Janusgesicht vorwärts zu schauen in die Zukunft, in dies reiche Indien der Hoffnungen und Wünsche, und zugleich auch rückwärts in den hinunterrinnenden Strom der Vergangenheit?

Stehen wir nicht in jedem Augenblicke auf einer solchen Messerschneide der Zeit? Tanzen wir nicht ewig und ewig auf diesem dünnen Zeithaar mit der Balanzirstange des Daseins? Wäscht denn nicht das ewige Meer der Zeit das Ufer der Zukunft ab und aus und schwemmt das Ufer der Vergangenheit höher an?

In jedem Augenblicke geht hinter uns eine Sonne nieder und eine Nacht auf mit kleinen fernen Erinnerungs-Sternen, vor uns aber eine Sonne auf mit ihrem Strahlenhofe von gold'nen Kammerherrnschlüsseln, die das Glück aufsperren sollen!

Hinter dem Menschen liegt eine Weltgeschichte mit ihren Millionen Repetitionsstrophen von Leid und Elend, und vor dem Menschen liegt die Weltkarte mit Millionen unentdeckten Amerikas, mit Millionen noch aufzufindender Glückseligkeitsinseln! Und alle die Millionen Schiffbrüchigen, welche die durchschiffte Weltgeschichte an den Strand der Erfahrung wirft, halten den Menschen nicht ab, sich in die vor ihm liegende Weltkarte zu stürzen mit dem Ausrufe: „Steure nur zu, muthiger Segler!"

Ach, welch' ein Unterschied zwischen dem Angesichte eines Kalenders vom nächsten Jahr und dem Angesicht eines Kalenders vom vergangenen Jahr!

Im künftigen Kalender sind noch alle Festtage roth angestrichen, alle Sonnen-Zirkel strahlend, jeder Sonntagsbuchstabe ein gold'nes ABC, jeder Bitt-Tag zugleich ein erfüllungsreicher, jede Himmelfahrt eine selige, die Finsternisse unsichtbar, nur die Vollmonde und die Frühlings-Anfänge in's Auge leuchtend, und die Namens- und Geburtstage hervortretend mit den bunten Lettern der Freude — und im Kalender des vergangenen Jahres alle Festtage durchstrichen, alle Freuden- und Lichtzeiten abgeblaßt, und nichts übrig als auf den eingeschalteten weißen Haushaltungsblättern die bittere Ausgabe von Schmerz und Leid, die Summen der getäuschten Hoffnungen, das Datum, an welchem alle Leiden wiedergekehrt und neue bittere Erfahrungen eingetreten sind!

Und nun gar, wenn man über fünfzig solche Kalender mit schwarzdurchstrichenen Festtagen hinter sich liegen hat, und in dem langen Corridor der Erinnerung bis zu unserer Kindheit nichts als schwarze Bilder und Schattenrisse dastehen und Einen anschauen und zu fragen scheinen: „Armes Kind, was hat man Dir gethan?“ und wenn dieser Corridor nur bepflanzt ist mit Trauerweiden und Cypressen, und nur am ganz letzten Ende ein Lichtpünktchen ist, und in diesem Lichtpünktchen wir selbst en miniature — als Kind!

Wenn der Minsch eine solche lange Kalender-Allee zurückwandelt und jedes Jahr bezeichnet ist mit einem Setzling aus der Nadelbaum-Schule des Lebens, und die Bänke, die da stehen, nur geschnitzt sind aus dem harten Holze des Wanderstabes, und wenn man auf dem ganzen Rückpilgerweg nichts findet und auflest als die eig'nen verlornen Stunden und Trümmer, zerschlagene Stücke von Jugend, Liebe, Hoffnung und tausend zerfaserte Fäden aus den bunten und flatternden Bändern, mit denen geschmückt man auslief und die von Gestrüpp und Nadelgezweig zerfetzt am Boden liegen blieben!

In solchen Buß- und Wallfahrts-Momenten, in welchen man die Schritte rückwärts macht, da nehme man es dem Herzen nicht übel, wenn es böses Wetter ansetzt, wenn aus dem Wetterwinkel des Herzens Gewölk heranzieht und sich wickelt um die zerbröckelten Ruinen von Gefühlen und Gedanken, und selbst die

wenigen Ueberreste von Empfindungen noch zu vernichten droht! Und doch ist's noch ein Glück, wenn der Mensch dem Sturme den Rücken kehren kann, wenn er vom Sturme vorwärts getrieben wird!

Im Sturme wird der Mensch oft inne, was er werth ist! Im Sturme, da wirft der Mensch allen Ballast aus dem untern Schiffsraum des Herzens über Bord, um das Herz zu erleichtern; im Sturme, da befreit der Mensch die lange gefangen gehaltenen Kräfte, und löſ't die Ketten gefesselter Selbsttriebe, damit sie mitarbeiten, das Herz oben zu halten, und das erleichterte Herz wird selbst im Brechen von der Woge nur höher zum Himmel getragen!

Das Leben ist ein besonderes Gericht! Je mehr man davon genießt, desto hungriger ist man d'rauf, und je weniger man davon genießt, desto satter hat man es!

Und wie unglückselig ist es mit den Genüssen des Lebens bestellt! In der Jugend hat der Mensch den Hunger und nichts zu essen, im Alter hat er zu essen und keinen Hunger!

In der Jugend glauben wir an Alle, aber Niemand glaubt an uns, im Alter glaubt man an uns, aber wir glauben an Niemand!

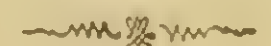
Das Leben steht in einem dreifacher Schleier vor uns: die Vergangenheit in einem Witwenschleier, die Zukunft in einem Nebelschleier und die Gegenwart in einem Leichenschleier; den Mensch hat

keine Gegenwart als die Sekunde: die Gegenwart ist ein Kind, das in der Geburt stirbt! Darum ist der Mensch immerfort ein Leidtragender.

Aber eben weil alle Menschen in jedem Augenblicke Leidtragende sind, und zwar um einen und denselben Todten, sollte der Mensch daraus ersehen, daß wir Alle nur Theile *einer* Menschenfamilie sind, daß die Erde unsere gemeinschaftliche Familiengruft ist und der Himmel unser gemeinschaftliches Mausoleum, und die Sonne und die Sterne unsere gemeinschaftlichen Seelenlampen, daß in der Erde unser schweigsamer Gottesacker, *auf der Erde* unser redender Gottesacker und *im Himmel* unser Aller Allerseelentag ist, und daß es nur ein Gott ist und eine Liebe und eine Hoffnung und ein Weh und ein gemeinsamer Zweck, welche die Vergangenheit an die Zukunft, unsere Voreltern an unsere Nachkommen, unsere Erde an unsern Himmel und uns selbst Alle aneinander und an die Ewigkeit knüpfen! Und so stehe ich denn sinnend, wehmüthig fühlend zwischen den beiden Kalendern, und blättere zurück und finde ganze Blätter vom herben Schicksal ausgerissen, ganze Seiten undeutlich, voll Spieße und gesperrter Leidenlettern, und am Ende von den fernen, blauen Bergen der Kindheit neigt sich ein verklärtes Antlitz herüber, lächelnd, weinend, liebend, sehnend: das Mutterantlitz, und ein milder Strahl trägt dieses Antlitz durch die Erinnerung herüber, und senkt es ein in mein Herz, und es küßt da die fließende

Schnittwunde, und es gießt kühlende Thränen in die aufgeätzte Brust, und es gibt mir neue Liebe und neue Wärme für Alles, was da lebt und ist, und neues Hoffen auf eine höhere Befriedigung als die in diesem Leben; und ich blättere wieder mit freudiger Bewegung in dem künftigen Lebenskalender, und fliege wie ein Abendschmetterling dem Lebens-Sonnenuntergang ruhiger entgegen, im Abwärtsfliegen die Fühlhörner ausdehnend, und sie in Ruhe und beschwichtigter Empfindung an die eigene Brust zurücklegend!

Macht es Alle so, die Ihr jetzt steht zwischen den beiden Kalendern und diese stille Allerseelenminute wird Euch werden zu einem glücklichen Säemoment des unendlichen Menschenlebens und innerer Zufriedenheit!



Wenzel Scholz.

(Bei dessen Tode 1857.)

Die Herren der Erde setzen diejenigen zur Ruhe, die ihnen lange mit Auszeichnung gedient haben! Aber so lange der Mensch geht oder steht oder sitzt, gibt es für ihn keine „Ruhe," zur Ruhe kann der Mensch nur gelegt werden — in die Erde.

Wer in die Erde zur Ruhe gelegt wird, wird stets mit „erhöhtem Charakter" zur Ruhe gelegt; dem Todten wird sein Charakter immer erhöht, als Todten schätzen die Menschen seinen Charakter stets höher.

Bei der „letzten Ehre," die dem Menschen erzeugt wird, ist jeder Mensch gern der Erste dabei, aber einem Menschen die „erste Ehre" erzeugen, da ist Jeder gern der Letzte!

Wenn es nicht die letzte Ehre wäre, wenn es blos die „vorletzte Ehre" hieße, da würde sich Jeder noch besinnen!

Die letzte Ehre und die ewige Ruhe sind die zwei Lebensmittel, welche die Lebenden den Todten freigebig schenken und gönnen.

Also der Himmel hat einen Mann zur ewigen Ruhe gelegt, der keine Ruhe hatte, bis er Abends den Menschen, die zur zeitlichen Ruhe gingen, das Zwerchfell erschütterte, die beengte Brust aufschnürte, den Sinn erheiterte und das Herzblut rosiger färbte.

Wenzel Scholz ist todt!

Ich will den abgehetzten Witz nicht wiederholen: Es ist das erste Mal, daß er uns weinen machte.

Man muß auf das Grab einer großen Specialität keine Gemeinplätze pflanzen und keine hohlen Phrasen zupfen.

Die „deutsche Muse" weint nicht und die „Geschichte der deutschen dramatischen Kunst" hat kein eigenes Kapitel einzutragen; aber die Localposse hat einen unersetzlichen Verlust erlitten, die Wiener sind um ihren lustigsten Komus gekommen, die Lachlust hat einen herben Ausfall erlebt, die Localdichter haben eine Garantie ihres Erfolges eingebüßt; das Publikum, welches sich an der komischen Kraft Scholz's erheiterte, ergötzte, erlabte, ist um einen integrirenden Theil seiner Abendkost, seiner erquicklichen Zerstreuung gekommen!

Der Tod, der Klapperbein, hat den „Klapperl" heimgeführt Die Parzen haben dem Wienerleben in Scholz den „Zwirn" abgeschnitten; der Himmel, den die Sünden der Erde traurig machten, hat sich Scholz kommen lassen als „Freund in der Noth", um wieder

hell, heiter und lustig zu werden und allen Erdenverdruß zu vergessen.

Jede große Stadt hat ihre Wahrzeichen, historische, architektonische, originelle u. s. w

Scholz gehörte seit 30 Jahren zu den Wahrzeichen Wiens, wie der Stephansthurm, wie der Stock am Eisenplatz.

Jeder Fremde ging des Tags den Stephansthurm und Abends Scholz sehen. Wenn ein Wiener den ganzen lieben langen Tag in dem drückenden Lebensprozeß verwickelt war und von Früh bis Abends auf der Anklagebank der Mühen und Sorgen saß, so nahm er Abends zu Scholz als „Entlastungs-Zeugen“ seine Zuflucht, Scholz entlastete sein Gemüth von Sorge und Kummer. Scholz war der kategorische Imperativ des Lachens, er befahl: „lache!“ und man lachte, man beutelte, man schüttelte, man schüttete sich aus vor Lachen; wenn er kam, bei seinem bloßen Erscheinen, nahmen die Grillen und Mücken Reißaus, das Zwerchfell stieg auf den Thron des Verstandes, die Lustigkeit occupirte die beiden Fürstenthümer Sehen und Hören, die Welt, das Geschäft, die Literatur, die Börse, der Krieg, der Friede, die Politik, die Nahrungsfrage, die Stempelfrage, Alles, Alles ergriff die Flucht vor dem Ueberwinder und Sieger Wenzel Scholz.

Und welches waren seine Siegeswaffen? Durch welche Kräfte siegte er über die Mühen des Tages,

über den Qualm des aschgrauen Lebens, über den bellenden Magen, über den wüsten Kopf, über den abgemüdeten Geist, über das traurige Herz?

Ja, wer das wüßte!

Man lasse sich ja nicht von den gewöhnlichen Nekrolog-Schablonen irre machen, dieser Schiboleth von „Komik" — „Mimik" — „Auffassung" — „Studium" — „denkender Künstler" — correcter Zeichnung." Alles das ist leeres Klingkling.

Alle Lessinge, Schlegel, Tiek's u. s. w. machen keinen Scholz, und wenn sie Scholz Jahre lang gesehen und studiert hätten, alle ihre kritische Weisheit würde eine leere Pumphose sein, wollten sie Scholz an der Elle ästhetischer Kunstkritik ausmessen.

Scholz war kein Schauspieler, kein Künstler, kein Genie, kein Komiker, keines von Allen dem und doch mehr als Alles das, er war „Scholz," eine eigene Individualität, ein Naturprodukt; als „Individuum" war er ein ganz Anderer als seine Gattung, als „Individualität" war er etwas ganz Anderes als das „Allgemeine", nämlich als Alles, was man durch Nachdenken, durch Vergleichung, durch Analyse, durch Kritik erkennen, beurtheilen, rangiren kann.

Jede kunstkritische, ästhetische Bezeichnung oder Definition von Scholz als Komiker ist Unsinn. Scholz entrann als Typus des Lachenerregenden der Hand der Natur, es läßt sich so wenig sagen, wodurch

Scholz die Convulsion des Lachens, die peristaltische Bewegung des Zwerchfells hervorbrachte, als sich sagen läßt, wodurch die wogende See die peristaltische Bewegung der Magen-Nerven hervorbringt. So lang man Scholz und Meer vor sich hat, dauert die unbegreifliche Naturwirkung, kaum sind beide vorüber, so hört die Wirkung auf, urplötzlich, ohne Uebergang. Wenn Scholz spielte, lachte Alles, das Publikum sah sich gegenseitig an und lachte und fragte sich nun: worüber? Es lachte über Scholz, es war gleichgiltig, was er sprach; was ihn der Dichter sagen ließ, es war gleichgiltig, ob er einen Charakter darstellte und welchen, es war gleichgiltig, ob er in eine Situation kam und in welche, seine Erscheinung genügte, sein Vortrag lag in seiner Person und Niemand wie Scholz konnte von seinem Erfolg sagen: „das ist Fleisch von meinem Fleisch," er war die eingefleischte Personal-Komik.

Hätte man Scholz gefragt: „was ist der Begriff des Lächerlichen?" er hatte darüber nie nachgedacht oder darüber Studien gemacht, und wußte so wenig davon als wir, die wir über den „Begriff des Lächerlichen" von Kant und Lessing bis Jean Paul Alles gelesen haben!

Es gibt vielleicht noch tausend unentdeckte Individuen, die gar nicht lesen und nicht schreiben können, die nie etwas studieren und die einen eben solchen fundus instructus an riesiger Naturkomik in sich haben

wie Scholz, aber Tausend und Tausend können 50 Jahre lang lesen, schreiben und Komik studiren, und sie werden jenes unauslöschliche Gelächter, jene elementarische Zwerchfellerschütterung nicht hervorbringen wie Scholz. Als Spezie ist Scholz wie der letzte Phönix aus der Asche jener Gattung Komiker hervorgegangen, welche die Frau Neuberin verbrannte.

Er war der „letzte Lustigmacher“ aus der guten alten Zeit der Stranitzky und Prehauser. Er war der als dummer Bedienter wieder aufgestandene Ritter Fallstaff; er war einer derjenigen lustigen Weltreiterer, welche Luther mit den Worten bezeichnet: „Sie sind durch Gottes Gabe stark, fett und völligen Leibes.“

Scholz that den Dichtern und den Rollen die Gefälligkeit, sie mit vor das Publikum hinauszuführen; er hatte dies gar nicht nöthig, er konnte von seinem Stand sagen: „L'etat c'est moi! „das Lachenmachen, das bin ich!“ Woran das lag, wer will das erklären? und wozu auch! Scholz war kein Komiker, kein Darsteller, er machte keine Nuancen, er schliff keinen Charakter, er malte nicht aus, er suchte nie Effekte, er setzte keine Lichter auf, er stieg nicht und sank nicht, er machte keine Männchen, er war heute wie gestern, heuer wie vor 20 Jahren, er ging nicht vorwärts und nicht zurück, denn er brauchte dies Alles nicht; man braucht den Pfeffer nicht zu würzen, man braucht das Licht nicht zu beleuchten, man braucht die Gottesgabe

vis comica, die menschgewordene Possierlichkeit und Ergötzlichkeit nicht mit künstlichen Hilfsmitteln aus der Natur zu verdrängen.

Scholz war den Wienern nicht ein komischer Darsteller, sondern er war ihnen der Begriff des Lachens. Bei Stierböck im Caffeehaus war Scholz komischer Whistspieler, auf seinem Wägelchen im Prater war Scholz komischer Praterfahrer; wenn ein Wiener Scholz auf der Straße begegnete, lachte der Wiener, Scholz war das „Vergißmeinnicht" der Lachlustigen

Nicht nur um die guten Possen hatte Scholz ein großes Verdienst, sondern mehr noch um die schlechten! Er war die lebendige Versicherungsanstalt elender Stücke, er war der elektrische Wetterableiter, der das pfeifende Donnerwetter vom Haupte des unglücklichen Verfassers ablenkte und das Grollen des Donners in ein freundliches Wetterleuchten umwandelte. Es war bekannt, ein „Scholz'sches Benefice" brachte ein miserables Stück, die Wiener wußten das im Voraus, aber man ging doch hinein und lachte schon im Voraus darüber, wie man lachen wird, wenn am Ende des durchgefallenen Stückes Scholz herauskommen wird und mit einer Miene, mit einer Prosa, mit der bekannten „Charivari-Abdankung" das Publikum in ein Weltmeer von Heiterkeit stürzen wird.

Wenn Scholz in den Zeiten der griechischen Götterlehre geboren wäre, wir würden in „Ramlers Mythologie" Folgendes lesen: „Scholz, ein Sohn

des Komus und der Komödia, hatte seinen Tempel auf einer Halbinsel des alten Ister, sein Pathe war Momus, der ihm die Wunderkraft verlieh, die Leiden der Menschheit durch Lachen zu lindern. In der Wiege schon erdrückte er, wie einst Herkules, die zwei Schlangen Melancholie und Hypochondrie. Er war Vorsteher der nächtlichen frohen Stunden, und wird von den Menschen an den Ufern des Isters als ein Wohlthäter der Bevölkerung, als ein Verscheucher der üblen Laune verehrt.

In früherer Zeit wurde er von einem mächtigen Director mit Namen „Carl“ gefangen gehalten, dem er, wie Herkules, schwere Arbeiten verrichten mußte, er mußte z. B. den Augias-Stall der schlechten Stücke ausmisten, er mußte dem Director den „goldenen Apfel“ einbringen, er mußte die „menschenfressenden Contracte“ überwinden u. s. w.

Scholz zeugte mit der Muse Nestroy's den „Zwirn“ — den „Melchior“ — den „Kampel“ — den „Schlossermeister“ — den „Ledig“ — den „Eulenspiegel“ — den „Rochus“ — u. s w und mit andern Halb- und Lokal-Musen verschiedene andere Figuren, welche die Menschen ergötzten und belustigten.

Wie man einstens die Lupercalien feierte, so feierte man auf jener Insel jährlich zwei Feste: „Scholzii Beneficia“ genannt. Es wurde gewöhnlich an jedem Festabend ein Stück Rind, d. h. ein Stück von einem

Kind geopfert, das Publikum brachte mit Liebe und Andacht die Opfergaben, 5 fl. Sperrsitz und 20 fl. Loge, und es war ein herzlicher Jubel stets und immer, u. s. w., er starb als ein Halbgott seines Publikums und lebt in seiner Erinnerung fort u. s. w." — —

So würde eine mythologische Zeit über Scholz geschrieben haben.

Er ist nun heimgegangen, er hatte keinen Vorgänger und wird keinen Nachfolger haben. Mit ihm ist seine Dynastie, das ganze Scholz-Genre erloschen. Ja, käme heute ein Nachfolger Scholz, ganz Scholz, accurat Scholz, wir zweifeln, daß das Publikum ihm huldigen würde. Als Tradition, als Ueberlieferung von vor 30 Jahren, als einzig übriggeblieben aus der Zeit der inhaltlosen Lachlustigkeit, des Lachens ohne ratione sufficiente war er ein Unicum, ein durch Zeit und Gewohnheit und Ueberlieferung Illustrirter. Eine solche Individualität in der Repetition wird sich nicht derselben traditionellen Empfänglichkeit, jener vermächtnißartigen Acclamation zu erfreuen haben

Wenig Menschen haben über Scholz so viel Thränen gelacht als ich! Wenn ich Scholz sah, warf ich allen Verstand, alles Denken, alle Kritik wie unnützen Ballast über Bord und ließ mich von den Wellen des Lach-Elementes hinschlendern nach Herzenslust!

An seinem letzten Geburtstage schickte ich ihm ein Kistchen mit hundert Cigarren, von welchen er ein großer Freund war, und schrieb ihm folgenden Vers dazu:

„Jährlich sollst Du Eine rauchen,
Und doch alle Hundert brauchen;
Und kömmt einst der Tod, der rasche,
„Freund! dann: Friede Euerer Asche!“ —

Der Rasche ist leider nur allzufrüh gekommen! Also:

Friede seiner Asche!

Er war nicht nur ein unvergleichlicher Komiker, er war gut, er war bieder, gemüthlich, harmlos, herzlich als College, als Mensch, als Freund!

Friede seiner Asche!

Actien-König.

Wer reitet so schnell durch die Renngasse*) hier?
Es ist ein Vater mit seinem Papier!
Er hat sein Papierchen wohl in den Arm
Er hält's für sicher, daß Gott erbarm! —

Papier, mein Papier! Was machst für ein Gesicht? —
Siehst, Vater, du den Actienkönig nicht?
Den Actienkönig mit papierenem Schweif?
Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif!

Du liebes Kind, bleib auf der Börse bei mir,
Gar liebliche Spiele spiel' ich mit dir,
Da reicht dir doch muthig die offene Hand
Manchmal ein tiefer Spekulant. —

Mein Vater, mein Vater, und höreſt du nicht,
Was Actienkönig mir leise verspricht?
Sei nur ruhig, sei ruhig mein Kind,
In einem Liebhaber säuselt der Wind!

Mein Vater, mein Vater, und siehst Du nicht dort
Actienkönigs Töchter an düsterem Ort,

---

*) Dort war in den fünfziger Jahren eine Zeitlang die Börse untergebracht.

Sie winken mir jede auf eine andere Bahn,
Actienkönig hat mir ein Leides gethan!

Dem Vater grauset's, er reitet geschwind,
Er hält in den Armen das papierene Kind;
Er erreicht die Börse mit Müh' und Noth,
In seinen Armen das Papier war todt!

Allgemeines Gruß- u. Komplimentir-Büchlein.

Der Mensch, das heißt, mit Plato so zu reden,
Das Thier, ganz ohne Federn mit dem Doppelfuß,
Der unterscheidet sich vom Vieh, von jeden,
Durch Sprechen, Denken und — durch seinen
Gruß,
Die Menschen grüßen stets sich gegenseitig,
Zu solcher Bildung sind die Thiere noch nicht zeitig!

Das Thier geht allerwegs so kunterbunter
An sich vorüber ohne Kompliment,
Das kleine Vieh nimmt keinen Hut herunter
Wenn auch ein großes Thier vorüberrent;
Der Hausspatz selbst nickt kaum mit seinem Kopfe
Vor dem Kameel und vor dem Wiedehopfe!

Der Mensch allein bekam dazu die Grütze
In sein Gehirn, daß vor dem Menschen allemal
Er lüfte seinen Hut und seine Mütze,
Und wär' er auch wie eine Haide kahl,
Als müßten sich die bloßen Köpfe ducken,
Um viceversa sich hinein zu gucken!

Der Gruß mit allen seinen tausend Arten,
Er hängt bloß ab von Sitte und Gebrauch,
So will die Sitte, daß Visitenkarten
Statt des Besuches selber gelten auch;

Und zum Beweise, daß man selbst war an den Thoren,
Macht in die Karten man bloß — Eselsohren!

Viel tausend Sitten gibt es jetzt, zu grüßen,
  Wahrhaftiglich! ein ganzes Lexikon,
Jedoch, Sie müssen Alle nicht genießen,
  Ich bin ja keine so hartherzige Person!
Ich müßt' das Ding am Ende selber büßen,
Sie sagten ungeduldig bald: „I laß's grüßen!"

Der Eine grüßt ganz steif und gravitätisch,
  Wie ein Papagei, der einen Rebus lies't!
Er hält sich selbst für einen großen Fetisch,
  Und nickt wie ein Chinese, wenn er nies't;
Bei solchem Geiste denkt man: „Lass' den Hut nur pappen,
Dein leerer Kopf könnt' leicht sonst überschnappen!"

Der And're grüßt nur so mit halber Nase,
  Die and're Hälft' gibt sich indeß ein Air!
Er lächelt süß uns an, wie ein dressirter Hase,
  Als ob er unser Gönner und Protektor wär'.
Da bück' man tief sich, daß die Schultern krachen,
Daß er nicht merke, wie wir ihn verlachen!

Nur mit dem Fächer grüßen leicht die Frauen,
  Bedeutsam grüßt damit manch' schönes Kind,
Doch oftmal ist dem Spiel des Fächers nicht zu trauen,
  Sie machen Andern und sich selber Wind.
Die Frauen, wenn man sie euch nennt die Schwächern,
Sind riesenstark in allen solchen Fächern!

„Bon jour!" „Good by!" und auch „felice notte!"
  Da fühlt kein Mensch je einen Wunsch dabei!

Es fühlt oft mehr für uns der Hotentotte,
Der uns entgegenkömmt mit seinem Pisangbrei!
Und nun gar Männer, die zum Gruß sich küssen,
Sind wie wenn zwei Murmelthiere sich gebissen!

„Ergeb'ner Knecht!“ und „Diener!“ und dergleichen,
Ist abgeschmackt und off'ne Lüge obend'rein,
Jedoch beim „Guten Tag!“ die Hand sich reichen,
Mag schon gemüthlicher und herzlicher auch sein;
„Ich küss' die Hand!“ ist auch nicht zu verschmähen,
Jedoch aus Vorsicht sollte man die Hand — erst sehen!

„Auf Wiederseh'n!“ sagt man gar oft zu Leuten!
Wenn man auch wünscht, man hätt' sie nie erblickt!
„Glück auf!“, ein Gruß, der viel hat zu bedeuten,
Wird aus der Teufe er an's Licht geschickt!
Der schönste Gruß im Sprechen und im Schreiben
Jedoch wird stets das schöne „Grüß Dich Gott!“ wohl bleiben!

Der Himmel grüßt die Menschen stets und immer!
Das Blümchen, das im Mai der Erd' entschlüpft,
Das Sternlein Nachts im lieblichen Geschimmer,
Das Quellchen auch, das über'n Weg uns hüpft,
Die Regentröpflein, die in's Saatfeld fließen,
Sind lauter Grüß', womit uns Gott läßt grüßen!

Und wenn ein Glockenton das Herz erschüttert,
So ist's ein Gruß von jener Welt herab,
Und wenn ein Schauer plötzlich uns durchzittert,
So ist's ein Gruß vom Tod auf unserm Grab,
Wenn im Gespräch die Worte uns versiegen,
So grüßt ein Engel im Vorüberfliegen!

Wenn Anklang findet, was ersann ein Dichter,
  Ist es ein Gruß, geschickt von Geist zu Geist —
Wenn aber sich verlängern die Gesichter,
  So ist's ein Gruß der Langeweile meist!
Ein solcher Gruß, der würde mich verdrießen,
Darum — adieu, will ich den Vortrag schließen.

Die sanfte Gattin und der gute Wirth.

Ein Ehestands-Duett.

(Neu umgearbeitet.)

Er.

Die Sanftmuth, wahrlich, ist der größte Segen
An einer Frau im lieben Ehestand!
Dieß stille, fromme, zarte Walten, Regen,
Das webet Gold ins graue Sorgenband!
So hab' von meinem Vater ich vernommen,
Und folgte seinem Rath in diesem Stück!
Und habe bloß ein sanftes Weib genommen,
Denn eine sanfte Frau, das ist ein Glück

Sie.

An einem Mann ist nichts so sehr zu preisen,
Als wenn ein guter Wirth er immer ist!
Die Welt hat nicht viel solche aufzuweisen,
Sie sind gar rar zu dieser Jahresfrist!
Ich, ja ich, ich hab' es grad getroffen,
Ich fand ein wahres, selt'nes Meisterstück!
In unsern Zeiten ist es klar und offen:
Ein guter Wirth, das ist ein wahres Glück!

Er.

Ein jedes Glück hat zwar so seinen Haken,
Vollkommen ist ja nichts auf dieser Welt!

Die Sanftmuth, ja, liegt schwer auf meinem Nacken,
Durch Sanftmuth wird das Leben mir vergällt!
Die Köchin stiehlt die Hälft' vom Wochengelde
Die Zofe trägt von ihr die Kleiderstück'.
Sie lächelt himmlisch, wenn ich ihr das melde
Ja, eine *solche Gattin* ist ein Glück!

Sie.

Die Wirthlichkeit, so sehr sie auch gepriesen,
Ist doch zuweilen wohl ein Dornenstrauch,
Der gute Wirth, den ich mir auserkiesen,
Der hat so seine Sommersproßen auch!
„Wer kann," spricht er, „so wohlfeil noch bekommen,
Wie ich, den Meerschaumkopf antik!"
Darum hab' ich auch gleich *Sechse* mir genommen;
Ja, ja, ein guter Wirth, das ist ein Glück!

Er.

Hab' ich mein Weib als *Hausfrau sanft* gefunden,
Ist sie als *Gattin*, ach, viel sanfter noch;
Wenn mich die Gicht quält lange Winterstunden,
Ist sie so gut und lächelt doch!
Wenn ich vor Qualen wein' an Schmerzenstagen,
Geht sie zu ihrer Mutter stets zurück,
Ihr weich' Gemüth kann dieses nicht ertragen.
Ja, eine sanfte Gattin ist ein Glück!

Sie.

Will ich mit meinem Mann spazieren fahren,
So sagt der gute Wirth stets: „*Nein*!
Die Fiakers, o, die können wir ersparen,
'Ne Equipage wird wohlfeiler sein!"
Zum *Gehen* ist er gar nicht zu bewegen,
Die Stiefel kosten ein gewaltig Stück

Ein Reitpferd ist das Billigste hingegen;
Ja, ja, ein guter Wirth, das ist ein Glück!

Er.

Ist sie als Gattin Muster aller Güte,
So ist als Mutter sie es zehnmal mehr!
Mein Kind bricht Spiegel, zerreißt Hüte,
Wirft in dem Glasschrank Alles hin und her,
Wälzt auf der Erde sich mit Schreien, Fluchen,
Und zaus't das Kindermädchen am Genick,
Die Mutter gibt ihm noch ein Stückchen Kuchen:
So eine sanfte Gattin ist ein Glück!

Sie.

Will einen Sperrsitz, eine Loge ich haben
Zur Oper oder in dem Schauspielhaus,
So sagt mein Mann: „Das heißt sein Geld begraben
Die Kunst genießt am besten man zu Haus,
Da bleiben wir in uns'res Hauses Mitten,
Und wollen zum frugalen Pickenick
Die Künstlerinnen lieber zu uns bitten." —
Ja, ja, ein guter Wirth, das ist ein Glück

Er.

Was wird Dein Vater wohl nur sagen,
Der einen guten Wirth allein Dir pries?

Sie.

Er wird's vermuthlich Deinem Vater klagen,
Der eine sanfte Frau Dir nur verhieß!

Er (ihr die Hand reichend).

So laß' uns, Sanfte, denn zusammenbleiben,
Da Du so gut schon meine Wirthschaft kennst

Sie (einschlagend).

Ich werde stets mir hinter's Ohr es schreiben,
Wenn Du mich, „o Du, meine Theure," nennst!

Beide.

Ja, in der Ehe wird es oftmal recht flau,
Dem besten Wirth und der sanftesten Frau.

Der weibliche Vereins-Projecten-Verein.*)

Die Vorsteherin.
Erste Dame.
Zweite Dame.

Vorsteherin

(heraustretend, die beiden Damen an der Hand, sie und sich dem Publikum präsentirend).

Wir haben die Ehre uns zu präsentiren
Als einen neugebackenen Verein,
Wir alle drei, es ist zum rühren —
Wir sind ein Körper, aber bloß zum Schein!
Und ich, ich bin Vorsteherin durch Acclamation,
Mich wählte mein Gemal, mein Vater, mein zweijähriger Sohn.

Erste Dame.

Ich bin ein „Ausschuß"! Das ist ein wahrer Schmaus
Wenn gar nichts zu treffen ist, dann schieß' ich aus.

Zweite Dame.

Et ego sum etiam Ausschuß! Nummer Zwei
Wenn ich einmal ausschieß', dann ist's vorbei.

---

*) Gesprochen (1815) von Frau Fichtner, Fräulein Neumann und Fräulein Wildauer.

Vorsteherin (zu den Andern).
Vor allem verehrte Collegen, sei Euch gestammelt
Mein Dank für Euern Eifer, Euern Muth,
Wir haben uns heut' wieder zusammenversammelt
Und das allein ist für die Menschheit schon gut!

Erste Dame.
O ja, und nun nach diesem großen Resultat
Begehren wir eine Belohnung vom Staat.

Zweite Dame
Ach ja, wir kommen um die Erlaubniß ein
Auch Männer aufzunehmen im Frauenverein.

Vorsteherin
Die Männervereine, ich sag' es unverholen,
Die machen aus den Frauen einen Strohwitwen-Verein;
Will man den Mann, ist er aus dem Verein zu holen,
Sie lassen vereinigt die Frauen allein!

Erste Dame.
Ein Anti-Männer-Verein, darauf trag' ich ernst-
lich an,
Da darf nicht mitwirken weder Jüngling noch Mann.

Zweite Dame.
Die Idee ist erhaben und verdient Applaus,
Ist der Verein constituirt, so tret' ich aus.

Vorsteherin.
Gemach, man muß nichts übertreiben im Leben,
Es gibt Fälle, wo man den Mann doch zu was braucht!
Der Mann muß kochen, spinnen, waschen, stricken, weben,
Jetzt, wo die Frau Vereine bildet, reitet, schreibt und raucht.

Erste Dame.
Ja, in die Küche, da geh' der Mann jetzt in die Lehr',
Sie haben ohnehin weder Gluth noch Feuer mehr!

Zweite Dame.
Ja: ja, wenn die Männer einmal in der Küche steh'n,
Dann werden die Frauen auch in die Küche geh'n.

Vorsteherin
Also, welch' ein Verein zur Wohlfahrt der Erde,
Welch' ein Verein fehlt der Menschheit dann mehr?
Vielleicht ein Verein gegen die Magenbeschwerde
Die von der Ueberladung durch Concerte kommt her?

Erste Dame.
Vielleicht, was für die Literatur erwünschter könnt' sein,
Ein „Anti-Kunstroß-Enthusiasmus-Verein!"

Zweite Dame.
Ich schlage vor, das kostet nicht viel Müh',
Wir bilden einen „Verein gegen die Ortographie!"

Vorsteherin.
Ich glaube, schwerlich wird es uns an Beifall fehlen,
Wir bilden einen „Tritschtratsch Verein"
So ein Verein zur Erweiterung der Kehlen
Für öffentliches und häusliches Schrei'n —!

Erste Dame.
O nein, was die Stimme anbelangt, mittel, grob oder fein,
Trägt jedes Frauenzimmer in sich einen Gesangverein.

Zweite Dame.
O, mit der Stimme, da tritt kein Weib in Compagnie heraus,
Ein solides Weib braucht seine Stimme zu Haus.

Vorsteherin.
Wohlan, so bilden wir, der Kunst zum Frommen,
Nun einen Verein mit Hand und Mund und Wort,
Genannt: „Gegen das während des Act's in's Theater
kommen
Und gegen das Sperrsitzgeklapper immerfort."

Erste Dame.
Und überhaupt gegen das Geklapper zur Theaterstund'
Ohn' Unterschied, ob mit dem Sitz, ob mit dem Mund.

Zweite Dame.
O nein, das Klappern gehört zum Handwerk einmal
Und klappern wir oben, klappern sie unten zumal!

Vorsteherin.
Wohlan, so laßt einen andern Verein uns machen,
Einen „Anti- Neu in die Szene gesetzt-Verein",
Denn das heißt nichts, als man schiebt ganz alte Sachen
Dem Publikum als neu in die Zähne hinein.

Erste Dame.
O nein, neu in die Szene gesetzt wird manches Buch
Für alte Komödianten zum „ersten Versuch."

Zweite Dame.
O schweigt, ich bitte Euch! Wie oft erscheint von uns
Frauen jetzt
So manches alte Stück neu in Szene gesetzt!

Vorsteherin.
Also bilden wir, weil das Geld jetzt ist so theuer
Einen „Anti-Dreiguldensperrsitz-Verein".
Besonders die Freisitzer, die schimpfen ungeheuer
Sie stecken lieber die drei baaren Gulden ein.

Erste Dame.

O nein, Dreigulden-Sperrsitze sind Oekonomie,
Wenn man nicht 'nein geht, steht's doch für die Müh!

Vorsteherin.

So wollen einen „Schutzverein“ wir gründen,
Zu tragen nur allein inländisch Fabrikat,
Wir werden schon ausländ'sche Waare finden,
Die sich als inländisch verkauft aus Gnad'.
Wer braucht denn gar so schweren Stoff zum Kleide,
Die Männer lieben oft g'rad das leichte Zeug!
Will eine Deutsche tragen inländische Seide,
So zieh' sie Seidenwürmer auf Erdäpfelgesträuch.

Zweite Dame.

O, das System scheitert bei dem Artikel „Mann“,
Da zieht Ihr gern inländische wie ausländische an!

Vorsteherin.

Nun, so schließen wir denn zu der Männer Frommen
Jetzt einen „Anti-Mopperl- und Paperl Verein“.
Des Weibes Zärtlichkeit, die jetzt auf den Hund gekommen,
Soll nicht mehr für das Hausthier bloß geschaffen sein!

Erste Dame

Weg mit Mopperl und Paperl, nur für den lieben Mann
Brauchen wir Halsband und Kettchen sodann.

Zweite Dame.

O nein, so ein Mopperl sympathisirt mir zu sehr,
Mein Mopperl beißt nur meinen Mann, sonst keinen mehr

Vorsteherin.

So will ich den letzten Vorschlag Euch noch nennen,
Wir bilden einen „Anti-Herausrufungs-Verein“,

Wir kommen nicht mehr so geschäftiglich heraus zu rennen
Und wenn die Herren noch so rufen und so schrei'n.

Erste Dame.
Vortrefflicher Gedanke! Die Hand darauf, ein Mann, ein Wort,
W nn man uns ruft, wir rühren uns nicht vom Ort!

Zweite Dame.
Das ist recht, ja, wir kommen nicht um eine Million!
(hinaus deutend in's Publikum.)
Sie glauben's nicht? Ich glaube gar, sie lachen Hohn!

Alle drei.
Der Verein ist nun creiirt, empfiehlt sich Ihrer Huld anbei,
Wer eintreten will, der wend' sich an uns Drei.

(Beim Hervorruf.)
Vorsteherin (zur zweiten Dame).
Was ziehen Sie mich denn heraus?

Erste Dame.
Was? Ich? (Auf die zweite Dame weisend.)
Die stößt mich fast heraus.

Zweite Dame.
Ich bin ein folgsam Kind. Sie sagten: „Geh' voraus!"

Vorsteherin.
Nun, nur noch dies eine Mal wird herausgegangen,
Es ist gar zu verführerisch, das „allgemeine Verlangen".

Kuriose Menagerie (1851.)

Zu sehen hier die Menagerie!
Viel großes Thier und kleines Vieh;
Durch Hunger und durch Schläg', wie sich's gebührt,
Ganz fromm gemacht und civilisirt.
Wir laden ein, so alt und jung,
Zu kommen bei der „Fütterung,"
Denn eine Bestie, wie der Mensch grad, ist
Ganz wahr und ächt nur, wenn sie säugt und frißt!
Der Löwe ist großmüthig, da seht nur her!
Wenn er satt ist, verschlingt er keinen Menschen mehr!
Dem Tiger legt man Fleisch auf seine Schnautz,
Doch wenn ers schnappen will, da geh's „Perdautz!"
Das Alles erzieht man mit Prügeln sacht,
Viel Länder habens mit Glück schon nachgemacht.
Der Eisbär geht mit Wonne auf das Eis,
Das schöne Rußland ist sein Paradeis!
Dann hier ist ein Zobel aus Sibirien,
Wohin viel angenehme Wege führien!
Hier stellt sich Ihnen ein Tiger dar,
Der ist wie der Mensch ein Säuge-Thar,
Lebt in Deutschland und auch in Bengalien,
Pflanzt sich fort und ist gar nicht zu zahlien!
Dieses hier ist ein junger Dromedar,
Der hat genug zu tragen, auf meine Ahr.

Hier dieses Thier mit Klauen wie ein Nagel!
Ist der berühmte Strauß, der größte aller Vagel.
Füllt sich den Magen voll mit Metall,
Dient einem Finanzrath manchmal zum Modall.
Jedoch genug, genug und vielleicht schon viel,
Denn es gibt schlimme Thiere, meiner Siel!
Ich trage lieber gleich die Coteletten auf
Für Löwe, Tiger, Aff, Esel, Ochs und Schauf!

Der Löwe.

Im Thierhaus sind gefangen
Der Aar, der Papagei,
Und hinter Eisenstangen
Der Affe wie der Leu.
Und alle Thiere dräuen
Und lärmen laut und wild,
Die Paviane schreien,
Der Ochs und Tiger brüllt.
Der Fürst der heißen Trope,
Der Löwe nur, der schweigt,
Der Held der Antilope
Sich stumm dem Schicksal beugt!
Er geht mit stolzen Blicken
An seinen Gittern hin,
Mit ungekrümmtem Rücken,
Mit kühner Freiheitsmien'.
Die Häscher sind oft stärker
Als Löw, und sein Geschlecht,
Doch nie wird selbst im Kerker
Der Löwe ener Knecht!

Das Zebra.

Ein Esel war einmal in einem Land,
Entweder Sondershausen oder Samarkand.

Dem Esel war nicht recht, daß grau er war!
Er hätte gern gehabt blond oder schwarzes Haar,
Enfin, dem Esel fiel es nun auf einmal ein,
Er möchte *ausgezeichnet* gerne sein.
Er kömmt also ein bei Mutter Natur
Und bringt Atteste, eine ganze Fuhr,
Wie er nur und zu jeder Zeit: „i—a" gesagt,
Wie er an Hühnerkräutchen nagt;
Na, die Natur schaut den lieben Esel an,
Und denkt sich: „Was liegt am Ende dran?
Er soll ausgezeichnet sein an Haut und Haar!"
Und fährt ihm mit der Haut übers Kreuz, und fürwahr!
Das graue Haar ist fort, und auf des Esels Fell
Da flimmerts in Streifen, bunt und hell;
Es ist ein „*Zebra*," geschmückt ist seine Haut,
Das Zebra ist nun glücklich wie eine schöne Braut!
Allein, o Schicksal, o Fatum, o Geschick, o Graus!
Aus der Zebrahaut guckt das Eselsohr heraus!
Und wie das Zebra tanzt und gebärdet sich wie toll,
Und will, daß Alles vor ihm Ehrfurcht haben soll,
Da kömmt ein Fuchs und schlägt ihn auf das Fell:
„Heda, mein Freund, heda mein lustiger Gesell,
He, mein Guter, seid ein wenig modest, denn wißt,
Daß ein „Zebra" nichts als ein „*ausgezeichneter Esel*" ist.

Das Kameel.

Wie heißt denn dieses Thier, das bei jeder neuen Last
Sich niederkniet von selbst und sich bedanket fast,
Ja bei meiner Seel',
Das ist ein *Kameel*!

Orang-Outang,

Das ist ein Aff wie jeder And're in Land und Dorf und Stadt,
Doch weil dieser Aff gar *lange Arme* hat,

Hat man aus ganz besonderm Respekt
Ihm einen eigenen Titel ausgeheckt!

Die Papageie.

Das „Denken" und „Sprechen" ist dem Menschen hier im Leben
Als Vorzog vor allen andern Thieren gegeben,
Der „Denk-" und „Sprech-Freiheit" aber erfreuen
Sich vor der Hand erst die Staare und die Papageien!

Der Maulwurf.

Ein Wühler! Ich bitt' euch, laßt den Schoslen laufen,
Er wühlt empor sich erst nur aus dem Haufen,
Und wenn er oben angelangt zur guten Frist,
Da sieht man erst wie blind er ist!

Zobel.

Dieses Thierchen ist gut zum Pelz, es ist ein Zobel
Aus dem Gebiet, wo man die silbernen Robel
Wenn man sie hat, auch springen läßt nobel.
Es ist für die Kälte gut, wie man lang schon weiß,
Wenn man nur dran denkt, wird einem ordentlich heiß!

Chamäleon.

Ein Chamäleon ist dieses wunderschöne Thier,
Spielt alle Farben stündlich, nach Plaisir.
Und weil's alle Farben spielt, schau's schnell an jetzt,
Chamäleon ist's vielleicht heut zu allerletzt,
Denn ich steh euch nicht dafür,
Morgen ist's schon ein größeres Thier!

Der Brandfuchs.

Hütet euch vor dem, das ist ein Rother!
Der sich mit ihm abgibt, ist bald ein Todter!

Ein Raubthier ist's, wie der Wolf, nur schlauer,
Beständig ist auf der Jagd es, auf der Lauer,
Und wenn Gefahr droht — so sind die Rothen alle —
Dann brennt es durch und läßt die Andern in der Falle!

Miß Baba.*)

Diese Dame hier, so ganz charmant,
Ist von Geburt ein Elefant,
Jedoch durch Geist und durch Verstand
Erhält sie sich hoch über ihren Stand,
Sie speist nicht mehr mit der bloßen Hand,
Ist ihr französisch auch bekannt,
Wird sie vielleicht noch Gouvernant,
Und kann sie ihrem eignen Haus nicht vorstehn groß und klein,
So wird sie noch Vorsteherin im Frauenverein!

---

*) Name eines dressirten Elefantenweibchens.

Der Leichenmaler.*)

Vergebens warb mit Blick und Schwur und Thränen
Um Herthas Lieb' und Herz Graf Adelstan;
Die Schönste war sie unter allen Schönen,
Mit Liebreiz und mit Zauber angethan;
Sein Herzblut quoll aus tausend Liebeswunden
Seitdem ihr Bild in seinem Herzen lebt,
Doch hat er nicht das Zauberwort gefunden
Das still den Schatz aus andern Herzen hebt.
Sie fühlte dunkel, daß die lohe Flamme,
Die aus dem Aug' ihm wildverlangend schlug,
Nicht aus dem Himmel wahrer Liebe stamme,
Daß sie die Gluth der Erde in sich trug —
Dem Weihrauch-Körnchen gleicht das Herz der Frauen
Das in die Gluth der keuschen Liebe fällt,
Ihr Lieben steigt wie Duft hinauf zum Blauen,
Ihr Schmerz wie Wölkchen zu dem Himmelszelt.
Drum ahnen sie, wenn ungeweihte Kerzen
Dem Körnchen Weihrauch nah'n mit Erdengluth,
Wenn ird'sche Funken aus verkohlten Herzen
Auf's Körnchen Weihrauch fallen wildgemuth!
Mit ird'schen Kerzen ist es nicht zu finden
Das Körnchen in dem Frauenherzen klar,

---

*) Derselbe Stoff findet sich unter demselben Titel als Prosa-Erzählung im I. Band, pag. 25.

Denn nur des reinen Himmels Strahlen zünden
Die heil'gen Flammen an auf dem Alter! —

D'rum war des Grafen wilde Gluth vergebens,
Sie wies sein glühend Werben von sich weit,
Indeß er, nimmer müde seines Strebens,
Ihr weihte seines Daseins volle Zeit.
Ihr Bild nur strebt er gierig zu besitzen,
Es bleibt vergebens all' sein Thun und Müh'n,
Nicht Bitten und nicht heiße Thränen nützen,
Sie weiß sich seinem Drängen zu entzieh'n.
Doch einen Maler weiß er zu gewinnen,
Der ihm das Bild verspricht um hohen Preis;
Der Maler sinnt und sinnt, was zu beginnen,
Er kann nicht nahen ihrem engen Kreis.
Da fällt's ihm ein, daß sie an jedem Morgen
In's Gotteshaus zur stillen Andacht geht;
Dort will er lauschen täglich still verborgen,
Wenn sie am Altar knieet im Gebet.
Sie kömmt und kömmt an jedem Morgen wieder,
Verschleiert dicht, das Betbuch in der Hand,
Sie kniet in Andacht am Altare nieder,
Das Haupt entschleiert dann emporgewandt,
Sie betet still, die holden Lippen regen
Sich lieblicher beim innigen Gebet,
Das Roth der Wangen ist vom Farbenregen
Der Kirchenfenster ros'ger noch erhöht! — —
O Schönheit, Schönheit, reiner Seelenspiegel,
Empfehlungsbrief, den uns der Himmel schickt,
O Schönheit, eigenhändig Gottessiegel
Dem Frauenantlitz rosig aufgedrückt,
O Schönheit, du des Himmels Morgengabe,
Wenn mit dem Leib die Seele sich vermählt,

O! Schönheit, Brautkorb, die der Flügelknabe
Zum Köcher seiner Pfeile sich erwählt,
O Schönheit, wem du blühst zum Eigenthume,
In einem holden Frauenangesicht:
Deß Leben selbst wird eine Sonnenblume,
Deß Dasein wird zum klingenden Gedicht.
Die dunkelste der Stunden wird erheitert,
Und seiner Leiden bitterste versüßt,
Die giftigste der Thränen mild geläutert
Von seinen Augen auf die Blume fließt,
Doch wer da sieht in stiller Kirchenstunde
Ein Frauenbild von Andacht hold verklärt,
Wenn des Gebetes Engel ihr vom Munde
Das Wort zum Himmel trägt, der es erhört,
Wer so die Schönheit sieht, die Händ' gefaltet,
Das Knie gebeugt am heiligen Altar,
Zur Muttergottes, die im Himmel waltet,
Das Aug' erhoben, thränenvoll und klar,
Nur wer die Schönheit sieht so fromm geröthet,
Der sieht, wie Erd' und Himmel sich gesellt,
Denn jeder Blick in's Frauenaug', das betet,
Ist schon ein Blick von hier in jene Welt! —

Der Maler frevelvoll und heimlich lauert,
Bis Hertha's Schönheit am Altare kniet,
Und in des Pfeilers Dämmerung gekauert,
Stiehlt er ihr Antlitz, das zur Jungfrau sieht,
Und um den schnöden Frevel noch zu krönen,
Vollführt an Schönheit, Kirche und Gebet,
Malt als M a d o n n a er das Bild der Schönen,
Und mit dem Bilde zu dem Grafen geht. —

Das schöne Bildniß seinen Ruhm vermehrte,
Er ward beliebt in höchsten Kreisen bald,

Er war der Vielgesuchte, Lautbegehrte,
Von ihm gemalt zu sein wünscht Jung und Alt.
So ruft man eines Abends ihn geschwinde
In ein gar vornehm' Haus voll Glanz und Pracht,
Ein Bildniß will die Mutter jetzt vom Kinde,
Der Tochter, die gestorben in der Nacht.
Er tritt allein und leis' in's Leichenzimmer
Wo schon der Sarkophag ist aufgebaut,
Er sieht den Sarg, erhellt von Kerzenschimmer,
Das Kreuzeszeichen ihm entgegenschaut,
Und näher tritt er zu der schwarzen Bahre,
Und schlägt das Leichentuch ganz sacht zurück,
Und sieht das helle Angesicht, das klare,
Das er im Dom gemalt mit frechem Blick,
Doch faßt er sich und weiß sich bald zu fügen
Dem Werk, das er vollenden soll zur Stund',
Und wie den Blick er richtet nach den Zügen,
Wie er die Linien sucht um Aug' und Mund,
Da fängt die Leiche an sich still zu regen,
Die Züge werden wach im Angesicht,
Der Mund beginnt sich leise zu bewegen,
Das Auge öffnet sich mit fahlem Licht!
Der Maler zuckt, er fühlt sein Herz erbeben,
Es rieselt ihm durch Mark und Bein wie Tod,
Er sieht entsetzt die Leiche sich erheben,
Die mit dem starren, weißen Finger droht:
„Zurück, Du Frevler, fort und weich' von hinnen,
Der Du schon einmal mir das Antlitz stahlst;
Madonnenfrevler! wiss', daß Dein Beginnen
Mit ewiger Bestrafung Du bezahlst!
Hinweg und mit Dir nimm' den Fluch der Leiche,
Weil Du durch sie das Gnadenbild entweiht!
Verflucht sei deine Hand, die Farbe bleiche,
Die deine Hand sich hält zum Bild bereit,

Verflucht sei Pinsel Dir, verflucht Palette,
Verflucht die Leinwand, die zum Bild bestimmt,
Die Farbe, die Dein Finger von dem Brette
Zu dem Geschäft des Bildermalens nimmt!
Verflucht Dein Blick, den Du zum Werk versendest,
Verzerrt schau alles er im Grabeslicht,
Und ist das Bildniß schon vollendet,
Trag' es den Zug des Tod's im Angesicht!" —
D'rauf sinkt die Leiche auf die Bahre nieder,
Die Todtenkerzen löschen plötzlich aus,
Dem Maler schüttelt Fieberfrost die Glieder,
Er stürzt verstört und bleich zur Thür' hinaus.
Der Fluch der Leiche, über ihn gesprochen,
Weckt sein Gewissen auf, er blickt verzagt,
Es gehen Tage hin und schwinden Wochen,
Bis er ein Bild zu malen schauernd wagt;
So malt er voll Besorgniß und voll Beben,
Die Kunst wie eh' aus seinen Fingern quillt,
Die Bilder formen sich, gewinnen Leben,
Noch einen Zug und fertig ist das Bild!
Noch einen einz'gen Zug, es ist der letzte!
Der letzte wohl, der Lebensschein ihm gab:
Mit diesem Zug der Tod sich gleichsam setzte
Auf jedes Bild, ein Zug von Moder, Grab!
Und was er malt, so Kinder, Mädchen, Frauen,
Den Todeszug empfängt das Bild zuletzt,
Und Niemand will mehr seiner Kunst vertrauen,
Gemieden, arm, verzweifelt er zuletzt,
Und in Verzweiflung geht zum Dom er wieder,
Wo er für schnödes Gold die That beging.
Und kniet vor jenem Gnadenbildniß nieder,
Das über dem Altar voll Milde hing;
Und als er lange Nächte, lange Tage
Vor der Madonna reuevoll zerfloß,

Als seine Thräne, Bitte, seine Klage,
Aus dem zerriss'nen Herzen sich ergoß:
Geschah's in einer Nacht zur zwölften Stunde,
Sein Auge, weinend, war zum Bild gekehrt,
Da spielte Himmelslächeln ihr vom Munde,
Und also sprach die Göttliche verklärt:
— „Du Sterblicher, der Du den Himmelsfunken,
Den hohen Himmelsfunken, Kunst genannt,
Der als Geschenk Dir in die Brust gesunken,
In seiner hohen Reinheit hast verkannt,
Vergeben sei Dir, daß Du flammentrunken
Zu sündiger Bestrebung warst entbrannt,
Ich lös' den Fluch, Du wirst von nun erkennen,
Wo in der Kunst sich Erd' und Himmel trennen!
Das wahre Glück der Seele zu ertheilen,
Vermag nicht Kunst, nicht Geist, nicht Wissenschaft,
Des Herzens tiefste Wunden Dir zu heilen,
Besitzen nimmer sie die Wunderkraft,
Nur wo die Kunst, der Geist zum Höhern eilen,
Da werden Balsam sie und Wundersaft,
Das Herz wird durch den Glauben nur erhoben,
Und Kunst und Geist sind Flügel nur nach oben!"

Ein Weihnachtsbaum.

Weil Tannenzweig hat kein Gewand
Als nur ein Kleid aus Nadeln,
Hat ihn erwählt die Gnadenhand
Als „Christbaum“ ihn zu adeln.

Weil Tannenzweig so schmucklos steht
Im Reich belaubter Bäume,
Hat Christkind ihn so hoch erhöht
Für seines Festes Räume.

Im Saal und in der Hütte klein,
Kömmt heute er zu Ehren,
Es will auf ihm nur ganz allein
Das Christkind was bescheeren.

Es stehen um den Zweig, so schlicht,
Die Kindlein all', die frommen,
Von welchen Christus gnädig spricht:
„Sie sollen zu mir kommen!“

Es liebt der Herr die Kinder sehr,
Die unschuldsvollen, reinen,
Wenn Lachen ist ihr Herzverkehr,
Und mehr noch wenn sie weinen.

Er liebt auch jedes Menschenkind,
Das Kind bleibt im Gemüthe,
Das nicht geschleudert in den Wind
Des Herzens Blatt und Blüthe.

D'rum schmückt, ihr lieben Menschen, aus,
Den grünen Zweig der Tannen,
Und klopft ein Kind an Euer Haus,
So fragt nicht erst: Von wannen?

Ein Weihnachtsbaum das Leben war,
Gleich nach dem ersten Werde,
Geschmückt vom ersten Elternpaar,
Von Himmel und von Erde.

Die Erde schmückt den Lebensbaum
Mit Blumen und mit Früchten,
Mit Bild und Zierrath, Schaum und Traum,
Und weltlichen Geschichten.

Der Himmel zünd't die Lichtlein an,
Die lieben hellen Sterne,
Und knüpft die schönsten Mährlein an
Von oben aus der Ferne.

Die liebe Mutter Erde hat
Gar viel der bunten Gaben,
Sein Bischen Gold soll jedes Blatt,
Sein Zuckerwerk auch haben.

Der Himmelsvater schmückt den Baum
Mit höheren Geschenken,
Mit Hoffnung, Glaube, Liebestraum,
Mit Fühlen und mit Denken.

Und wenn des Lebens Weihe-Nacht
Geht einstens ganz zu Ende,
Der Mutter Erde Gabenpracht
Verschwindet ganz behende.

Und Blume, Gold und Flitterglanz,
All' die vergold'ten Nüsse,
Sie sinken mit dem Lebenskranz
In's Reich der Finsternisse.

Doch was der Vater, Himmel, gab,
Das nimmt der Mensch vom Baume.
Und nimmt's mit sich durch Tod und Grab
Nach jenem hohen Raume.

Ihm leuchten vor in's bess're Land
Aus diesem Erdenstaube,
Die Lichtlein, die am Baum' gebrannt,
Die „Hoffnung" und der „Glaube."

Wer diese Lichtlein mit sich bringt,
Die Gott ihm hier bescheerte,
Zu dem sagt Christus unbedingt:
Du bleibst mein Kind, das werthe.

Mein Kind, geh' nun zum Himmel ein.
Dein wartet die Bescheerung,
Ein Weihnachtsbaum voll Sternenschein
Und ewige Verklärung

Wiegen-Album.

An der Wiege Seiner kaiserl. und königl. Hoheit des Kronprinzen Rudolph.

(Saphir's letzte Arbeit.)

1.
Wiegen-Band.

Ich komme aus meinem Lande
Zu Deiner Wiege her,
Mit einem Wiegenbande
Wie kein's auf Erden mehr.
Es ist gar fein gesponnen
Von meiner Feen Hand,
Aus zartem Strahl der Sonnen,
Vom Regenbogen-Rand,
Und zart hineingewoben
Des Mondes Silberstrahl,
Wenn er sein Licht von Oben
Ergießt auf's Blumenthal.
Sie nehmen dann die Farben
Von der Palette: Welt,
Das Gold der reifen Garben
Im dichten Weizenfeld,
Das Silber der Liane,
Die auf der Welle glänzt,
Das Blaue der Cyane,
Die das Gefild bekränzt;

Das Roth der Frühlingsrose
In ihrem Knospenbett,
Vom Veilchen aus dem Moose
Das zarte Violett.
Und als im Mondenglanze
Das Band sie webten fein,
Da webten sie in's Ganze
Viel Segenswünsche ein,
So viel an Glück und Segen
Als Stern' am Himmel steh'n,
So viel als Deinetwegen
Gebet' zum Himmel geh'n;
So viel an Gottes Gaben,
Für Dein geliebtes Haupt
Als Bäume Blätter haben,
Vom Frühlingshauch belaubt,
So viel an Leib und Seele,
Gesundheit, Muth und Lust,
So viel als Philomele
Hat Wohllaut in der Brust;
So viel an Ruhm und Ehre,
So viel an Kraft und Geist,
So viel als über Meere
Nur Möven je gekreist;
So viel der Glückeskränze
Für Zukunft und für Jetzt,
Als bei dem Kuß vom Lenze
Der Zweig an Blüten setzt;
So viel an Glück und Wonne
Für Habsburgs Kaiserhaus
Als Tags hindurch die Sonne
An Strahlen sendet aus!

Melusine, die Feenkönigin.

2.

Wiegenliedchen.

O schlumm're, mein Engel, ich wiege Dich ein,
Gewieget muß Alles auf Erden hier sein!
Die Rose, die gewiegt wird vom lieblichen West,
Wiegt wieder die Biene, die nie sie verläßt:
Der Thau wird gewiegt vom bebenden Blatt,
Das Blatt wird gewiegt vom Zweig, der es hat;
Das Herz wird gewiegt von der Hoffnung so mild,
Der Schlaf wird gewiegt von des Traumes Gebild,
Die Jugend wiegt in Verblendung sich ein,
Der Greis wird gewiegt von Erinn'rung allein,
Das Kind wird gewiegt von zärtlicher Hand,
Bei Liedern vom Engel der Kinder gesandt!
So schlumm're, mein Engel, ich wiege Dich ein
Mit Mährchen und Weisen und Liederchen klein,
Ich lass' Dich bewachen vom Engelverein
Bei Tag und bei Nacht und beim Dämmerungsschein,
Auf daß stets Dein Schlummer ein süßer soll sein.

Der Kinderengel.

3.

Vierblätt'riges Album-Kleeblatt

a.

Ich will zuerst Dich, Enkelsohn! begrüßen
An Deiner gold'nen Wiege, junger Aar!
Wenn sich um Dich, vom Haupt bis zu den Füßen
Reiht Deiner hohen Ahnen Geister-Schaar,
Das erste Blatt in's Album Dir zu binden
Hat Deiner Ahnen Geister-Schaar von mir begehrt,
Das erste Blatt in Deinen Kranz zu winden
Halt' ich selbst nicht den eig'nen Kranz zu werth.
Mein Gruß soll in die Ahnen-Schaar Dich reihen,
Dich heiligen zum künftigen Adler-Flug!

Mein Kuß soll Deine junge Stirne weihen
Zu Kränzen, wie Dein großer Ahn sie trug,
Mein Glück soll Deine klaren Augen füllen
Mit jenem hellen, hohen Seherlicht,
Das durch die Dunkelheit und Wolkenhüllen
Zum Wohl der Völker Wahrheitsstrahlen bricht,
Mein Wort soll in das junge Ohr Dir tönen,
Und wie ein Echo kling' es in Dir fort,
Mein Segen soll das junge Haupt Dir krönen
Als Deines Lebens Schutzgeist, Schild und Hort,
Und in des Lebens Glück und bösem Wetter
Verpflichte Dich dies erste Albumblatt,
Daß stets mein Enkel seine Lebensblätter
Mit Recht und Tugend auszufüllen hat.

Rudolph von Habsburg.

b.

Laß meinen Gruß zum hohen Gruß sich fügen,
Mein Blatt, es sei in's Album auch gelegt.
Das Morgenroth in Deinen zarten Zü en
Den Glanz des künft'gen Tages in sich trägt,
So laß mich diesem Tage jetzt begegnen,
Wenn er Dir aufgeht sonnenhell und klar,
Laß seinen künftigen Sonnenlauf mich segnen,
Und seiner Stunden inhaltsvolle Schaar.
Vergönne, daß in Deine Stirnenbinde,
Die Dir Dein großer Ahnherr jetzt geweiht,
Daß in den Lorbeer ich die Blume winde,
Die doppelt schön, wenn sie dem Ruhm zur Seit';
Der Künste und der Wissenschaften Blume
Das holde Wunderblümchen Poesie,
Sie fügen zu dem Strahl vom Herrscherruhme
Des Lebens wunderliebliche Magie.

Maximilian I

c.

An Deiner Wiege find' ich
Als Groß-Mama mich ein,
Und Segenskränzlein wind' ich
Und viel Gebete bind' ich
Und viele Küsse d'rein.

Ich kann ein Lied Dir singen,
Ein Kaiser-Wiegenlied:
Laß nie bei trüben Dingen
Je sinken Deine Schwingen,
Ein Aar wird niemals müd'!

Dem Himmel stets vertraut' ich
Und meiner guten Sach',
Auf Volkes-Liebe baut' ich,
Und so mit Kraft zerhaut' ich
Der Zeiten Ungemach!

Sei fromm und sei ergeben,
Doch muthig allerseits,
Und mach' in Deinem Leben
Die Berge alle eben
Durch Glaube, Schwert und Kreuz.

Maria Theresia.

d.

Zu diesem Strauß von Wunsch, Gebet und Segen,
Auf Deinem reich gestickten Wiegenband,
Laß mich nun auch ein schlichtes Blättchen legen,
Wie ich's auf meinem Weg stets gerne fand:
Ein Blatt vom grünen Lebensbaume,
Vom Baume, den der Herr der Menschheit preis't,

Gepflanzt von Gott im kurzen Lebensraume,
Vom Baum, der „Menschenschätzung" heißt!
Das ist der Baum, deß' milde Blütenreiser
Im hohen Glanz vom ewigen Immergrün,
Um Thron und Land, um Volk und Kaiser
Die allerstärksten Bande zieh'n!

Kaiser Joseph.

4.

Im Namen komm' ich von Millionen
Mit Liebes-Gruß und Wunsch und heiß' Gebet
Von Allen, die an fernem Meere wohnen,
Wo stolz der Wind die Segel bläht,
Von allen Sprachen, von allen Zonen,
Wo nur ein Häuschen einsam steht,
Von allen Herzen, die da schlagen,
Soll ich die Wünsche zu Dir tragen!

Ich bringe treulich, was sie schicken,
Der Liebe Wort aus ihrem Mund,
Den Demuth-Strahl aus ihren Blicken,
Der Treue Schwur vom Herzensgrund;
Gedanken, die sie mit Entzücken
Gedacht bei dieser Freudenstund',
Laß herzlich es zu Dir gelangen,
Denn: wie gegeben, so empfangen!

Austria.

5.

Wo Herzen sich erschließen
Da bleiben wir draußen nicht,
Den jungen Prinzen grüßen
Ist Freude uns und Pflicht
Was an der Wieg' gesungen

Dem Kinde wird als Lied,
Das wird von ihm errungen
Wenn es zum Mann erblüht.
Und singet ihr vom Ruhme,
Von Liebe singen wir.
Wir singen von der Blume,
Vom Lorbeer singet ihr!
Singt ihr von Krieg und Frieden,
Von Kronen und von Glanz,
Gebt ihr den Kranz Alciden,
Wir flechten schönern Kranz.
Wir fliegen an die Grenze
Der Jünglingsjahr' hinaus,
Und flechten holde Kränze
Und einen Herzensstrauß!
Wir geh'n durch Flur und Auen
Schon suchend jetzt umher,
Wo wohl von holden Frauen
Die Allerschönste wär;
Die Allerschönst' und Feinste,
Als wie ein Götterkind,
Die Keuscheste und Reinste
Wie nur die Engel sind!
In's Wiegenband gebunden,
Von milder Feenhand,
Sei gleich von uns gewunden,
Das höchste Lebensband!
So soll ein Band gezogen
Durch all' Dein Leben sein.
Als wie ein Regenbogen
Von mildem Sonnenschein!

Amor und Hymen.

6.

Den Schleier lüfte ich der Weltgeschichte,
Den Vorhang zieh' ich fort der künftigen Zeit;
Da steht ein Heldenkreis, wie im Gedichte,
Der Nachwelt, der Bewunderung geweiht!
In großer Thaten strahlenreichem Lichte,
Wie Clio's Hand sie aneinand gereiht!
Und in der großen, heil'gen Säulenhalle
Erwarten Dich die hohen Ahnen Alle!

Da steht ein Piedestal am stillen Orte,
Erwartend noch sein künftig Marmorbild,
Ein neuer Gast tritt ein zur Ruhmespforte,
Es schlingt sein Lorbeer sich um Kranz und Schild,
Empfangen von unsterblicher Cohorte
Wird er in Clio's Sonnenglanz gehüllt.
Du bist es, der im künftigen Jahrhundert
Zu ihnen kömmt, bekränzt, geliebt, bewundert!

Die Zukunft.

An Ludwig Löwe,

zu seinem Geburtstage am 29. Jänner 1858.

Laß' wieder heute Dir die Biederhand,
Du Geniusbegabter, herzlich drücken,
Laß' uns zusammen von dem Zeitenstrand
Ein Jahr wie eine Uferblume pflücken,
Wer tagesüber treu zum Andern stand
Soll Abends näher noch zu ihm hin rücken,
Die, gleichen Schritts, gestrebt nach gleichen Höhen
Zusammen sollen sie auch thalwärts gehen

Die gleichen Jahre sahen von der Zeit
Wie kleine Tropfen in den Sand wir rinnen!
Sie schenkten Süßes uns und Bitterkeit,
Der Geist ließ beides uns doch liebgewinnen;
Jetzt bei des Kelches Neige gieb' Bescheid,
Dem Leben, Streben, Schaffen, Wirken, Sinnen.
Stoß an! Vergiß des Künstlerlaufs Beschwerde,
Denn: „Nicht den Guten hier gehört die
Erde!"

Du warst ein gotterwählter Ministrant
Voll Weihe in dem Künstler-Heiligthume,
Im Herzen hat die Flamme Dir gebrannt
Die Geist und Herz wärmt mit der Feuerblume,

Um's Haupt sich Blatt und Blatt von selber wand
Zum Kranze Dir, zum Kranz vom vollen Ruhme.
Jetzt lab' Dich an des Kranzes Blättergrüne,
Denn: nicht dem Geist gehört jetzt mehr die Bühne!

Es kömmt ein neu' Geschlecht mit neuer Kunst,
Bringt junge Götzen statt der alten Götter,
Nicht Weihrauch brennt, es qualmt empor der Dunst,
Die Welt bedeuten nimmer jetzt die Bretter,
Nicht Glut herrscht mehr, es herrscht die Brunst,
Die Sinne sind die auserwählten Retter,
Das Leere genügt, wenn es nur gleiß' und glänze,
Denn: nicht der Kunst gehören jetzt die **Kränze**!

Genug hast Du, im reinsten Sinn, gethan
Den Allerbesten stets der bessern Zeiten,
Man sah Dich auf des Schaffens Künstlerbahn
Von Sieg zu Sieg in Geisterwürde schreiten,
Und ungeschwächt noch Deinen Lebenskahn
Die Götter durch das Meer der Künste leiten,
D'rum lächle, wenn Dir's nicht gesteht ein Jeder,
Denn: nicht dem Recht gehöret jetzt die **Feder**!

So stoß' denn an und heb' das Glas empor,
Wo von den Wänden schauen Künstlerschatten,
Die einst den Reigen führten in dem Chor,
Die einst, wie Du, den Kranz errungen hatten,
Die Rachel auch, die durch das schwarze Thor
Im Lenz verschied, noch ohne Geistermatten,
So laß das Glas mit Schiller uns erheben
Und rufen: „Auch die Todten sollen leben!"

Ein gelbes Blatt in einem grünen Kranz.

Eine Immortelle auf das Grab Rachel's.

Es zieht ein armer Greis durch's weite Land,
Ein schmächtig Mädchen führt er an der Hand,
In Lumpen ist gehüllt das zarte Kind,
Es fährt durch sein Kleidchen Sturm und Wind,
Sein Antlitz ist bleich, verworren sein Haar,
Vor Hunger ist das Kind ermattet gar,
In Kummer und Elend, in Jammer und Noth
In Thränen suchen täglich sie ihr Brot.
So zieh'n sie Jahre lang herum,
Das Mädchen senkt sein Antlitz stumm,
Ein tiefes Weh liegt in des Mädchens Angesicht,
Im dunklen Auge ruht ein sinnig Licht,
Ein süßer Zug spielt um der Lippe Saum,
Den Geistern gleich von Lied und Traum.
So kommen sie nach einem bittern Tag zumal,
Vom Tagwerk ganz matt, in ein lieblich Thal,
Die Waldung breitete ihr Laubdach aus
Dem armen Paar als gastlich' Lagerhaus.
Durch Zweige grün, verschränkt so hold,
Tropft Abendroth herab sein Gold.
Am Boden lagen schwarze Schatten, stumm,
Wie Riesenschlangen-Knäule ringsherum
Des Abends leise, heilige Melodie
Ging durch den Wald wie ein Ave Marie!

In hohen Lüften wurden nach und nach
Die Stimmen auch der Nacht ganz räthselhaft wach.
Bald Stimmen wie entfernter Liebgesang,
Bald Stimmen wie ganz nah' ein Glockenklang,
Wie Ruf der Sehnsucht von so weit, so weit,
Wie Schmerzenston des Leids zur nächt'gen Zeit,
Wie Mutterrufe, die durch Nacht und Wind
Ertönen um ein verlornes Kind!
Dem Mädchen rinnt ein Schauer durch das Herz,
Es weiß nicht, ist es Freude, ist es Schmerz,
Es fügt die weißen Händchen zum Gebet,
Als eine schöne Frau urplötzlich vor ihm steht;
Ihr Auge ist klar und ihr Odem gewürzt,
Ihr Busen ist weiß und ihr Gürtel geschürzt,
Ihr Haupt ist umstrahlt, ihr Haar ist bekränzt,
Ein Blattkranz, ein grüner, in der Hand ihr erglänzt.
Das Mädchen sinket vor der Frau auf's Knie,
Es wird ihm wundersam, weiß selbst nicht wie.
Die Frau hebt sanft des Mädchens Angesicht,
Schaut in das Aug' ihm tief und lang und spricht:
„Du wundersames Kind, nun reich' mir Deine Hand,
Ich bin die „Kunst," die schon an Deiner Wiege stand
Die, Dir unsichtbar, Dich hat früh geweiht
Zur Kron', zum Stern', zur Blume Deiner Zeit,
Nimm hin den Kranz, mit ihm den Ruhm,
Und trage würdig ihn im Heiligthum,
Und voll und grün, wie ich Dir heut ihn gab,
Begehr' ich ihn zurück an — Deinem Grab."
Sprach's, küßte sanft das Mädchen und verschwand.
Das Mädchen spürt den Kranz in seiner Hand
Und sieht ihn an so tief, so lang,
Verwundert und befangen,
Sie sieht ihn an voll Freud' und Bang',
Voll Scheu und voll Verlangen,

Sie sieht ihn an mit süßem Drang,
Es glühen ihre Wangen,
Sie faßt ihn an so kühn, so klar,
Und setzt ihn tief in's dunkle Haar. —
Da wird es ihr mit einem Mal
Als fühlte sie die Erd' entfliegen,
Es sinken nieder Wald und Thal,
Die Berge höher stiegen;
Es sangen Lieder ohne Zahl,
Die Vöglein in den Wiegen,
Sie sieht mit ihrem Augenstrahl,
Die Zukunft vor sich liegen,
Die Welt der Kunst, bis Meeresstrand,
Lag vor ihr lockend wie gelobtes Land! —
Die Herrin aller Welt die „Kunst“ nur ist,
Weil sie die Herrin ist der Herzen,
Weil sie des Busens Tiefen mißt,
Mit Ernstem und mit Scherzen,
Weil man an ihrer Brust vergißt
Die Bitterniß der Schmerzen,
Weil liebend sie und selbst geliebt
Betritt die Menschenkreise,
Weil sie den Geist im Denken übt,
Ein jed's nach seiner Weise,
Weil sie dem Auge Thränen gibt,
Und jedem Herzen Speise,
Die Schönheit leiht dem Angesicht,
Weil sie dem Blinden schenkt ein inneres Licht! —
So zog nun auch, ein Göttergast,
Die Jung-Bekränzte durch das Leben,
Der Gott in ihr, er gibt nicht Rast,
Er will ein ewig Vorwärtsstreben,
Im Geist vom Genius erfaßt,
Ist's wie in Windesweben. —

So wandelt sie vom Geist getrieben fort,
Wohin die Götter sie beriefen.
Sie klopft an Särge, wo verdorrt
Der Vorwelt Ruhmgestalten schliefen;
Sie weckt die Todten auf mit ihrem Wort,
Und sie entsteigen lebend ihren Tiefen,
Sie spricht, aus ihrem Auge bricht der Strahl
Wie eine Blume blüht durch dunkle Blätter,
Durchfliegt mit ihrem Blick den Saal
Und alle Herzen fühlen Frühlingswetter;
Ihr Wort durchzuckt das Herz, ein Stahl
Geschliffen an dem Zorn der Götter:
Sie winkt, sie weint, sie lächelt mildiglich,
Und jedes Herz im Busen wendet sich. —
Die Seelen hebt zum Höchsten sie empor,
Auf ihres Geistes kunstdurchrauschtem Flügel,
Erstaunte Völker neigen ihr das Ohr,
Wo sie erscheint mit ihrem Lebensspiegel,
Die Kunst, die sie zur Göttin sich erkor,
Verkündet sie von Berg zu Hügel,
Ein ganzer Welttheil fasset sie in Kränzen ein,
Doch scheint e i n Welttheil ihrem Geist zu klein.
Zu Colomb's Welt trägt jubelnd sie ein Schiff,
Es kreisen um die Schifferin Delphine,
Wie damals als Arion in die Saiten griff,
Zum Zitherspiel in Meeresgrüne,
Der Zephyr führt an Brandung und an Riff
Mit Glück vorüber seine Paladine,
Mit sanftem Hauch führt er das Schiff zum Strand
Und wilder Jubel nimmt sie auf im wilden Land! —
Sie tritt mit ihrem edlen Angesicht
Erschrocken in die Kreise jener Borden,
Verständniß hört sie aus den Stimmen nicht,
Ein Lärmruf ist's von buntgemischten Horden,

Und wie ihr ward des Beifalls Vollgewicht,
Er ist ihr nicht zum Labetrunk geworden,
Es stellt sich Lärm und Lohn, es stellt der Kranz sich ein,
Der Künstler aber will empfunden sein!
Es fühlt mit Herzeleid ihr Genius,
Das selbst erwählte Joch ihn drücken,
Den Künstler kann allein der Herzerguß
Der sinnbegabten Hörerschaft erquicken,
Den Beifall muß er wie den Liebeskuß
Im Austausch der Empfindung pflücken,
Der höchste Lohn in aller Künste All
Ist aus der andern Brust der Widerhall!
Unheimlich griff des innern Zwiespalts Hand
Zerstörend ein in ihrem Künstler-Regenbogen,
Gefesselt ist ihr Leib am Gluthensand,
Die Seele doch ist voraus heimgeflogen,
Dort haben Herzen Weihrauch ihr gebrannt,
Hier haben Hände Lohn ihr zugewogen.
Dort sprach der Himmel aus dem Grün des Kranzes ihr,
Aus einem gelben Blatt spricht nur die Erde hier!
Die Heimat grüßt sie wieder, krank mit mattem Blick,
Mit einem Lächeln, das nicht war von Dauer,
Zur Heimat kehrt gebrochen sie zurück;
Die Heimatsluft, sie scheint ihr lauer,
Denn Heimat-Erde selbst ist Glück
Und Heimatshimmel lächelt blauer,
Der Tod selbst wird freundlicher beschert,
Wenn er uns bettet in die Heimat-Erd'! —
So eines Tags fühlt den Tod sie nah'
Und nimmt den Kranz vom Haupt und legt ihn nieder:
„Du Götterfrau, die mich in meiner Armuth sah,
In Bettlerkleid gehüllt die jungen Glieder,
Die mich unwürdig Kind zum Höchsten ausersah,
Dir bring' ich deinen Kranz nun wieder,

Und glaubst du, daß die Lebende sein würdig war,
Gieb' ihn zum zweiten Mal der Todten auf die Bahr'."
Doch eh' der Hülle noch ihr Geist entschwand,
Füllt leiser Harfenklang das Zimmer,
Die schöne Frau am Sterbebette stand
Umflogen von des Himmels offenem Schimmer,
Und einen zweiten Kranz trägt sie in ihrer Hand
Aus Silberlilien, die verblühen nimmer,
Den weißen Kranz legt sie zum grünen dicht,
Küßt ihr so Aug und Stirn und spricht:
„Geh ein, geprüftes Herz, und zweifle nicht
Ob du vollbracht hast hier deine Sendung!
Dir ward die Kraft, dir ward das Licht,
Dir ward der Geist zur schaffenden Verwendung,
Dir ward das Wort in seinem Vollgewicht,
Dir ward der Sinn für Tiefe und Vollendung,
Dir war die Tempelflamme hier bescheert,
Die stets die Andern wärmt und sich selbst verzehrt.
Ja, Deine Sendung hast Du voll erfüllt
Dein Erdenfest hast Du gefeiert,
Du hast der Gegenwart in Wort und Bild
Der Vorzeit Gottgeschlecht erneuert,
Als Priesterin hast Du mit Helm und Schild
Der Dichtung Ideale uns entschleiert,
Zum Doppelsegen schufst du, was dir Gott verlieh,
Du schenktest Thränen und du trocknetest sie!
Doch ist der Himmel seinen Eingeweihten hold,
So holt er früh sie ab in seinem schmalen Nachen,
Wenn noch im Aug' ist Aether und im Haar ist Gold,
Wenn ihm die Ideale jung noch lachen,
Wenn heiß das Blut noch durch die Adern rollt,
Wenn aus Traum wir Wirklichkeit noch machen,
Wenn Herzensfreund' und Hoffnungsmuth
Noch lustig schiffen auf der Jugend Fluth!

In Tagesmitte führt Dich fort der Tod,
Nicht lebst Du, und bist doch nicht gestorben,
Im grünen Kranz, den Dir die Gottheit bot,
Ist Dir kein zweites Blatt vergilbt, verdorben,
Unsterblichkeit, dieß Geistermorgenroth,
Hast Du im vollen Lebenstag erworben,
Und der Erinnerung bleibst Du zum Eigenthum.
Als schöne, edle, unversehrte Blume!



Humoristische Vorlesung.

Wie viel Frauen, wie viel Minister und wie viel Haselnüsse muß man kaufen, bis man ein paar gute darunter findet?

(Geschrieben 1849.)

Die Frauen und die Haselnuß-Sträuche, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, sind sich sehr ähnlich: zuerst, im Anfange sind sie geschmeidig, zart, sanft und lassen sich biegen; aber mit der Zeit werden sie tüchtige Haselstöcke, und nehmen uns als echte Haslinger unter die Fuchtel.

Das Schicksal, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, gibt dem Menschen verschiedene Nüsse zu knacken! Nur so lang der Mensch keine Zähne hat, nur als *Kind* braucht er weder in einen sauern Apfel, noch in harte Nüsse zu beißen, aber von dem Augenblicke an, als der Mensch alle seine Zähne hat, ist er ein lebenslänglicher „*Nußknacker!*“ und nur wenn der Mensch wieder keine Zähne hat, im hohen Alter, hört er auf, Nußknacker zu sein, weil er sich am Leben schon alle Zähne ausgebissen hat. Die Männer sind die großen plumpen Wallnüsse im Leben, man sieht

bei ihnen mehr auf die Schale als auf den Kern; die Frauenzimmer lieben sie, wenn sie frisch und weich sind und am liebsten haben sie sie, wenn sie sich recht leicht — schälen lassen! Ja, viele behandeln die Männer ganz wie die Wallnüsse, sie legen gerne die jungen ein mit Zucker und Süßigkeit!

Die Frauenzimmer aber sind die „Haselnüsse", sie wachsen nicht auf einem Baume, weil sie wissen, daß nur wenig Männer Baumkraxler sind, sie wachsen auf Sträuchen, und will man die Haselnüsse pflücken, so braucht man nur auf den Strauch zu schlagen!

Minister sind oft auch nichts als „Nußknacker", sie knacken, sie knacken, aber die Nuß ist zu hart!

Was ist eigentlich ein „Ministerrath"?

Eine Versammlung von verschiedenen Nußknackern, bei welcher jeder eine Menge harte Nüsse in seinem Portefeuille mitbringt. Nun fühlt jeder Minister dem andern auf den Zahn; denn jeder möchte seine Nuß vom Herrn Kollegen aufknacken lassen.

Der Kriegs-Nußknacker sagt: an meiner harten Nuß soll sich der Finanz-Nußknacker den Zahn ausbeißen. Der Nußknacker des öffentlichen Unterrichts soll für den Nußknacker der Arbeit knacken, da entdeckt der Letztere, daß der Nußknacker des Unterrichts keine Weisheitszähne hat. Der Nußknacker des Innern denkt sich im Innern: ich laß die harte Nuß noch lang im Stroh liegen, der Zahn der Zeit wird diese Nuß schon knacken. Der Nußknacker des Auswärtigen denkt sich,

da wir einige Zahnlücken haben, die mir nicht gestatten, diese harte Nuß zu knacken, so werden wir uns künstliche, fremde, gute Zähne einsetzen, um die Nuß zu knacken.

Es gibt auch Nußknacker, welche die Nuß gar nicht knacken sollen, sondern blos Ehren-Nußknacker sind, das sind die Nußknacker ohne Portefeuille.

In jedem Menschen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, stecken viele Menschen und noch mehr Unmenschen, ein jeder Mensch ist ein Futteral von verschiedenen Leuten! In jedem Menschen steckt erstens ein Bau- und Maurermeister; wenn irgendwo ein Haus, ein Schloß u. s. w. gebaut wird, bleibt alle Augenblicke ein Vorübergehender stehen, der mit bauen hilft, der dem Andern zeigt, was gebaut wird, warum gebaut wird und wie es gebaut wird!

Jetzt, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ist übrigens schwer bauen! auf die Erde kann man nicht bauen, denn wie man gräbt, kommt man bis auf den Hals in Wasser; auf den Himmel kann man auch nicht bauen, denn wenn es wahr ist, daß Kinder und die Armen allein in den Himmel kommen, so wird es im Himmel vor Proletariern gar nicht auszuhalten sein.

Ein sehr schlechter Bauplatz, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ist der Mensch überhaupt; wo ein Mensch auf den andern baut, ist das Ge-

bände noch stets eingestürzt, denn bei dem Menschen ist Grund und Boden verdorben.

Ein noch schlechterer Bauplatz ist das Versprechen eines Großen der Erde; wer auf so ein Versprechen bauen will, soll sich nur gleich selbst zu dem Grundstein in die Erde legen!

Aus Allem in der Welt läßt sich was machen, aus Stroh lassen sich Hüte machen, aus Erdäpfel Brod, aus Knochen Mehl, aus Lumpen Papier und Millionäre, ja sogar aus einem freisinnigen Menschen läßt sich' was machen, nämlich ein Arrestant, nur aus dem Versprechen eines Großen läßt sich gar nichts machen, oder höchstens ein schlechtes Journal, weil das auch nicht — gehalten wird! Der allerschlechteste Bauplatz aber, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ist ein „Frauenzimmer-Herz!' Das ist natürlich, auf einen Ort, wo beständig Erdbeben ist, soll man nicht bauen! In so einem Frauenherzen ist beständig Erdbeben, so ein Frauenherz zittert beständig. Zittert es nicht für sich, zittert es für einen Andern; bald zittert es aus Kälte, bald zittert es aus Hitze; bald zittert's, weil ihm die Decke zu leicht ist, bald zittert's, weil es zu stark zugedeckt worden ist; bald zittert's aus Furcht, bald aus Hoffnung; bald zittert's für seine Unschuld, bald zittert's für seine Schuld; bald zittert's für einen, bald zittert's paarweise, für zwei, drei. Schon das erste Weib Eva hat gezittert, sie hat auf den Apfel so lange gezittert, bis

sie ihn gekriegt hat! Als unser Herr Gott Adam erschuf, verbot er ihm von dem Baume zu essen, allein um desto sicherer zu sein, gab er Adam im Schlaf eine Frau, in der Hoffnung, daß ihm dann aller Appetit vergehen wird!

Woher kömmt es, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, daß die Frauen besser und länger schlafen als die Männer? Weil die Männer noch immer daran denken, welches Malheur dem ersten Mann im Schlaf passirt ist!

Eva, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, war die erste demokratische Frau der Welt, sie hat gleich mit der Schlange einen demokratischen Klub gebildet, in welchem beschlossen wurde, auf Gott nichts zu geben, sich Alles zu erlauben, was bis jetzt verboten war, den Reichsapfel herunterzureißen und zu verschlingen, dann ist sie gleich zu Adam gekommen mit einer Sturmpetition, er soll auch in den sauern Apfel beißen!

Natürlich wurde so endlich die Langmuth des Himmels erschöpft! Er versetzte das Paradies in Belagerungszustand, stellte einen regulären Engel mit dem bloßen Schwert als Wache, und erließ eine Proklamation an die Bewohner des Paradieses, in welcher er nicht nur die Schuldigen Eva und die Schlange verurtheilte, sondern auch der gutgesinnte Adam mußte solidarisch die Unkosten bezahlen: zugleich wurde der Boden des Paradieses verflucht, Adam und Eva aus-

gewiesen und die Zeitungen sagten dann: „Die Ruhe herrscht im Paradies!" Ruhe! Ruhe. Waffenstillstand! Friede! Ordnung! Was ist Ruhe? Wo kann der Mensch endlich ausruhen? An zwei Orten: als Todter im Grab und als Beamter im Bureau! Man sollte an jede Bureauthür einen Grabstein setzen: „Hier ruht in Gott der Vortreffliche so und so, hier ist bloß seine sterbliche Hülle, seine arme Seele ist anderwärts!"

In der Ehe herrscht entweder Krieg oder bewaffneter Friede. In der Ehe ist der Mann Finanz-Minister, die Frau Kriegs-Minister, sie führt das Pantoffel-Regiment, und der Hausfreund ist Minister des geheimen Kabinets! Mit diesem Kabinets-Minister nimmt die Frau oft einen Minister-Wechsel vor, das sind lauter Sola-Wechsel, sie werden alle von der Frau auf sich gezogen!

Wissen Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, in wiefern oft Minister und Pantoffel sich gleichen?

Bei Minister und Pantoffel macht man oft die Erfahrung, daß die Abgetretenen die besten waren! Es gibt verantwortliche Minister, von denen es heißt, daß sie der Volkskammer verantwortlich sind! es gibt aber auch Pantoffeln, von denen es heißt, daß sie der Hauskammer, dem Mann verantwortlich sind! Allein wie verantworten sich diese meist? Wenn ein Pantoffel über sein Regiment interpellirt wird, redet er einen

Stiefel zusammen, daß die Kammer am Ende selbst nicht weiß, wo sie der Schuh drückt!

Sehr oft sind die Kammer-Mitglieder blos Kammerdiener und Anmelder, sie melden dem Volke an: „die Verbesserungen stehen vor der Thür," aber die Regierungen sind sehr überhäuft von Geschäften und sie lassen die Verbesserungen so lange vor der Kammer-Thür stehen, bis die Verbesserungen keine Thürsteher mehr sein wollen, und sagen: Wir werden ein andermal kommen!

Warum, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, tragen die Kammerherren den Schlüssel auf dem Rücken?

Weil Viele von ihnen nur zu jener Zeit den Schlüssel haben, die hinter ihnen liegt; das ist ein goldener Schlüssel an einem goldenen Knopf zu einer eisernen Zeit mit einem eisernen Zopf!

Die Regierungen haben zwei Kammern für sich: die Schatzkammer und die Pulverkammer, und das Volk hat auch zwei Kammern, die Schlafkammer und die Camera obscura, in welcher man alles verkehrt sieht. Die Deutschen haben von jeher die Freiheit nur durch zwei Mittel erobern wollen: durch Faustrecht und durch Philosophie, darum schwankt bei ihnen jede Unternehmung zwischen Unsterblichkeit und Galgen. Der Deutsche ist ein Phlegmatiker bei Allem was möglich ist und ein Fanatiker bei Allem was unmöglich ist! Deutschland hat nicht nur seine

Komödien aus dem Französischen übersetzt, sondern auch die Revolutions- und die Republik-Tragödien! Aber auch hier hat sich bestätigt, daß die deutschen Komödianten niemals so schlecht als in französischen Stücken spielen! Der Franzose weiß, daß er Komödie spielt, er hat mit dem Königthum Komödie gespielt, mit dem Kaiserthum, mit der Constitution, mit der Restauration, mit der Republik, er spielt seine Komödie für Alle, für die Loge, für Parterre u. s. w. Der Deutsche spielt bloß für die Gallerie, darum übertreibt und schreit er so! Der deutsche Redner in den Kammern weiß, daß das Gallerie-Publikum desto mehr applaudirt, je mehr gebrüllt wird, und wenn er es so weit bringt, daß man ihn gar nicht versteht, dann ist der Applaus unermeßlich!

Es ist ein großes Unglück, daß im Jahre 1848 die Fürsten die Wahrheit für eine Komödie und das Volk die Komödie für eine Wahrheit hielt! Aber das Volk hat damals das Volksstück: „Freiheit", nur aus Zeitungen und aus der „Leseprobe" gekannt, und da haben sie weder den Geist des Stückes noch seine wahre Tendenz erkannt. Die Demokraten waren bloß die Coulissenreißer der Freiheit, sie haben auf den Souffleur gespielt, und ihr Souffleur war ein rother Dämon, der ihnen seinen Athem einblies. Die Regierungen aber haben ihre Rolle besser gespielt, weil sie erst viel „General-Proben" gehabt, bis sie ihre „Stücke" aufführten. Bei allen diesen dramatischen

Vorstellungen waren die ruhigen Zuschauer am meisten zu bedauern; sie haben die Komödie nicht bestellt, nicht verlangt, sie machte ihnen kein Vergnügen, und doch mußten sie nicht nur die Theaterkosten bezahlen, sondern sie mußten auch bei jenen Stellen applaudiren, die ihnen zuwider waren! Aber welchen demoralisirenden Einfluß hatte die Komödie der Ultra-Liberalen, der Wühler- und Umsturz-Komödie nicht auf das große Publikum?! Das Auflösen aller Bande, das Entwurzeln jeder Pflanzung, das Zertreten jeder Blume, die Entartung alles Heiligen, das Beflecken jeder Reinheit, die Verläumdung jeder Größe, das Ausjäten jedes Glaubens, das Abwerfen jeder Pflicht, die Betäubung jedes Ernstes, die Verhöhnung jeder Tugend und die Zerfaserung jedes Bandes, welches den Menschen an den Menschen, den Mann an das Weib, das Kind an die Familie, das Volk an seinen angestammten Herrscher, den Armen an seine Wohlthäter, die Erde an den Himmel, den Lebenden an Gott und den Sterbenden an Jenseits knüpften! Alle diese Bande wurden zerhaut und der Mensch zu einem Thier erniedrigt, in welchem der Gedanke zum Egoismus wurde, der Wille zum Bewußtsein, der Instinkt zur Religion, die Begeisterung zum Wahnwitz, das Wort zu Gift, die That zu Eiter und der göttliche Funke Freiheit zum Fackelträger von Anarchie und Terrorismus!

Sehen Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, diejenige Umsturzpartei, die das nicht voraus-

gesehen und uns in diesen Zustand gebracht hat, wird nicht nur vom Kriegsgerichte verurtheilt, sondern sie ist vom Himmel zum Schaffot bestimmt, weil ihr die Vorsehung schon die Augen verbunden hat!

Und so stehen wir verduzt zwischen den Ultra-Liberalen und Ultra-Conservativen!

Diese Ultra-Conservativen wollen alle wieder sich in den vormärzlichen Zustand hineintauchen, und wenn man ihnen sagt: Es geht nicht, so fragen sie: Warum ist's früher gegangen? Das mahnt an folgende Anekdote: Ein Ungar machte eine Flasche Champagner auf und da schäumte es über, die Moussade bedeckte Tisch und Teller. Der Ungar bemühte sich, dieß wieder in die Flasche zurück zu bringen, und als man ihm sagte: das geht nicht, sagte er: „Warum nicht, war ja früher auch drinn?!" Beide Parteien gehen in's Extreme, die Ultra-Liberalen wollen keine Blondine lieben, die schwarze Augen hat, weil sie schwarzgelb ist, und die Ultra-Conservativen versetzen einen Stieglitz in Anklagestand, weil er eine rothe Kappe trägt! Wir sind jetzt in einem Zustande, in dem man von den Menschen sagen kann: die Gescheitesten sind die, welche im Narrenhaus sitzen, die Reichsten sind die, welche im Armenhaus sitzen und am Freiesten sind die, welche im Polizeihaus sitzen.

Der heidnische Prophet Bileam und sein Esel,

oder:

Wer von beiden ist gescheidter, der den Geist nicht hat kommen sehen, oder der Esel, der ihn sogleich gesehen hat?

(1852.)

Kein Wesen auf dieser Erde, meine f. H. u. H., ist mit solchem Unrecht verläumdet worden als der Esel, nicht einmal die egyptische Finsterniß, die, wenn sie jetzt lebte, doch ganz gut als Gas-Laterne angestellt werden könnte.

Es hat sich einmal das Vorurtheil bei den Menschen eingewurzelt: „Die Esel sind dumm!" Woher weiß man das? Hat schon Jemand vernünftig mit ihnen gesprochen? Hat der Staat schon versucht, sie in die Schule zu schicken? Man hat zwar in jeder Schule eine „Eselsbank", aber darauf sitzen keine wirklichen Esel, sondern blos die sogenannten Esel durch die Bank!

Das Sprichwort sagt: „Der Esel geht nur einmal auf das Eis." Ist das dumm? Wir kennen Wesen, denen der Himmel die edelsten Güter des Da-

seins verliehen: Vernunft, Sprache und Konstabler und die geh'n doch mehrmals auf's Eis!

Auch sagt man: „Wenn dem Esel wohl ist tanzt er auf dem Eis." Ist das dumm? Der Esel tanzt wenn ihm wohl ist. War allen Menschen in diesem Winter wohl? Nein! Aber getanzt haben sie doch!

„Den Sack schlägt man, und den Esel meint man!" Setzt das nicht bei dem Esel einen Vernunftschluß, ein Stück deutsche Philosophie voraus? Ich kann mich ordentlich in den Esel hineindenken. Er denkt so: „meinen Sack schlägt man; aber ich und mein Sack sind identisch, schlägt man meinen Sack, bin ich geschlagen, folglich meint man mich." Ist das nicht ein Vernunftschluß? In dem Sack aber, auf welchen jetzt geschlagen wird, stecken Moses und die Propheten, folglich könnte man auch sagen: „Den Sack schlägt man und die Propheten meint man!"

Es ist vielleicht nicht ganz blos Zufall, daß das Wort „Sack" und das Wort „Kameel", welches die meisten Säcke trägt, in fast allen Sprachen gleich lautet, denn der Sack macht sich in allen Sprachen verständlich und ein Kameel bleibt in allen Sprachen ein Kameel!

Um jetzt ruhig zu leben, m. s. H. und H., muß man entweder ein Prophet oder ein Esel sein, d. h. entweder man muß die Zukunft wissen, oder das Wissen der Zukunft überlassen.

Unter allen Völkern hat das deutsche die wenig=

ſten Propheten, denn was heißt ein Prophet? Jemand, der in die Zukunft ſieht; der Deutſche hat aber keine Zukunft, alſo wohin ſoll der Prophet ſehen? So ein deutſcher Prophet, der mit der Idee auf die höchſte Berg-Spitze der Vergangenheit ſteigt, um in die ferne Zukunft zu ſehen, iſt gerade wie ein Wiener, der den Schneeberg beſteigt.

Was er Alles zu ſehen glaubt! „Dort rechts über dem Adlitzgraben der lichtblaue Streif, d. i. die beſſere Zukunft, — dann dort in der Gegend von der Rochuskapelle das Weiße dort, d. i. der „ewige Friede“, dann wieder dort unten der dunkle Punkt, der ausſieht wie ein langer Strich, d. i. der Rothſtift; dann dort rechts, hinten, ſchief, ſeitwärts, dort bricht grad der Tag von Gold und Silber an, vor der Hand ſieht man nur erſt den Schein; dort wo es ſo dämmert, dort zwiſchen Böhmiſchbrod und Moskau, ſo eine Art gar nichts, d. i. Preußen wie es grad in Deutſchland aufgeht.“ —

Gerade wie der Prophet auf dem Berg das Alles ſieht, kommt von rückwärts ein Wind, den der Mann von vorne nicht geſehen hat, wirft den Propheten auf die Naſe, und er klettert vorſichtig von allen ſeinen Ausſichten herunter und legt ſich zur Erholung ſchlafen. Bei Allen, die auf Eſeln reiten, von Bileam bis Mahomed, machen ſich die Eſel den Spaß und verſtecken ihnen indeſſen die ganze Zukunft; wenn die Propheten erwachen, ſehen ſie, daß ſie die Zukunft verſchlafen haben!

Vier Dinge, m. f. H. u. H., wachsen im Schlaf: Blumen, Kinder, Zinsen und Prozesse. Wenn z. B. ein eingeschlafener Proceß wieder erwacht, ist er zwei Mal so groß als er gewesen wie er sich niedergelegt hat Das wissen die Doctoren der Rechte, diese Kindsweiber der Gerechtigkeit, und wiegen die Kinder so lang, bis sie einschlafen und singen dabei: „Schlaf, mein Kind, schlaf, wenn Du erwachst, kriegst einen frischen Brei!"

Die Gerechtigkeit, m. f. H. u. H., ist auch eine moderne Mutter, sie stillt ihre Kinder nicht selbst, sondern durch Ammen, d. h. durch Advokaten; die Advokaten sind ganz wie die Ammen, wenn sie von Jemand so ein Proceßkind an die Brust nehmen, so kann man ihnen nicht genug viel und gute Nahrung geben und dabei sagen sie immer: „Sie thun's ja nur ihrem Kind!" Nach einiger Zeit ist die Amme dick und fett und das Kind wird zaunmager!

Früher, m. f. H. u. H., war die Gerechtigkeit heimlich blind und man führte sie öffentlich bei der Nase herum, jetzt ist sie mündlich und öffentlich blind und man führt sie heimlich bei der Nase herum.

Die Advokaten, m. f. H. u. H., sind ganz wie die Lokomotiv-Führer; anfangen thun sie mit einem Pfiff, dann stoßen sie in's Horn, dann fangen sie gegenseitig an Kohlen auf's Haupt zu sammeln, dann schüren sie nach, dann halten sie auf den Erstreckungsplätzen an und nehmen was ein, und am

Ende heißt der der Geschickteste, der am Besten — Bremsen kann!

Wir haben lauter Doctoren der Rechte, denn die Linken brauchen keinen Doctor mehr! Der Prozeß ist fertig!

Bei gar nichts hat sich die Nemesis so bewährt als bei den Rechten und Linken. Eine Hand wäscht die andere. Einst hat die Linke die Rechte zu stark gewaschen, jetzt wäscht die Rechte die Linke zu stark, wir kommen aus der Wäsche gar nicht heraus!

Der Mensch, m. f. H. u. H., hat eine angeborne Neigung zur Linken. Das ungezogene Kind greift nach dem spitzigen Messer und Gabel mit der Linken; natürlich aus dem angebornen Trieb des Widerspieles, da die Mutter es blos auf der Rechten trägt und es blos an die Rechte gewöhnt.

Wenn die Mutter vernünftig wäre und das Kind abwechselnd, nach Zeit und Ort, bald auf der Rechten, bald auf der Linken trüge, würde das Kind, wenn es älter wird, gleich vernünftigen und mäßigen Gebrauch von der Rechten wie von der Linken zu machen wissen

Die Rechte soll nicht wissen, was die Linke thut, aber leider weiß die Rechte nur was die Linke thut und die Linke weiß nur was die Rechte thut, aber keine weiß, was sie selber thut.

Kein Mensch, m. f. H., ist einseitiger als eben jeder Mensch! Jedes Ding hat zwei Seiten, der Mensch aber ist ein Unding! Die Schöpfung hat in ihm selbst

die Form der besten Constitution aufgestellt: eine „Rechte“ und eine „Linke“ und ein Centrum, eine richtige Mitte: „das Herz“ und im Herzen selbst zwei Kammern, und in diesen Kammern ist die Liebe Alterspräsident, Gefühl und Empfindung sind die Schriftführer, das Wohlwollen sitzt am Protokoll und wenn Zorn und Haß wilde Anträge stellen, so ruft die Versöhnung zur Tagesordnung, und da der ewige Gott mehr Stimmen für's Gute als für das Böse in's menschliche Herz gepflanzt hat, so geht der Antrag der Versöhnung mit Stimmenmehrheit durch.

Ja, m. f. H. u. H., in der Brust auch des bösesten Menschen spricht eine Stimme für das wahrhaft Gute, aber er läßt sie leider nicht zu Worte kommen!

Der Mensch muß das Herz in die Hand nehmen, bald wie eine Fackel, um damit sicher neben dem Abgrund zu schreiten; bald als einen Pilgerstab, um mit ihm an jeder frommen Stelle Eingang zu finden; bald als einen Schlüssel. um damit die Thüren zu Milde und Mitleid aufzuschließen; bald als ein Taschentuch, um damit die Thräne des Elends zu trocknen und bald als eine Aeolsharfe, damit es selbst gegen die Stürme des Lebens gestellt doch noch beschwichtigende und sanfte Töne ausklinge.

O, folgt der Stimme des Herzens, das glückliche Herz spritzt alle Adern des Lebens aus mit rosenrothem Schein und bespritzt das Feuer mit Liebe und den Donner mit Wohlwollen und den Schmerz mit Trost

und den Orkan mit Sanftmuth, und das unglückliche Herz liegt in seiner dunkeln Brust wie in einer Kapelle und bevölkert seine Einsamkeit mit Gebeten, und das gebrochene Herz zeigt dem Auge das Jenseits viel näher wie gebrochene Strahlen das jenseitige Ufer dem Auge näher abspiegeln.

Aber leider, m. s. H. u. H., wird das Herz nicht immer als Centrum betrachtet, die Linke betrachtet die schreiende Lunge als ihr Centrum und die Rechte den Alles verschlingenden Bauch, und um zu wissen, daß am Ende die Bauchredner siegen, dazu braucht man kein Prophet, sondern blos kein Esel zu sein!

Drei Stimmen singen im Leben ein Terzett, die Bauchstimme, die Bruststimme und die Kopfstimme, aber die Bruststimme redet sich vergebens die Brust heraus, die Kopfstimme stellt sich vergebens auf den Kopf, die Bauchstimme dringt durch! Die Bauchstimme, d. i. die Stimme der jetzigen Propheten!

Ueberhaupt glaube ich, daß nicht nur viele Propheten, wahre und falsche, sondern viele große Männer vom Uranfang der Welt an nichts als Deutsche waren. Ja, ich behaupte, die Deutschen sind schon vor Erschaffung der Welt dagewesen, denn wo wäre sonst das „Chaos“ hergekommen? Ja, ich bin überzeugt, der erste Mensch war ein Deutscher! Welcher Andere als ein Deutscher schläft im Paradies gleich ein? Von welchem als von einem Deutschen sagt man mit Recht: „es ist nicht gut, daß er allein sei!“ Denn wenn ein

Deutscher allein ist, sieht er gleich Gespenster! Welcher Andere wie ein Deutscher läßt sich so in die Rippen hineinschneiden? Welcher Andere wie ein Deutscher versteckt sich selbst, wenn der Himmel fragt: wo steckst Du? Welcher Andere wie ein Deutscher schiebt, wenn er angeklagt wird, die Schuld sogleich auf sein Weib? Welcher Andere wie ein Deutscher beißt so geschwind in den sauern Apfel?

Aber nicht nur Adam war ein Deutscher, auch Vater Nooh war einer, in seiner Arche hat er Kammern gehabt, aber es ist gleich gesagt worden: „bei Beiden soll er Pech haben" und nachdem die Kammern aufgelöst worden sind, hat er sich gleich einen Haarbeutel getrunken. König Pharao war gewiß auch ein Deutscher, zehn Plagen müssen erst über ihn kommen, bis er die Juden gehen ließ!

Die Patrioten des unseligen, unheilvollen 48ger Jahres, m. f. H. u. H., waren dreierlei Patrioten, Patrioten der Ruhe, Patrioten der Ordnung und Patrioten der Sicherheit. Die Patrioten der Ruhe legten sich in's Bett, d. i. eine große Beruhigung! Die Patrioten der Ordnung, die versteckten sich auf dem Boden, d. i. in der Ordnung, und die Patrioten der Sicherheit, die liefen davon, d. i. das Sicherste!

Jetzt wollen alle diese Patrioten Entschädigung und Auszeichnung!

Die Patrioten der bettlägerigen Ruhe wollen Entschädigung für das Bettgewand, das sie zerrissen, und

Auszeichnung dafür, daß sie immer im Bett so schön auf der rechten Seite gelegen sind; die Patrioten der versteckten Ordnung auf dem Boden wollen Entschädigung, daß sie indessen umsonst ihr Quartier bezahlt haben, und Auszeichnung dafür, daß sie sich so lang auf dem gesetzlichen Boden aufhielten, und die Patrioten der davon laufenden Sicherheit wollen Entschädigung für die Schuhe, die sie im Laufen verloren haben, und eine Auszeichnung, daß sie die gute Gesinnung bis in die tiefsten Berge fortgepflanzt haben.

Wir wissen gar nicht, m. f. H. u. H., wer uns, und Wien, und das Land und Alles gerettet hat. Gut Unterrichtete meinen zwar, die tapfern Armeen, die glorreichen Waffen, ein starkes Ministerium und eine weise Regierung haben Wien gerettet, aber alle Augenblick kommt ein neuer Retter um den Andern. Wien hat 400,000 Einwohner und 500,000 Retter! Man kennt die Anekdote von der Katze, die 3 Pfund Fleisch genascht haben sollte, die Frau wog die Katze, sie hatte grade drei Pfund und sie fragte: „da ist das Fleisch, wo ist die Katze?“ Da sind die 400,000 Retter, wo sind die Geretteten? Wo ist die Katz?

Ich weiß aber was für Köpfe viele sogenannte Gutgesinnte gerettet haben: die Köpfe auf den Zwanzigern, Thalern und Dukaten! O, die haben sie gerettet, daß kein rauhes Lüftchen ihnen was thun könnte!

Warum, m. f. H. u. H., hält sich das Gold und Silber so gerne an die Banquiers? Weil es da am

ersten auf ein ehrlich Begräbniß rechnen kann. Bei diesem Begräbniß sind die Banquiers die Todtengräber und die Finanzen machen die — Partezettel!

Diese Wiener, m. f. H. u. H., die bei dem plötzlichen Einfall des gesetzlichen Baues den Einfall hatten, plötzlich davon zu laufen und jetzt bei dem neuen Bau dafür Dank zu verlangen, haben ihre Liebe zu den Wiener Vorstädten plötzlich geändert! Beim Einfall des alten Baues logirten sie auf dem „Rennweg" und auf der „Landstraße", und jetzt suchen sie Quartier am „Neubau" oder wenigstens" am „Platzel!" —

Kein Prophet im Vaterland! Warum?

Das ist ganz natürlich! Was sagt der Prophet? „Man soll die Schwerter umschleifen zu Sicheln." Ja, sagt das Vaterland zum Propheten, was sagst Du das mir? Geh zu meinem Nachbarland, wenn das demobil gemacht, mache ich auch demobil! — Die Propheten sagen ferner, man soll zurückkehren zum alten Bund! — Gut, sagt das Vaterland, Du Prophet, mir brauchst Du das nicht zu sagen, sag' das den Nachbarstaaten.

Es gibt dreierlei Propheten, die Einen prophezeihen aus der Hand, die Andern aus dem Kaffee, die Dritten aus der Karte. Die Zeitungsschreiber sind meist Propheten aus der Hand, man muß oft erst ein Stück Geld hineinlegen, bevor sie weissagen; die deutschen Philosophen sind Propheten aus dem Kaffee, sie weissagen aus dem Grundsatz, und die Diplomaten weissagen aus den Karten, sie legen Karten, d. h. Land-

karten, bald aus dem deutschen Spiel, bald aus einem französischen Spiel. Der Eine mischt die Karten, der Andere hebt sie ab, der Dritte legt sie, nur der, für den die Karten eigentlich gelegt werden, der hat nichts drein zu reden! Alle diese Propheten sterben nie aus, und wenn sie auch sterben, so stehen sie bald wieder auf!

Der Mensch, m. f. H. u. H., ist wie Gold und Silber aus der Erde gekommen und kehrt in die Erde zurück! Aber kein Prophet weiß, wann ihre Auferstehung sein wird!

Es ist gut, m. f. H. u. H., daß der Mensch nicht weiß, wann seine Auferstehung ist; denn dadurch spricht er wenigstens von den Todten Gutes; wenn ein Prophet z. B. den Menschen sagte: „in 14 Tagen ist die Auferstehung!" würde er nicht einmal von den Todten etwas Gutes sagen, da er doch bald wieder mit ihnen leben müßte!

Der Mensch beginnt das Leben mit einem Schrei und endet es mit einem Seufzer. Es ist mit dem Eintritt in's Leben, wie wenn der Mensch in eine Gesellschaft eintritt, zuerst macht er ein Generalkompliment an die ganze Gesellschaft, dann macht er nach und nach Separat-Komplimente; so ist's mit dem Menschen: wenn er in's Leben eintritt, stößt er einen General-Schrei aus für Alles im Leben, dann nach und nach stößt er immer einen Separat-Schrei aus für das Einzelne. Das Leben, m. f. H. u. H., ist nicht ein Schlaf und nicht ein Wachen, sondern ein immerwährendes Erwachen! Zuerst erwacht man aus dem Traum der

Kindheit, dann aus dem Traum der Jugend, dann aus dem Traum der Liebe, dann aus dem Traum der Hoffnung, dann aus dem Traum des Glückes, dann aus dem Traum der Freiheit, dann am Ende erwacht man aus dem ganzen Traume des Daseins, und der Tod ist der Traumdeuter und deutet hinüber und sagt: „Dort ist die Auslegung!"

Die Propheten, m. f. H. u. H., sterben auch, aber sie sterben auf eigene Faust, ohne ärztlichen Consens. Ein gewöhnlicher Mensch hingegen getraut sich gar nicht, die Reise dort hinüber anzutreten, ohne Paß und Geleitschein vom Doctor, daß er ein ehrlicher Patient war, der wie ein guter Bürger an 24 Flaschen Dekokt gestorben und begraben worden ist.

Nach dem Tode wird jeder Mensch ein Prophet, nach dem Tode ist jeder Mensch ein Reiner, der Tod ist der einzige Fleckausputzer der Menschheit, der mit einem Bischen Erde alle Flecken herausbringt! Ein jeder Mensch, m. f. H. u. H., der gestern noch allgemein Unrecht hatte, kann morgen allgemein Recht haben, wenn er nur die Güte hat heute zu sterben. Jeder, auch der geringste Mensch und das geringste Talent, würde eine leichtere Carriere machen, wenn er gestorben auf die Welt käme!

Wenn ich, m. f. H. u, H., vor 20 Jahren gestorben wäre, könnte ich heute von meinem Bischen Tode prächtig leben, selbst als ein Deutschtodter!

Auf was ich mich sehr freue, m. f. H. u. H., ist

auf die allgemeine Auferstehung! Das wird einen humoristischen Aufsatz geben, wenn der Genius der Auferstehung in die Posaune stoßen wird. Zuerst wird er rufen: „Messieurs les Français! levez vous!“ — Avec plaisir! — Dann wird er rufen: „You Mylords and Gentlemen! rise up!“ Und die Engländer werden sich langsam stellen und sagen: „Yes, Mylord!“ — Dann wird er rufen: „Magyar ember! kell fell!“ Und die Ungarn werden sagen: „Nem bánom, Istem uram!“ — Dann wird er zu den Juden sagen: „Die Börs' ist offen!“ Da werden sie gleich Alle aufstehen und schreien: „steigen mir?“ — Dann wird sich die Auferstehung rund um sehen und zu den Deutschen sagen: „Deutsche, steht auf!“ Da wird unter den lieben verstorbenen Deutschen eine große Confusion herrschen; der Reuß-Greitzer wird den Reuß-Schleitzer stupfen und der Lippe-Detmolder den Hohenzollern-Hechinger und fragen: „Meint er mich?“ und die Treubündler werden sagen, wenn wir nur eine Minute später aufstehen sollten als die Oesterreicher, bleiben wir lieber ganz liegen!

Aber, m. f. H. u. H., ich bemerke, daß sie auch schon gerne aufstehen möchten — ich sehe den Geist der Ungeduld bei Ihnen erscheinen, dieser Geist führt zwar nicht wie Bileams Geist ein bloßes Schwert in der Hand, aber ein bloßes Messer und Gabel. Aus dem Umstand aber, ob Sie glauben, daß ich diesen Geist zu früh oder zu spät gesehen habe, können Sie auch gleich wissen, ob ich der Prophet oder der Andere bin. —

Inhalt.



